RHEINSISCHER SAGEN- UND LIEDERSCHATZ IN...

Joh Wil Spitz




SIGILL: COLL: HARVARD: CANTAB: NOV: ANGL: 1650.
CHRISTO
ET
ECCLESIAE



ALTES HAUS im BYZANTINISCHEN STYLE—ANCIENNE MAISON DANS LE STYLE BYZANTIN

in Cöln. à Cologne.

Rheinischer Sagen- und Liederschatz

in

Volksgeschichten, Legenden und Mythen

vom

Rhein

und seinen Nebenflüssen.



Herausgegeben

von

Joh. Wilh. Spitz,

Inhaber der goldenen Denkmünze für Kunst und Wissenschaften.

1.



1843.

Düsseldorf und Cöln,

Buch- und Kunsthandlung von Joh. Wilh. Spitz.

Gruß.

Vom Rhein, und stets vom Rheine,
Von seinem würz'gen Weine,
Von seinem blauen Himmel
Und buntem Schiffsgewimmel,
Von seinem Wundergarten
Mit Städten, Burgen, Warten,
Von seinen Zauberfeien
Und Domen und Abteien,
Von seinen Wasserspiegeln
Und lachenden Rebenhügeln,
Von seinen kräft'gen Söhnen
Und holden treuen Schönen,
Von Jener Wagemuthe
Und Dieser Sinn für's Gute,
Ist stets in allen Zungen
Das Jubellied erklungen.
Dort ist das Buch der Sagen,
Wenn irgend, aufgeschlagen:
Dort schallt vom Wiesengrüne,
Wie Nachts an dem Kamine,
Auf waldverschlungnen Wegen,
Beim frommen Abendsegen,
Im Kind= und Greisenmunde
Gar manche schöne Kunde
Aus alt= und neuen Zeiten
In's helle Gold der Saiten. —
Was klar wie Glanz der Sonnen;
Was Glaube ausgesponnen;
Ein Kind sich vorgespiegelt;
Ein Weiser ausgeklügelt;

Was kecklich übten die Mannen;
Was fahrende Schüler ersannen;
Was in den öden Schachten
Bergmänner schlicht erdachten;
Was Handwerksburschen geträumet;
Landsknechte zusammengereimet;
Was in der Nonne Zelle
Gab Frieden und Himmelshelle;
Was fromme Mönche erfunden
Als Balsam für irdische Wunden;
Was in den Ausgeburten
Der Laune Studenten schnurrten;
Was Troubadoure tönten
Und liebende Jungfraun ersehnten;
Was durch so manch Jahrhundert
Das Volk als sein bewundert
Und mit geweihtem Namen
Gefaßt in goldne Rahmen:
Das Alles, und noch Mehres,
Doch einzig Heimisch-Hehres,
Bring' ich, die Heimath liebend
Und ihre Klänge übend,
Als Sage, Lied, Legende
Euch hier als rhein'sche Spende.
Mög' sie den Blick euch frischen
Gleich Alpenrosenbüschen;
Den Kummer euch besiegen
Wie Duft aus Rheinweinkrügen;
Und euer Herz erheben
Bis zu den Höhn der Reben,
Nein, höher, zu der Bläue,
Woraus den Blick der Weihe
Gerichtet nach dem Rheine
Von je der Ewig-Eine.

Der Rhein.

In Jungendträumen hört' ich schon
Der Rheineswellen Zauberton;
Ich träumte: Wollt' ich glücklich sein,
Ich könnt' es nur am Rhein, am Rhein.

Drauf wurd' ich Mann; mit Ruhm und Glück
Trieb deutsche Faust den Feind zurück;
Und herrlich in der Freiheit Gluth
Sah ich des Rheines heil'ge Fluth.

Und als der Friede uns umschlang,
Wie fühlt' ich heißen Liebesdrang
Nach meinem lieben deutschen Strom,
Der kühn durchwallt der Berge Dom.

Laut grüßt' ich ihn zum zweiten Mal
Beim majestät'schen Abendstrahl;
Und ob ich auch zur Heimath kam,
Sein Bild ich mit im Busen nahm.

Und fürder hatt' ich keine Ruh,
Es zog mich stets den Bergen zu;
Ich dachte: Ach, am Rhein, am Rhein,
Kann nur das wahre Leben sein.

Den Wanderstab nahm ich zur Hand
Und weit und breit zog ich durch's Land,
Sah manchen Strom, zog über's Meer,
Doch einen Rhein fand ich nicht mehr.

Und war der reiche Delavar
Columbia's auch noch so klar,
Als ich beschifft' die Ufer sein,
Ja, schön, bei Gott, jedoch — kein Rhein.

Ich hab' mich wacker umgesehn
Bei Wogendrang und Sturmesweh'n
Bin ziemlich überall zu Haus,
Doch ruh'n will ich am Rheine aus.

Und zög' ich auch noch zehnmal fort —
Lang läßt's mich nicht an einem Ort —
Zum eilften Male ließ ich's sein
Und spräch': Ich bleibe nun am Rhein.

Wenn sinnend ich am Ufer steh'
Und nach den Sieben Bergen seh',
Dann sprech' ich aus mit Mund und Hand:
Es ist doch gar ein herrlich Land.

Der Godesberg, der Drachenfels,
Gehüllt in zarten Nebelschmelz —
Mir ist, als wenn, bekränzt mit Wein,
Sie stimmten an: „Am Rhein, am Rhein!"

Das Volk, das an den Ufern lebt,
Und wie sein Strom gewaltig strebt,
Ein braves Volk, voll Lebensmuth —
Ich bin dem Volke herzlich gut.

In seiner Mitte blüht mir Glück,
Ich sehne niemals mich zurück;
Es ist so recht nach meinem Sinn:
Froh, gastlich — und so gradehin.

Auch trifft mein Fuß, wohin er zieht,
Auf Großes, das dereinst geblüht,
Und wo die Blicke sich ergehn,
Ist Herrliches im Land geschehn.

Deß freu' ich mich, und ohne Dunst
Vollführ' ich meine freie Kunst,
Frei wie der Rhein, der brausend wallt
Zu seinem Ziel ohn' Aufenthalt.

Und heißt es einstens: Gute Nacht,
Zieh' aus, o Geist, es ist vollbracht!
Dann sag' ich zu den Freunden mein:
„Gottlob! — begrabt mich an dem Rhein!"

C. S. Schier.

St. Gertrudens Minne.

Als die heilige Gertrud noch ein, obwohl sittsames, doch der Welt angehörendes Mägdlein war, führte sie ihren Namen Gertrud, die Vielgeliebte, mit vollem Rechte, denn Jeder, der die Jungfrau erblickte, fühlte den süßen Zauber ihres holdseligen Wesens. Besonders gab sich ihr ein Ritter, stolzen Namens und tapferer Thaten, dergestalt zu eigen, daß er seinen Sinn von allem andern Thun und Treiben ab, und einzig der holden Königin seines Herzens zuwandte, obgleich dieselbe noch durchaus jung an Jahren und er wohl dem Löwen zu vergleichen war, der sich von der Hand eines Kindes leiten läßt.

Gertrud war über alle Maßen mildthätig, eine Tugend, die sich bei ihr schon in den frühsten Jahren entwickelte, so daß sie zu wiederholten Malen im bloßen Hemdchen von ihren kleinen Streifereien heimkam, weil sie Alles, was sie auf sich trug, den Armen geschenkt hatte. Später zwar verbot ihr die Sittsamkeit eine solche Handlungsweise, in-

dessen war sie durch ihre gränzenlose Freigebigkeit immer so arm an Baarschaft und Kleinodien, daß sie nicht selten einen Nothleidenden unbeschenkt entlassen mußte, was ihr jedesmal so tiefen Kummer verursachte, daß sie den ganzen Tag in Thränen zubrachte.

An einem jener Tage, als sich eine arme Hausmutter, deren Mann erkrankt war, in ihrer höchsten Bedrängniß an sie gewendet hatte, wagte es der Ritter, ihr ein Geschmeide, das er bei sich trug, zur Hülfe für die Nothleidenden anzutragen; sie ergriff es mit dankbarer Begierde und eilte schnell damit in die Hütte der Armuth, wo sie den edlen Geber nannte, und den Haushalt in Freuden verließ. Der Ritter wollte Anfangs Hoffnung für seine eigenen Werbungen aus der Hast entnehmen, mit der die Jungfrau die Gabe ergriff, aber wenige Tage belehrten ihn, daß durchaus nur Gertrudens Mildthätigkeit und keine irdische Liebe Theil hatte an ihrer Willfährigkeit, sich ihm zu verpflichten. Dennoch beglückte ihn die Freudigkeit, mit der die Vielgeliebte alle Gaben aus seiner Hand annahm, um sie augenblicklich wieder zu vertheilen, so sehr, daß er sein Vermögen nicht schonte, um ihr immer häufigere Spenden zukommen zu lassen. Es hatte sich durch dieses gemeinschaftliche Wirken für die Nothleidenden eine sehr innige Freundschaft für den Ritter in Ger-

trudens Herzen geregt, die indessen viel zu arglos war, um zu ahnen, daß ihre eigene schöne Gestalt den Ritter zur Liebe entflammt haben könne, — so, daß sie seiner Handlungsweise keine anderen Beweggründe beilegte, als diejenigen, deren sie sich bei der ihrigen bewußt war.

Als Gertrud achtzehn Jahre zählte, theilte sie ihrem Freunde eines Tages mit, wie sie entschlossen sey, ihr Leben ihrem lieben Herrn Jesu und seinem von ihr besonders verehrten Jünger Johannes zu widmen, und daher sich in ein Kloster von der Welt zurückziehen wolle. Die Weise der Jungfrau bei diesem Bekenntniß war so rein und überirdisch, daß der Ritter sich scheute, ihr seinen tiefen Kummer über den Vorsatz mitzutheilen, nur wagte er es sie zu fragen, ob sie denn nicht mit einigem Schmerz auf die Aussicht verzichte, einen Mann zu beglücken und Kinder an ihre Brust zu drücken; worauf die Jungfrau ohne zu erröthen in holder Unbefangenheit erwiederte: daß sie nie einem Irdischen so zugethan seyn könne, wie ihrem lieben St. Johannes, und das sie schon jetzt Kinder wie Sand am Meere habe, da jeder Nothleidende ihr Kind sey. — Der Ritter fühlte, daß er vor solchen Nebenbuhlern verstummen mußte, und beschwichtigte seinen Schmerz. Er sah Gertruden von der Burg ihrer Väter Ab-

schied nehmen und in das Kloster ziehen. Sein einziges Glück bestand von jetzt an darin, die Jungfrau seiner Liebe von Zeit zu Zeit zu sehen, was die milde Regel des Ordens nicht verwehrte, wo er dann jedesmal nicht ihr, — denn das war ihm nicht mehr gestattet, — sondern ihrem Kloster reiche Geschenke darbrachte. Gertrud freute sich eines jeden solchen Besuches herzlich, und schloß ihren Freund täglich in ihr Gebet dermaßen ein, daß das Gefühl der Empfängerin immer rein und Gott gefällig blieb, während der Geber wohl fühlte, daß ihm bei seinen Spenden weniger an den armen Nothleidenden lag, als an der holden Jungfrau, deren Dank ihn erfreute. Auch ruhte für ihn kein Segen auf seinem, seit geraumer Zeit mit Nachlässigkeit verwalteten Vermögen, und da er für keinen Zufluß von anderer Seite Sorge trug, so ward der Strom seines Reichthums nach und nach immer seichter, und bald war der letzte Tropfen in Gertrudens Kloster geflossen.

Eine düstre Verzweiflung bemächtigte sich bei dieser Entdeckung des Ritters, denn wie sollte er sich jetzt ihren Dank verdienen. Er sattelte sein Roß und machte einen wilden Ritt auf die Haide, immer bei sich erwägend, wie er es möglich machen möchte, durch seine gewohnte Freigebigkeit auch ferner Gertrudens

holdes Lächeln zu gewinnen. — Da scheute auf einmal sein Roß vor einem Dornenbusche, und als es noch schnaufend davor stand, erhob sich ein grüner Jäger mit einem mißgestalteten Beine und einer Hahnenfeder auf der Mütze, der hinter dem Busche geruht zu haben schien. Der Grüne wußte bald ein Gespräch einzuleiten, und war in nicht zu langer Frist so weit mit dem Ritter gekommen, daß er der Vertraute aller seiner Sorgen war. — „Dafür," meinte der pferdefüßige Gast, „giebt es Rath; alle Schätze der Erde stehen mir zu Gebote, und kein Bergmann versteht so tief zu graben, als ich. Seht dieß Pergament, das mir nach sieben Jahren erst Eure Seele zu eigen giebt, wenn Ihr's mit Eurem Blute unterschreibt. Besinnt Euch nicht lange, und diese sieben Jahre hindurch sollt Ihr haben — was Euer Herz begehrt." —

Der Ritter dachte nicht an seiner Seele Heil, sondern nur an Gertrudens Dank, wenn sie sich durch ihn in den Stand gesetzt sähe, allen Armen, von denen sie nur irgend hören könnte, zu helfen. Und schnell ritzte er sich eine Ader auf und ergab sich dem Teufel, indem er die Hahnenfeder des Grünen, die dieser zierlich zugespitzt von seiner Mütze nahm, in sein rothes Blut tauchte und seinen Namen an das Ende des Pergaments setzte.

Jetzt eilte er heim, und fand seine Geld-kisten gefüllt — und jemehr er dem Kloster schenkte, desto reicher ward er. Aber nie berührte er zu seinem eigenen Bedarf einen Heller von dem gefährlichen Schatze, und lebte nach wie vor in Einfachheit und strenger Entsagung.

So vergingen sieben Jahre und Gertrud war Abtissin ihres Klosters geworden, ohne daß ihre geistliche Standes-Erhöhung den freundschaftlichen Verkehr mit ihrem Ritter im Mindesten unterbrochen hatte. — Der Tag, wo alle Herrlichkeit des Armen ein Ende haben sollte, war heran genaht, und der Ritter beschloß, den Morgen noch einmal zu Gertrud zu gehen, und dann den Nachmittag zur Hölle zu fahren. — Als er scheiden wollte, kündigte er an, daß er am Vorabend einer großen Reise sey, und seine Freundin wohl lange nicht wiedersehen werde. Gertrud sagte: „Des Herrn Wille geschehe! Aber eins müßt Ihr mir nicht abschlagen, vor dieser weiten Reise: nämlich noch einmal, unter St. Johannes Weihe, auf meine Minne zu trinken, denn ich möchte wohl sicher sein, daß Ihr in der Ferne meiner nicht vergäßet, wie Euch denn auch andererseits der Weihetrank meines Heiligen vor allem Uebel bewahren wird." —

Mit zerknirschtem Herzen trank der un-

glückliche Ritter Gertrudens Minne, schwang sich auf's Roß, und sprengte mit verhängtem Zügel jener Haide zu, wo er sein Verderben zu finden gewärtig war. Auch sah er schon von Weitem den grünen Jäger, mit seiner Pergamentrolle in der Hand, am Dornbusche stehen, und er zog den Zügel an und ritt langsamer, Gertrudens mit innerer Seelenangst gedenkend hinan. Da prallte plötzlich der Grüne einige Schritte zurück, und rief: indem er das Pergament von sich warf: „Da habt Ihr Euren Kontrakt zurück; — sie sitzt ja hinter Euch mit ihrem Heiligenschein und wehrt mich ab.“ — Und mit diesen zornig gesprochenen Worten war der Jäger verschwunden, und auf der kahlen Haide war nichts zu sehen als das zerknitterte Pergament. — Der Ritter ritt nach Hause und fand in seinen Kisten den ganzen Schatz unversehrt liegen. — St. Gertrudens Minne hatte ihn geheiligt.

A. T. Beer.

Eine Geusenwacht.

Es war bei einem Zapfer, im Weichbild Rotterdam's,
Da becherten sie tapfer in Federhut und Wamms.
Sie ritten nach Vlissingen, und wollten ziehn vor Tag;
Mit Trinken und mit Singen hält man sich leichtlich wach.

Die Maas ist zugefroren, von Eis glänzt jede Gracht,
Den Mantel um die Ohren, steht vor der Thür die
Wacht.
Eiszapfen, Schneegeträufel liebt auch kein Hellbardier:
„Die Zapfen hol' der Teufel! Den Zapfen lob' ich
mir!"

Doch drinnen, aufzuthauen den Frierer auf der Hut,
Schallt's: „Wilhelm von Nassauen bin ich von deut=
schem Blut.
Ein Prinze von Oranien bin ich frei unverwehrt!
Den König von Hispanien hab' ich allzeit geehrt."

Er stellt sich vor die Scheiben und schaut in das
Gemach:
Da ist ein wüstes Treiben, da spricht man von der
Sach',
Für die man ziehn und fechten, und Blut will lassen
gern.
Sie reden und sie rechten, die knebelbärt'gen Herrn.

Gescheuert an den Wänden, reihn sich die Fässer
blank,
Die Wirthin mit behenden Schenkmädchen übt den
Schank.
Ihr Haar schmückt statt des Bandes ein Goldblech,
kriegerisch schier,
Der Frauen dieses Landes gewohnte Schläfenzier.

Das eilt sich — an den Tischen wird oft der Krug
geleert,
Da sitzen die Reiter, zwischen den Knien ihr gutes
Schwert.
Wohl ist des Hutes Feder von Pulverdampf vergilbt,
Doch keck hat ihn ein Jeder auf's blonde Haar
gestülpt;

Und keck wird er geschwungen, der Wein spritzt in
die Höh,
Von fünfundzwanzig Zungen vernimmt man „Vivent
les gueux!“
Und wenn die Krüge tröpfeln, wenn jeder Kelch geleert,
Dann werden mit den Klöpfeln die Gläser umgekehrt.

Dann giebt's ein helles Klingen, dann werden
Glocken draus,
Dann läuten sie mit Singen König und Herzog aus.
Dann greift ein jeder Reiter von selbst nach seinem
Schwert,
Dann singt ein jeder Läuter, daß man es weithin
hört:
„Rasch, siebenzehn Provinzen, stellt euch nun auf
den Fuß!
Empfanget nun den Prinzen mit freudelichem Gruß!
Stellt euch zu sein'n Panieren, jeder als treuer
Mann!
Thut helfen verlogiren duc d'Alve; den Tyrann.“

„Nicht um euch zu verderben kommt er, dies treulic
glaubt!
Er läßt euch wiedrum erben, was man euch ha
geraubt.
Zu gut dem König von Spanien thut offenen Beistan
Dem Prinzen von Oranien als seinem Lieutenant.“

„Sein Trommeln und Trompeten bringen euch kein
Dangier!“
„Das klebt am Tisch, wie Kletten,“ ruft da der
Hell'bardier.
Er ruft: „Nun laßt uns jagen zum Grafen von
Lumė!
Es fängt schon an zu tagen, auch leuchtet uns der
Schnee.“

Sie hören auf zu schellen: „Ruft der uns schon zu
Hauf?“ —
Sie ziehen aus den Ställen die Ross', und sitzen
auf.
Es geht im scharfen Trotte durch die bereifte Früh;
Gen Süden von der Rotte zur Schelde traben sie.

Ferd. Freiligrath.

Die Leiche von Rotterdam.

Wahr.

Das wahr zu Rotterdam,
Da saß ein armer Dichter
Tief in den Schuldenschlamm,
Der Wucherer Gelichter
Verfolgt ihn bis auf's Blut,
Und endlich sprach der Richter:
„Verkaufet Hab' und Gut
Dem insolventen Dichter."

Die Juden griffen zu!
Wie wurde ausgeplündert!
„Du, Pfeife, auch! auch du!!
Die mir so oft gelindert
Der Selbstverzweiflung Pein!"
Doch was half da das Klagen —
Man griff zum Bücherschrein,
Um den noch fortzutragen.

Doch horch, welch greller Schrei . . .
Das Haupt der Wuchrer selber,
Ein gräuliches Gebräu
Aus Vieh und Stein, ein gelber
Und schielender Kujon,
Fuhr zitternd auf und bebte,
Und rief im Klageton:
Sagt, wer das je erlebte!

Denn hinterm Bücherschrein
Stand, ohne Wang' und Lippe,
Ein weibliches Gebein,
Ein moderndes Gerippe.
Mit Büchern war's umstellt,
Lag in papiernen Särgen,
Um vor dem Blick der Welt
Die Leiche zu verbergen.

Er ist ein Mörder! schrien
Die wucherischen Buben.
Reißt ihn zum Richter hin! —
Man schleppt ihn aus der Stuben,
Wirft in's Gefängniß ihn.
Die Richter inquiriren,
Die Herrn der Medizin
Die Leiche visitiren.

Doch alle sagen aus:
„Die Leich', die man gefunden
In jenes Dichters Haus,
Starb nicht an Gift und Wunden;
Es muß ihr sanft und gut
In ihren Todesstunden
Gewesen seyn zu Muth —
So haben wir's befunden."

Der Dichter wird befragt:
„So sprecht, wie es gekommen,
Daß ihr so unverzagt
Die Leich zu euch genommen."

Zwei Tropfen traten hell
Dem Armen vor die Blicke,
Doch drängte er sie schnell
Nach ihrem Quell zurücke.

Dann faßt' er sich und sprach:
„Die ihr habt todt gesehen,
War meine Schwester, ach!
War stets in meiner Nähen;
Sie pflegte mich so treu,
Half treu mir Brod erwerben —
Doch Glück ist bald vorbei,
Sie sollte plötzlich sterben."

„Die Kosten sind gar groß,
Wird Einer hier begraben.
Ich, tief im Armuthsschooß,
Wo sollt' ich Gelder haben,
Der Schwester, mir so lieb,
Ein ehrlich Grab zu kaufen!
Ich war zu brav zum Dieb,
Zu ehrlich zum Ersaufen."

„Mir fiel nichts Andres ein,
Als meiner lieben Schwester
Geheiligtes Gebein
In meiner Bücher fester
Und nicht zu theuren Truh
Ewig bei mir zu halten,
Und bis zur ew'gen Ruh
In Lieb' nicht zu erkalten." —

Wie aber bliebst du nur —
Frug mitleidsvoll der Richter —
Nah solcher Leichenspur,
Der joviale Dichter?
Wie fandst du in der Noth
Und labyrinth'schen Krümmung
Des Daseyns, bei dem Tod,
Die muntre Sängerstimmung?

„O fragt mich nicht darum!
Laßt mich davon nicht sprechen!
Der wahre Schmerz ist stumm!
Ihn äußern, oft Verbrechen!
Ihn tragen, heiß' ich groß!
Genug, ihr habt jetzt Kenntniß
Von eines Dichters Loos —
Schenkt weiteres Geständniß."

„Ich sang von Duft und Lenz,
Indeß um mich gemodert
Tod, Schreckniß, Pestillenz; —
Von Wein, der mich durchlodert,
Indeß kein Stückchen Kien
Die Stube mir erwärmte; —
Von Lieb', indeß ich bin
Nach einer Leiche schwärmte."

Der Richter wurde mehr
Und immer mehr beweget:
„Dein Schicksal rührt mich sehr,
Und Alles in mir reget

Zu deinen Gunsten sich;
Ich will dir Hülfe bringen:
Doch wie am besten, sprich,
Glaubst du, kann dies gelingen?"

Da rief der Dichter: „Dank!
Dank nochmals! Aber glaubt mir,
Ich brauch' nur an den Schrank
Zu denken, dann beraubt mir
Blos der Gedanke gar
Der Hoffnung letzte Fährde,
Ob je es werde wahr,
Daß ich noch glücklich werde."

„Des Einen Loos ist Ruh,
Des Andern Kampf und Mühen.
Vergebens suchest du
Dem Schicksal zu entfliehen.
Stets wird's den Dichtern gehn
Als wie den Silberpappeln:
Sie soll'n nicht ruhig stehn —
Drum laß mich gehn und — zappeln."

J. B. Rousseau.

Bischof Friedrich.

„Vergebens ist dein Drohn und Bitten
Mein König und mein Herr bist du!
Gehorsam ziemt dem Unterthanen,
Doch Unterthane bist auch du!
Nicht ich, der König aller Fürsten
Befiehlt es dir — er wird dich richten!
Verlaß die Eh', die dich entehrt
Und dich mit ew'ger Schuld beschwert."

„Verfolgt hast du mich listig grausam,
Umsonst! mich hat der Herr bewahrt.
Verlaß Juditha! nimmer duld' ich,
Daß Priestersegen euch verpaart.
Ihr häufet Aergerniß und Sünden!
Und heimlich übt ihr Doppelfrevel;
Hört auf! mein König, folge mir,
Der Tod, der Richter nahet dir!"

Dem König Ludwig schrieb es Friedrich,
Bischof von Maestricht, treu von Muth.
Der König zürnt, Juditha grollet,
Und eifert nach des Priesters Blut.
Sie fürchtet ihr geheimes Treiben,
Der König seine stillen Laster;
Er geht nach Frankreich, spricht zu ihr:
„Vollführe, was beliebet dir!"

Der Bischof weilt in seiner Kammer,
Ein heitrer Festtagsmorgen tagt,
Bereitet sich zum heil'gen Amte;
Da werden Boten angesagt.
Die Königin hat sie gesendet,
Der Heil'ge schaut und ahnt die Ränke,
Er spricht: „Erst meine Hirtenpflicht,
Dann steh' ich irdischem Gericht."

Schon schallt das hohe Festgeläute,
Versammelnd treuer Christen Schaar;
Die Orgel tönt; der Allverehrte,
Der Bischof steht am Hochaltar.
Er betet leise: „Gott im Himmel,
Nimm gnädig deines Sohnes Opfer
Für meine Schuld, für ihre Schuld!
Verzeih' nach deiner Vaterhuld."

Und festlich, ernst und seelenruhig,
Hat er das Opfer dargebracht;
Dann steigt er zur geliebten Stätte,
Wo er so oft das Volk entfacht.
Er spricht so wundersame Worte,
So innig traut und doch so mahnend,
Geheimnißvoll, und doch so treu,
Als ob's ein Vaterabschied sey.

„Geliebte! waffnet euch mit Stärke,
Es naht ein schweres Strafgericht;
Zertrümmert werden diese Hallen,
Und eurer Kinder schont man nicht.

Den König ehrt, ihr sollt nicht richten,
Den König schützt, ihr sollt nicht rächen;
Mich ehrt durch Glauben und Gebet,
Euch schütze Gottes Majestät!"

Und tiefer aus dem Herzen quollen
Die Worte seiner Hirtentreu;
Und alle fühlten seine Wehmuth,
Und wußten nicht, ob's Ahnung sei.
Er gab den Segen, schied voll Hoheit,
Ging einsam noch und bat um Stärke;
Und dann ließ er die Boten nahn,
Sie treten ein, er spricht sie an:

„Ich weiß, wozu ihr euch verdungen;
Durch Untreu nur kann ich entfliehn.
Was ihr verspracht, mögt ihr vollenden,
Mir bringt es mehr, als euch, Gewinn.
Wenn Thronen einmal Mord beschließen,
Dann finden Mörder sich in Fülle;
Drum zögert nicht, hier stoßet zu!
Ihr überliefert mich der Ruh."

Wohl stutzen sie, doch Geldesgierde
Greift nach dem Dolch, er ist gezückt;
Die Seele grimmt, der Böse waltet,
Der Dolch wird tief ins Herz gedrückt.
Der Bischof sinkt; er flüstert sterbend:
„Enteilt, ihr Armen, sucht zu leben,
Auf daß ihr Reue noch gewinnt
Und Gottes Gnad' und Trost verdient!"

Die Stadt vernimmt's; der König weiß es;
Die That eilt stürmisch durch das Land.
Der König bangt, die Stadt erglühet,
Doch ehrt sie noch des Todten Hand.
Die waltet noch mit treuer Milde,
Die winket noch zu Ruh und Frieden;
Dem König bleibt man unterthan,
Den Heil'gen liebt und ehret man.

Doch weh, das Maß ist voll! Es nahet
Von Norden her das Strafgericht;
Die Meere rauschen, Waffen klirren,
In Schrecken schwillet das Gerücht.
Normannen sind's, die wilden Horden,
Sie fluthen über Strand und Fluren
In's Land hinein, und Widerstand
Vermehrt der Raubgier Mord und Brand.

Und doppelt drückt's den König nieder,
Auch die Natur übt ihr Gericht;
Vor seinen Söhnen muß er flüchten,
Vom eignen Blut wird er bekriegt.
Nach unheilvollem Kampf und Zagen,
In Seelenangst und trübem Sinnen,
Ward jäher Tod sein letzter Theil —
Bei Gott allein ist Huld und Heil.

H. Bone.

Der Schwanenritter.

Legende.

Gottfried von Bouillon war der Oheim der Prinzessin Beatrix von Cleve; es war also auch ganz natürlich, daß ihr Vater, der Herzog Robert von Cleve, der Gatte von Gottfried's Schwester, sich entschloß, seinen Schwager auf dessen Kreuzzuge nach dem gelobten Lande zu begleiten. Trotz der Bitten seiner Tochter, trotz der Abmahnungen des Schwagers, bereitete Herzog Robert Alles zu seiner Abreise vor, und wenn seine Freunde ihm vorstellten, daß er seine einzige Tochter in dem zarten Alter von vierzehn Jahren ohne Schirm, ohne Stütze zurücklasse, allen Gefahren preisgegeben, so antwortete er nur mit der Devise, die er für den Kreuzzug in seine Banner aufgenommen hatte: Gott will es! —

Die Kreuzritter nahmen den Weg nach dem gelobten Lande durch Deutschland und Ungarn, und da Gottfried dadurch nicht sehr weit vom Wege abgeführt wurde, so reiste er zu seinem Schwager, um ihn persönlich abzuholen und seine geliebte Nichte noch einmal zu sehen. Sein Heer, das aus 10000 Rei=

tern und 70000 Fußknechten bestand, stellte er unter die Obhut seiner beiden Brüder, gab ihnen noch seinen Freund Rudolph von Alost bei, und reiste dann den Rhein hinab nach Cleve.

Seit sechs Jahren hatte er Beatrix nicht mehr gesehen, und in dieser Zeit war das Kind fast zur Jungfrau herangeblüht; überall sprach man von ihren Reizen, die in der Folge so wunderbar berühmt wurden, daß man noch heutigen Tages in jener Gegend, wenn man die vollendetste Schönheit bezeichnen will, sprichwörtlich sagt: Sie ist schön wie die Prinzessin Beatrix.

Von Neuem, obwohl wiederum vergeblich, bemühte sich Gottfried, seinen Schwager von dem Kreuzzug abzuhalten; dieser jedoch blieb fest bei seinem Vorsatze. Er hatte bereits angeordnet, wie es in seiner Abwesenheit gehalten werden sollte, hatte den Stallmeister Gerard, welcher durch seine Tapferkeit und persönliche Stärke weit und breit berühmt war und der sein vollstes Vertrauen besaß, zum Hüter der jungen Fürstin ernannt, und ihn mit dem Amte und den Rechten eines Vomundes und Bevollmächtigten bekleidet.

Gottfried, welcher mit prophetischem Auge in die Zukunft blickte, schenkte seiner Nichte einen geweihten Rosenkranz, welchen Peter der Einsiedler selbst aus dem gelobten Lande

mitgebracht hatte, allwo diese heilige Reliquie auf dem Grabe des Erlösers durch die Hand des Wächters am göttlichen Grabmal geweiht worden war. Peter hatte diesen kostbaren Rosenkranz dem Gottfried als einen heiligen Talisman verehrt, der die größten Wunder bewirken könne, und Gottfried gab der jungen Prinzeß die Versicherung, wenn irgend eine Gefahr ihr drohe, hätte sie nur mit festem Glauben und innigen Gottvertrauen ihre Gebete mit dieser heiligen Reliquie zu verrichten, und alsbald würde er den Ton des Glöckleins vernehmen, welcher an dem Rosenkranz befestigt sei, wäre er auch durch Wälder, Berge und Meere von ihr getrennt. Mit gläubigem Vertrauen und inniger Dankbarkeit nahm Beatrix den Talisman, dessen wunderbare Eigenschaften nur noch ihrem Vater allein bekannt wurden, aus des Oheims Händen, und erbat die, auch sogleich vom Herzog ertheilte Erlaubniß, eine Kapelle bauen zu dürfen, in welcher das Heiligthum im kostbarsten Schrein bewahrt werden sollte. —

Die Kreuzritter zogen gen Palästina; es war am 3. September 1096. Ohne Abenteuer und Gefahren durchzogen sie Deutschland und Ungarn, überschritten die Gränzen des griechischen Kaiserreichs, und gelangten, nachdem sie einige Zeit in Byzanz sich aufgehalten, nach Bithynien. Von dort gingen

sie nach Nicäa, und nicht leicht war es ihnen möglich, den Pfad zu verfehlen, denn derselbe ward ihnen deutlich vorgezeichnet durch umherliegende bleichende Gebeine, die Trümmer zweier Heere, welche, das Eine unter Peter dem Einsiedler, das andere unter Günther ohne Geld, dieses Weges gezogen waren.

Sie kamen vor Nicäa an; die näheren Umstände der Belagerung sind weltbekannt. Beim dritten Sturm fiel der Herzog von Cleve — sechs Monate später gelangte diese Trauerbotschaft zur verwaisten Tochter.

Das Heer zog weiter, aber unter solchen Leiden und Entbehrungen, daß die erschöpften Kreuzritter bei jeder Stadt, die sie erblickten, fragten, ob dies denn endlich Jerusalem wäre. Die Hitze ward so groß, daß die Hunde der Ritter verschmachtend verendeten und die Falken todt von der Faust, die sie trug, herabstürzten. Man erlitt bei dem gänzlichen Mangel an Wasser die ungeheuersten Verluste, so daß auf einem einzigen Halteplatz fünfhundert Mann starben. Gott nahm ihre Seelen zu sich!!!

Während dieses so langen und qualvollen Marsches war die Erinnerung an die Heimath, an die zurückgelassenen Lieben, die einzige Freude, die einzige Erholung der armen Kreuzritter. Selten verging ein Tag, daß Gottfried von Bouillon nicht mit seinem jungen

Freunde Rudolph von der reizenden Beatrix sich unterhielt; und in der Ueberzeugung, daß dieselbe ohne seine Einwilligung niemals ihre Hand vergeben würde, hegte er die schöne Hoffnung, daß, wenn der Aufenthalt im gelobten Lande nicht zu lange währte, er Beatrix und Rudolph vereinigen würde. Er hatte so oft und so glühend von den Reizen der schönen Nichte gesprochen, daß Rudolph sie liebte, ohne sie jemals gesehen zu haben, und wenn zufällig Gottfried ihrer nicht erwähnte, zögerte Rudolph nicht, das Gespräch auf sie hinzulenken.

Endlich kam das Kreuzheer unter den Mauern von Antiochia an; nach zehnmonatlicher Belagerung wurde die Stadt genommen — aber zu den verzehrenden Strahlen der tropischen Sonne, zu dem qualvollen Durst, der bei dem Wassermangel die Armee fast verschmachten ließ, gesellte sich noch der entsetzlich nagende Hunger. Es war nicht möglich, sich in dieser Stadt, die man wie einen Hafen der Ruhe ersehnt hatte, länger zu halten. Jerusalem war nicht allein ein Ziel — es war eine unumgängliche Nothwendigkeit. Nach langem Leiden erblickten die Kreuzfahrer endlich die heilige Stadt, aber sie waren jetzt von 900000 auf 40000 zusammengeschmolzen.

Am Tage nach der Ankunft begann die Belagerung; drei Stürme waren erfolglos,

der letzte dauerte drei Tage. Endlich an einem Freitag, am 15. Juli 1099, am Tage, zur nämlichen Stunde, als Jesus Christus gekreuzigt worden war, hatten zwei der kühnsten Stürmer die Mauern erklimmt und pflanzten die Fahne mit dem heiligen Kreuz auf; doch der Eine stürzte gleich darauf tödtlich getroffen zu Boden — es war der junge heldemüthige Rudolph von Alost, der Verlobte der Prinzessin Beatrix — der Andere war Gottfried von Bouillon — doch die goldenen Träume des Siegers waren jetzt zerstört, denn der Mann, der seine Nichte beglücken sollte, lag todt zu seinen Füßen.

Gottfried ward zum König von Jerusalem erwählt, doch blieb er dessenungeachtet Anführer des Kreuzheers. Bei der Rückkehr von einem Zuge gegen den Sultan von Damaskus kam der Emir von Cäsarea zu ihm, und bot ihm einige edle Früchte zum Geschenk. Der König aß einen Cederapfel — — und starb — vergiftet — vier Tage hernach, im eilften Monat seiner Regierung, im vierten Jahre seines Kreuzzuges nach Palästina, am achtzehnten Juli 1100. Er verordnete sterbend, man möge seine Leiche neben der sterblichen Hülle seines Freundes Rudolph beisetzen, und sein letzter Wille wurde erfüllt.

Spät erst gelangten diese Unglücksnachrichten in das Abendland, und verbreiteten

überall Trauer, doch nirgend solche tiefe Schmerzen, als in der Brust der armen Beatrix von Cleve, die jetzt Alles auf der Welt verloren hatte, den Vater, den Oheim, den künftigen Gatten. Am Mindesten schmerzlich war ihr der Verlust dieses letztern, den sie nicht gekannt, nie gesehen hatte, aber doppelt war sie durch Gottfried's Tod zur Waise geworden, denn sie hatte sich daran gewöhnt, ihn als ihren zweiten Vater zu betrachten.

In den fünf, seit der Abreise ihrer Lieben verflossenen Jahren, war Beatrix ein Ideal von Schönheit geworden. Sie war jetzt neunzehn Jahre alt, und hatte zu ihrem Entsetzen wahrgenommen, daß jener Stallmeister Gerhard, dessen Obhut sie anvertraut war, nicht gleichgültig gegen sie blieb. So lange ihr jedoch noch ein Vertheidiger lebte, verschloß Gerhard seine Absichten und Wünsche tief im Busen, doch seitdem die schöne Prinzessin eine Waise geworden, seitdem sie ganz allein, verlassen, ohne Schutz war, wagte er es, ihr seine Liebe zu gestehen. Beatrix wieß den Antrag mit jenem edlen Stolze zurück, der einer Fürstin geziemt, doch Gerhard hatte schon seinen Entschluß gefaßt, ehe er die Maske abgenommen. Er antwortete seiner jungen Gebieterin, daß er ihr, von heut ab, ein Jahr und einen Tag vergönnte, um Vater und Oheim zu betrauern, doch daß, nach dieser

Zeit, sie ihm ohne Widerrede zum Altare folgen müsse. Eine völlige Umwandlung war in seinem ganzen Wesen vorgegangen, der unterthänige Diener war plötzlich gebietender Herr geworden! — Die arme Beatrix sah keine Rettung; von Menschen konnte ihr keine Hülfe kommen, sie wandte sich zu Gott, und der Herr flößte ihr, wenn auch nicht Hoffnung, doch Ruhe und Ergebung in's Herz. Gerhard ließ von diesem Tage an die Thore des Schlosses verschließen, die Brücken aufziehen und alle Posten verdoppeln, aus Furcht, daß Beatrix ihm entfliehen könne.

Wohl dachte die Prinzessin daran, daß in der Kapelle, die sie einst erbauen ließ, sich jener wunderthätige Rosenkranz befand, und wenn Gottfried noch gelebt, würde sie in gläubigem Vertrauen das Glöcklein habe ertönen lassen, ihn zu ihrer Hülfe herbei zu rufen, weil er ihr gesagt, daß er es hören würde, wäre er auch durch Wälder, Berge und Meere von ihr getrennt — aber der Held war ja todt, und wenn sie auch bei jedem Paternoster daß Glöcklein hell erklingen ließ, so lebte ihr doch keine Hoffnung, einen Erretter, einen Beschützer nahen zu sehen. —

Tage, Monate vergingen — das Jahr war verronnen. Gerhard hatte Niemand in's Schloß gelassen. Niemand wußte daher etwas vom Schicksal der Prinzessin; im Uebrigen war

auch die Blüte der Ritterschaft in Palästina, und kaum lebten zwei oder drei Ritter am Rhein, welche es gewagt haben würden, mit dem gefürchteten Gerhard den Kampf zu bestehen und die schöne Gefangene zu befreien.

Der letzte Tag der Frist war gekommen. Beatrix hatte wie gewöhnlich ihre Gebete verrichtet. Die Sonne stralte heiter vom blauen Firmament herab, als ob das göttliche Licht nur Glückliche zu begrüßen gehabt hätte. Die junge Fürstin setzte sich auf den Altan des Schlosses und ihr schönes Auge blickte voll Sehnsucht und Schmerz in die Gegend hinaus, wo sie ihre Lieben zuletzt gesehen hatte. Da bemerkte sie plötzlich in weiter Ferne auf dem spiegelglatten Strom einen kleinen Punkt, der sich dem Schlosse näherte, von dem sie aber der großen Entfernung wegen noch nicht wußte, was es sei. Doch belebte von diesem Augenblick an eine innige Zuversicht ihre Brust, daß ihr Retter sich nahe.

Ihre Augen starrten fortwährend mit Anstrengung nach jenem Gegenstand, und bald war sie im Stande zu unterscheiden, daß es eine Barke sei, welche den Strom herunterschwamm, gezogen von einem Schwan, in der sich ein Ritter befand, welcher das Auge fest nach ihr gerichtet, wie sie nach ihm hinuntersah. Im Hintergrunde des Schiffleins stand ein völlig gerüstetes Streitroß. Der Schwan

war mit goldenen Zügeln an die Barke gekettet; der Ritter stand kühn da, in hellglänzender Rüstung, doch lag sein Helm und Schild neben ihm, und so konnte sie sehen, daß es ein schöner, junger, etwa fünfundzwanzig bis achtundzwanzig Jahre zählender Mann war, mit bräunlichem, von den Strahlen der Sonne verbrannten, schönen Gesicht, dessen sanfte blaue Augen und lange blonde Haare jedoch deutlich seine abendländische Abkunft bezeichneten. — So vertieft war Beatrix in ihre Beobachtungen, daß sie nicht bemerkt hatte, wie die Wälle und Mauern sich mit den Söldnern und Waffenknechten Gerhard's angefüllt hatten, welche gleich ihr das Schauspiel anstaunten. Ihre Verwunderung wurde um so größer, als sie bemerkte, daß die Barke, nicht sehr weit vom Schlosse, von dem Schwan an's Ufer gelenkt wurde, daß der Ritter sein Roß herausführte, den Helm aufsetzte, den Schild über den linken Arm streifte, sich in den Sattel schwang, und sich dem Schlosse nähernd mit der Hand dem Schwan ein Zeichen gab, worauf dieser den Strom wieder hinanzog, und später den Augen der ihm Nachstarrenden entschwand.

Etwa dreißig Schritte vom Schlosse entfernt, stieß der Ritter dreimal mächtig in ein Horn von Elfenbein, welches über seine Schulter hing, und sprach dann mit starker voll-

tönender Stimme: „Ich, ein Streiter des Himmels und Ritter der Erde, befehle Dir Gerhard, Vogt dieses Schlosses, im Namen göttlicher und menschlicher Gesetze, Deinen frechen Ansprüchen auf die Hand der Prinzessin von Cleve zu entsagen, welche Du, mißkennend ihren hohen Rang und Deine niedere Stellung, in schmählicher Gefangenschaft hältst; befehle Dir, in diesem Augenblick das Schloß zu verlassen, in welches Du als Diener kamst, worin Du jetzt als Herr und Gebieter herrschest; und wenn Du Dich dessen weigerst, so fordere ich Dich zum Zweikampf auf Leben und Tod, mit der Lanze, dem Schwert, der Streitart und dem Dolche, erkläre Dich für einen ehrlosen, feigen Verräther, welches ich Dir, mit der Hülfe Gottes und Unserer Lieben Frau vom Berge Karmel, beweisen werde, und werfe Dir demzufolge meinen Ritterhandschuh hin."

Bei diesen Worten warf der Ritter seinen Handschuh zur Erde, und man sah an seinem Finger einen Brillantring erglänzen, der so viel werth schien als eine Grafschaft.

Als einzige Antwort ließ Gerhard, dessen Tapferkeit nicht zu bezweifeln war, das Hauptthor öffnen, ein Page hob den Handschuh vom Boden auf und überreichte ihn dem, hinter ihm auf seinem Streithengst in voller Rüstung herausreitenden Vogt.

Nicht ein Wort wurde zwischen beiden Käm-

pfern gewechselt; der unbekannte Ritter schlug das Visir des Helms herunter; Gerhard that das Nämliche. Beide Ritter stellten sich auf, legten die Lanzen ein und stürzten in gestrecktem Rosseslauf auf einander los. Gerhard galt zwar für einen der muthigsten und kraftvollsten Männer des Rheinlandes, sein Harnisch war von dem besten Kölner Waffenschmied angefertigt, das Eisen seiner Lanze war in das Blut eines von den Hunden zu Tode gehetzten schwerverwundeten Stiers in demselben Augenblick getaucht, als sein Blut unter den letzten Zuckungen des Thieres entströmte, und dennoch zersplitterte diese Lanze wie ein Rohrstäbchen gegen den Schild des Unbekannten, während dessen Lanze mit einem Stoß den Schild, den Harnisch und das Herz seines Gegners durchbohrte. Gerhard stürzte, ohne einen Laut von sich zu geben, vom Rosse herab, wie von einem furchtbaren Blitzstrahl zerschmettert, und war todt, ohne Reue, ohne Beichte, ohne Absolution. — Beatrix lag auf den Knien und dankte Gott für ihre Rettung.

Der Kampf war so kurz, der Schreck, die Erstarrung so allgemein, daß keiner der Waffenknechte Gerhard's bei dessen Tode daran dachte, das Thor zu verschließen; der Ritter drang also ohne Widerstand in den ersten Hof, stieg vom Pferde, schlang den Zügel desselben um einen eisernen Mauerring, und ging die Treppe zu

dem Altan hinauf, in demselben Augenblick, als Beatrix schon ihrem Befreier entgegen trat.

Betrachtet dies Schloß als das Eure, edler Ritter, redete sie ihn an, denn Ihr habt es erobert. Je länger Ihr in seinen Mauern verweilt, desto größer wird meine Dankbarkeit sein.

„Schöne Dame," erwiederte der Ritter, „nicht mir, Gott dem Herrn allein gebührt Euer Dank, denn Gott hat mich zu Eurer Rettung hergeführt. Dies Schloß ist seit Jahrhunderten der Sitz Eurer Ahnen, möge es noch zehn Jahrhunderte Euren Nachkommen gehören."

Beatrix erröthete, denn sie wußte, daß sie die Letzte ihres Stammes sei.

Der Ritter nahm die gebotene Gastfreundschaft dankbar an. Er war jung und liebenswürdig, Beatrix die vollendeteste Schönheit. Nach drei Monaten bemerkten die jungen Leute, daß mehr als Freundschaft auf der einen, als Dankbarkeit auf der andern Seite obwalte; der Ritter gestand, daß er die Prinzessin liebe; und sie, obwohl er hier fremd war und weder Land noch Leute zu haben schien, dennoch fest überzeugt, daß er von edler Abkunft, bat ihn, ihr Herz, ihre Hand, ihr Fürstenthum anzunehmen, welches er ja durch seine unerwartete Ankunft, durch seine heldenmüthige Tapferkeit

ihr gerettet habe. Der Ritter sank zu den Füßen seiner Dame hin, und nicht zugebend, daß sie ihn erhob, sagte er: Laßt mich hier liegen, und auf meinen Knien zu euch sprechen; o gefiele es Euch doch, meine Bitten mir zu gewähren!

Sprecht, was verlangt Ihr? Eure Worte erachte ich als Befehl, als ob ich schon in Euch meinen Herrn und Gemahl erkannt.

Ich kann, versetzte der Ritter, das große Glück, dessen Ihr mich für würdig erachtet, nur unter Einer Bedingung annehmen.

Sie ist gewährt, möge sie bestehen, in was sie wolle.

Es ist die, daß Ihr niemals mich fragt: Wer ich bin, woher ich kam, und wer mich gesendet. Ich liebe Euch zu unsäglich, als daß ich eine dieser Fragen nicht beantwortete; hätte ich aber einmal die Antwort gegeben, so dürfte ich nicht länger bei Euch verweilen, und wir wären getrennt für immer. Das ist das Gesetz, welches jene Macht mir aufgelegt hat, die mich über Berge, durch Wälder und über Meere zu Euch geführt.

Was kümmert mich der Name, was der Ort, woher Ihr kommt, und wer Euch zu mir gesendet? Ich vergesse die Vergangenheit und lebe nur der Zukunft. Euer Name ist: Der Schwanenritter, Ihr kommt aus einem gesegneten Lande, und Gott der Herr hat Euch hier-

her gesendet. Warum brauche ich mehr noch zu wissen? Hier nehmt meine Hand!

Der Ritter bedeckte die schöne Hand mit glühenden Küssen, und einen Monat später vereinte der Priester ihre Hände am Altare der Kapelle, vor welchem Beatrix ein Jahr lang unter heißen Thränen Gott um Rettung angefleht hatte.

Der Himmel segnete ihren Bund, und Beatrix schenkte ihrem geliebten Gatten binnen drei Jahren drei Söhne, welche die Namen Robert, Gottfried und Rudolph erhielten. Noch drei Jahre verflossen dem Paare in einer paradiesischen Glückseligkeit, welche einer andern, bessern Welt anzugehören schien.

Mutter, sagte eines Tages der junge Robert, wie ist denn der Name meines Vaters?

Warum fragst du das, mein Sohn? antwortete Beatrix erschreckt.

Weil der Sohn des Barons von Aspern mich darum gefragt hat.

Dein Vater heißt: Der Schwanenritter, er hat keinen andern Namen.

Das Kind begnügte sich mit dieser Antwort und kehrte zum Spiel zu seinen jungen Freunden zurück.

Noch ein Jahr verging dem Ehepaar, wenn auch nicht mehr in einem Entzücken wie die früheren Tage, doch in süßer ungetrübter Heiterkeit und Ruhe.

Mutter, sagte wiederum eines Tages der kleine Gottfried, als der Vater in einer von einem Schwan gezogenen Barke hier erschien, von wo kam er denn her?

Warum fragst du das, mein Sohn? antwortete Beatrix seufzend.

Weil der Sohn des Grafen von Megan mich darum gefragt hat.

Er kam aus einem fernen, unbekannten Lande; mehr weiß ich nicht.

Diese Antwort genügte dem Kinde, welches sie seinen Kameraden mittheilte und weiter fortspielte an dem lachenden Ufer des schönen Rheinstroms.

Noch ein Jahr verfloß, doch in diesem überraschte der Ritter oftmals seine Gattin träumend, nachdenkend und voll Unruhe; er aber schien es nicht zu bemerken, und verdoppelte seine Sorgfalt und Zärtlichkeit.

Mutter, sagte jetzt endlich der kleine Rudolph, wer hat denn dem Vater gesagt, als er dich aus der Gewalt des bösen Vogts befreite, daß du seiner Hülfe bedürftig seist?

Warum fragst du das? antwortete Beatrix, innerlich erbebend.

Weil der Sohn des Markgrafen von Gorkum mich darum gefragt hat.

Gott hat ihn gesendet, welcher auf alle Leidende herabsieht, und ihnen seine Engel zu Hülfe sendet.

Das Kind fragte nicht weiter; es war daran gewohnt, Gott als den Vater aller guten Menschen zu betrachten, und es staunte daher nicht, daß ein Vater das für sein Kind that, was Gott für seine Mutter gethan hatte.

Doch Beatrix sah die Sache von einer andern Seite an; sie wußte, daß der Name des Vaters der größte Schatz für den Sohn sei. Ach, ihre drei Söhne waren ohne Namen! Dieselben Fragen, welche die Kinder an ihre Söhne gerichtet, werden sicher einst von den Männern wieder an sie gerichtet werden, und den Männern konnten sie nicht antworten, was sie den Kindern geantwortet. Sie versank in tiefe, anhaltende Schwermuth, und faßte endlich den Entschluß, was auch daraus entstehen möchte, von ihrem Gatten das Geheimniß zu erforschen, welches sie nie zu erwähnen versprochen hatte.

Der Ritter sah diese zunehmende Traurigkeit, und errieth den Grund derselben. Mehr als Einmal war er beim Anblick seines leidenden Weibes auf dem Punkt, ihr Alles zu sagen, doch jedesmal ward er durch die schreckliche Gewißheit zurückgehalten, sie alsdann auf immer verlieren zu müssen.

Endlich konnte Beatrix es nicht länger ertragen; sie suchte ihren Gatten auf, und zu seinen Füßen niedersinkend, beschwor sie ihn

im Namen ihrer Kinder, ihr zu sagen, wer er wäre, woher er gekommen, und wer ihn gesendet.

Der Ritter wurde bleich wie der Tod, dann drückte er seine Lippen auf die Stirn der vor ihm Knieenden, und küßte sie innig. — Ach Himmel — es mußte ja also kommen, seufzte er, und fügte hinzu: Diesen Abend werde ich deinen Wunsch erfüllen.

Es war ungefähr sechs Uhr Abends, als der Ritter mit seinem Weibe auf dem Altan des Schlosses erschien. Beatrix war niedergeschlagen und betrübt, der Ritter still und traurig. Beide saßen einige Zeit stumm neben einander, und instinktartig wandten sich ihre Blicke nach der Gegend hin, wo sie ihn vor neun Jahren zuerst erblickt hatte. Wieder wie damals bemerkte Beatrix in weiter Ferne einen Punkt, der sich zu nähern schien — und sie erbebte — der Ritter seufte tief — derselbe Gedanke durchzuckte Beider Seele — ihre Augen begegneten sich; die des Ritters drückten den tiefsten Schmerz aus, Beatrix konnte ihren Anblick nicht ertragen, und sank vor ihrem Gatten auf die Kniee.

Nein — nein, geliebter Freund, rief sie, entdecke mir nicht jenes Geheimniß, das uns so theuer zu stehen kommen würde; vergiß die Fragen, die ich dir gestellt, und wenn du unsern Söhnen auch keinen Namen hinterlassen kannst,

so werden sie doch gut werden, edel und großherzig, wie ihr Vater.

Höre mich an, meine theure Beatrix, entgegnete der Ritter. Alles was geschieht, ist durch den Allmächtigen vorhergesehen, und da er erlaubt hat, daß du jene Frage mir stelltest, so ist dies ein Zeichen, daß meine Stunde gekommen ist. Ich habe neun Jahre mit dir verlebt, neun Jahre eines Glücks, welches nicht dieser Welt angehörte, das ist eine größere Gnade, als je ein Mensch erlangen kann. Danke dem Höchsten, wie ich ihm danke, und höre, was ich dir zu sagen habe.

Nein, nein, nicht ein Wort! rief Beatrix; ich beschwöre dich!

Der Ritter streckte die Hand nach dem Punkte aus, welcher jetzt deutlicher hervortrat, und Beatrix erkannte, wiewohl noch entfernt, die Barke mit dem Schwan.

Du siehst, daß es Zeit ist, sprach er. Erfahre also, was zu wissen schon lange der geheime Wunsch deines Herzens ist, und was du erfahren mußt, sobald du mich darum fragtest.

Beatrix ließ in Thränen schwimmend ihren Kopf auf die Kniee des Gatten sinken, dieser betrachtete sie mit einem unendlichen Ausdruck der Liebe und des Schmerzes, und legte seine Hand auf ihre Schulter. Ich bin, sagte er dann, der Waffengefährte deines Vaters, der Freund deines Oheims Gottfried von Bouillon,

der Graf Rudolph von Alost, welcher bei dem Sturm auf Jerusalem's Mauern den Tod fand für den heiligen Glauben.

Beatrix stieß einen Schrei aus, hob das geisterbleiche Antlitz empor, und sah den Ritter mit starren, entsetzten Blicken an; sie wollte sprechen, aber nur unartikulirte Laute brachte sie hervor, wie diejenigen etwa, die man von Träumenden zuweilen hört.

Ich weiß es, fuhr der Ritter fort, das, was ich dir jetzt sage, ist dir unglaublich, doch erinnere dich, daß es auf der Stätte der Wunder war, wo ich den Tod fand; der Herr hat für mich gethan, was er für den Bruder Magdalene's gethan hatte.

Allmächtiger Gott, schrie Beatrix — was du da sagst, ist ja nicht möglich!!

Ich wähnte dich gläubiger, Beatrix, entgegnete der Ritter.

Du bist Rudolph von Alost? ...

Ich bin's! — Du weißt es, daß Gottfried mich mit seinen Brüdern beim Heere zurückgelassen hatte, als er deinen Vater zum Zug in das gelobte Land abholte. Von deiner Jugend und Schönheit entzückt, sprach er nach seiner Rückkehr, auf dem ganzen Wege nach Palästina nur immer von dir. Er liebte dich wie eine Tochter, aber auch mich wie einen Sohn, und hegte nur den einzigen Wunsch, uns beide zu vereinigen. Ich war damals zwanzig Jahr

alt, mein Herz rein wie das einer Jungfrau; das Gemälde, welches er mir von dir entwarf, entflammte meine Liebe für dich, ebenso, als ob ich von frühester Kindheit an dich gekannt hätte. Dein Vater fiel vor Nicäa, ich beweinte ihn aufrichtig, als ob er mein Vater gewesen. Sterbend ertheilte er mir seinen Segen, und erneuerte seine schon längst gegebene Einwilligung zu unsrer Verbindung. Von da an gewöhnte ich mich daran, dich als die Meine zu betrachten. Dein unbekanntes und mir doch so theures Bild schwebte vor meiner Seele, dein Name ertönte im Gebet zu Gott von meinen Lippen. Wir kamen vor Jerusalem an. Drei Mal wurden wir, die Stürmenden, zurückgeschlagen. Der letzte Sturm dauerte sechszig Stunden; wir mußten darauf verzichten, jemals die heilige Stadt zu betreten, wenn wir jetzt nicht siegten. Gottfried befahl den letzten Angriff; wir stellten uns an die Spitze eines kühnen Haufens, wir klimmten zusammen die Leiter hinan, wir hatten glücklich den Wall erstiegen, als ich plötzlich das Eisen einer Lanze dicht vor meinen Augen erglänzen sah — ein heftiger Schmerz durchzuckte mich, und Todesfrost durchdrang meinen Körper. Da sprach ich deinen theuren, geliebten Namen noch einmal aus ... und stürzte hin auf den Wall, in das Gewühl der Kämpfenden, ohne Etwas zu sehen oder zu fühlen — — ich war todt!! — —

Ich habe keinen Begriff von der Zeit, in welcher ich in dem Schlummer ohne Träume, den man den Tod nennt, verharrte; doch einmal schien es mir, als ob eine Hand auf meiner Schulter ruhte — ich glaubte, der Tag des Gerichts im Thale Josaphat sei angebrochen.

Ein Finger berührte meine Augenlide — ich schlug den Blick auf, und sah, daß ich in einem Sarge ruhte, dessen Deckel über mir schwebte, und vor mir stand ein Mann, den ich für Gottfried von Bouillon erkannte, obgleich ein Purpurmantel seine Schultern bedeckte, eine Krone ihn schmückte, und eine Glorie sein Haupt umgab. Er beugte sich über mich, hauchte seinen Athem in meinen Mund, und ich fühlte, wie dadurch Leben und Gefühl in meine Brust zurückkehrte, obgleich ich noch in den Sarg mit eisernen Klammern festgehalten schien. Ich wollte reden, doch ich brachte keinen Laut hervor. Erwache Rudolph, der Herr erlaubt es! so redete Gottfried mich an, und höre, was ich dir zu sagen habe. Da nahm ich mit übernatürlicher Gewalt meine Kräfte zusammen, und es gelang mir, deinen geliebten Namen auszusprechen. Von ihr will ich mit dir reden, sagte Gottfried.

Aber, unterbrach hier Beatrix den Ritter in seiner Erzählung, Gottfried war ja auch todt?

Ja, entgegnete Rudolph, doch höre, was

sich ferner begab. Gottfried war vergiftet worden, hatte aber vor seinem Tode verordnet, daß man seine sterbliche Hülle neben die meinige zur Ruhe legen sollte; man hatte seinen Befehlen Gehorsam geleistet, und ihn im königlichen Purpur mit der Krone auf dem Haupte beigesetzt; der Herr hatte zu diesem Schmuck noch die Glorie hinzugefügt. Gottfried theilte mir das Alles mit, denn es hatte sich erst nach meinem Tode begeben, und ich konnte es daher nicht wissen.

Und Beatrix? fragte ich ihn nun.

Höre, wie es ihr geht, antwortete er mir. Ich schlief, wie du, den süßen Schlaf der Ruhe in meinem Grabe, der Stunde des Gerichtes harrend, als es mir plötzlich ward, als ob ich aus einem tiefen Schlummer erwachte, als ob ich Gefühl, Leben zurückerhielt. Ich glaubte den Ton einer kleinen Glocke zu vernehmen, und jemehr das Leben zurückkehrte, desto deutlicher hörte ich diesen Ton, bald erkannte ich ihn auch für den Schall des Glöckleins, welches ich mit dem geweihten Rosenkranz an Beatrix geschenkt hatte. Zu gleicher Zeit kam auch das Gedächtniß mir wieder, und ich erinnerte mich der Wunderkraft, welche diesem heiligen Talisman verliehen war. Beatrix schwebte in Gefahr, und der Herr hatte erlaubt, daß der Ton des heiligen Glöckleins in mein Grab drang, und mich zum Leben erweckte. Ich

öffnete die Augen — es war finstre Nacht um mich her — da bemächtigte sich meiner eine entsetzliche Angst; denn, da ich keine Erinnrung an das Vergangene hatte, wähnte ich, daß ich lebendig begraben sei — doch in dem nächsten Augenblick schon durchdrang der Duft von Weihrauch das Grabgewölbe, heilige Gesänge hörte ich erschallen, zwei Engel hoben den Deckel meines Sarges weg, und ich erblickte Christus den Herrn, in der Nähe seiner heiligen Mutter, auf einem Wolkenthron schwebend. Ich wollte hinstürzen zur Erde, doch konnte ich mich nicht bewegen, ich fühlte aber, wie die Bande sich lösten, die meine Zunge gefesselt, und ich rief: Herr! Herr! Dein heiliger Name sei gelobt in Ewigkeit!

Christus öffnete den Mund, und seine Worte erklangen wie süßer Sphärengesang: Gottfried, mein edler gottesfürchtiger Streiter, hörst du Nichts?

Ach mein Herr Jesus! ich vernehme wohl den Klang des heiligen Glöckleins, welcher mich belehrt, daß die, deren Vater für dein heiliges Wort gefallen ist, deren Verlobter für deinen heiligen Glauben kämpfend starb, sich in Noth und Gefahr befindet, aus welcher nur du, o Herr, sie erretten kannst!

Wohlan so sprich, was soll ich für dich thun? Ich bin der vergeltende Gott! Fordere, deine Bitten sollen gewährt sein.

O mein Herr, für mich habe ich Nichts zu erflehen, denn du hast mehr für mich gethan, als je für einen Sterblichen. Du hast mich auserkoren, das Kreuz zu tragen nach Jerusalem und die heilige Stadt zu befreien aus den Händen Derer, die nicht an dein heiliges Wort glauben; du hast mir die goldene Krone verliehen, an dem Orte, wo du selbst, o Herr, die Dornenkrone getragen, und du hast mir vergönnt, in deiner Gnade zu sterben. Für einen Andern aber wage ich es, dich anzuflehen!

Was du begehrst, soll dir erfüllt werden, habe ich dir verkündet. In deinem Leben hast du meinem Worte vertraut; zweifelst du jetzt im Tode?

Wohlan, mein Heiland, du, der du in den Herzen der Menschen liesest und das Verborgenste erspähest, du weißt, mit welchem Kummer ich gestorben bin, weil ich einen, so lange Jahre in meiner Brust gehegten Wunsch nicht erfüllt sah, nämlich den Wunsch, den Jüngling, welchen ich wie meinen eigenen Bruder liebte, mit Derjenigen zu verbinden, welche mir theuer war wie eine Tochter. Der Tod hat sie getrennt. Rudolph fiel im Kampfe für deinen heiligen Glauben, gib ihm, o mein gnadenreicher Jesus, sein Leben zurück, und vergönne ihm, seiner Verlobten zu Hülfe zu eilen, welche in Noth und Gefahr schwebt, wie der Ton des Glöcklein besagt, der fortwährend er-

schallt, weil sie noch immer betet zu dir, o Herr, und um Rettung dich anfleht.

Also geschehe es, wie du es wünschest, sprach der Herr. Rudolph erwache und eile hin zum Schutze seiner Braut. Ich befreie ihn von den Fesseln des Grabes, bis zu dem Tage, an welchem sein Weib ihn fragen wird: Wer ist er, woher er kommt, und wer ihn gesendet. Diese drei Fragen mögen ihm als Zeichen dienen, daß ich ihn zu mir zurückrufe.

Herr! Herr! rief ich zum andern Male, dein heiliger Name sei gelobt in Ewigkeit.

Kaum hatte ich diese Worte ausgesprochen, als Jesus Christus in einer Wolke gen Himmel fuhr und Alles verschwunden war.

Da erhob ich mich aus meinem Grabe, legte meine Hand auf deine Schulter, um dich zu erwecken, drückte den Finger auf deine Augenlide, und blies dir meinen Athem in deinen Mund, um dir Leben und Sprache wiederzugeben. Jetzt, Rudolph von Alost, erhebe dich, denn es ist der Wille unsers Herrn Christus, daß du Beatrix befreiest aus ihrer Noth, und bei ihr bleibest bis zu dem Tage, an welchem sie dich fragen wird: Wer du bist, woher du kommst, und wer dich gesendet. Nachdem Gottfried diese Worte gesprochen, brachen die Bande, welche mich im Grabe festhielten; ich erhob mich so voll Lebenskraft, als bevor ich den Todesstreich empfangen hatte, und da ich

in meiner Rüstung begraben worden, so war ich vollständig bewaffnet, mit Ausnahme meines Schwertes, welches ich wahrscheinlich im Todeskampfe verloren, und das man später nicht wiedergefunden.

Gottfried gab mir sein eignes Schwert, welches von Gold war, hängte das Elfenbeinhorn über meine Schulter, dessen er sich im Gewühl des Kampfes zu bedienen pflegte, und steckte einen Brillantring an meinen Finger, welchen er einst von dem Kaiser Alexius zum Geschenk erhalten hatte. Dann umarmte er mich und sagte: Mein Bruder, Gott der Herr ruft mich zu sich, ich fühle es; lege den Stein wieder über mich, der mein Grabmal deckt, und wenn du diesen Liebesdienst erfüllt, so eile zu Beatrix. Nun legte er sich in seinen Sarg, schloß die Augen und rief zum dritten Male: Herr! Herr! dein heiliger Name sei gelobt in Ewigkeit! Noch einmal beugte ich mich über ihn, um ihn zu umarmen, aber er athmete nicht mehr, er war dem Herrn entschlafen!

Ich ließ den Stein, den eine göttliche Hand erhoben hatte, auf das Grabmal sinken, warf mich betend vor dem Altar nieder, und machte mich dann sogleich zu dir auf den Weg.

Vor der Kirche fand ich ein gerüstetes Schlachtroß, eine Lanze stand an der Mauer

ich zweifelte nicht, daß Eins wie das Andere für mich bestimmt war.

Die Lanze ergreifend, bestieg ich das Pferd, und wissend, daß der Herr ihm die Sorge anvertrauen würde, mich zu führen, legte ich demselben die Zügel auf den Hals, und ließ es ziehen, wohin es wollte.

Durch Syrien und die Türkei, durch Tracien, Dalmatien, Italien und Deutschland kam ich, nach einer Reise von einem Jahr und einem Tag, an das Ufer des Rheins. Auf demselben fand ich eine Barke, vor welche ein Schwan mit goldenen Zügeln gekettet war; ich bestieg die Barke, sie brachte mich hierher. Das Uebrige weißt du.

O Himmel, schluchzte Beatrix, da ist der Schwan mit der Barke, an demselben Ort, wo sie vor neun Jahren lag. Ich Unglückliche, diesesmal kommt sie, mich von dir zu trennen. O Rudolph, Rudolph, kannst du mir verzeihen?

Ich habe dir Nichts zu verzeihen, sprach Rudolph, sie an die Brust drückend; meine Frist ist abgelaufen! Gott ruft mich zu sich! Danken wir dem Höchsten für die neun Jahre der Wonne, die er uns geschenkt, und flehen wir ihn an, uns ähnliche Tage im Paradiese zu schenken.

Er rief seine drei Söhne herbei, umarmte den Aeltesten, Robert, schenkte ihm sein Schwert

und seinen Schild, und ernannte ihn zu seinem Nachfolger. Dann umarmte er Gottfried, seinen zweiten Sohn, schenkte ihm sein Elfenbeinhorn, und vermachte ihm die Grafschaft Louen; zuletzt umarmte er seinen dritten Sohn, schenkte ihm seinen Brillantring und die Grafschaft Messe.

Nachdem er zum letzten Male sein Weib an's Herz gedrückt, befahl er ihr zu bleiben, wo sie war, und empfahl seinen Söhnen, ihre Mutter zu trösten, welche sie weinen sahen, ohne die Ursache ihrer Thränen zu begreifen; dann stieg er hinab in den Hof, wo er sein Pferd völlig gesattelt und gerüstet fand, schwang sich auf, und ritt über die Wiese zum Ufer des Rheins, bei jedem Schritt sich umschauend nach seinen zurückgelassenen Lieben. Dort angekommen, stieg er in die Barke, zog sein Pferd nach, und der Schwan fuhr denselben Weg zurück, den Strom hin, bis der Ritter mit Barke und Schwan endlich im Nebel der Nacht verschwand . . . .

Von dieser Zeit an stieg die arme Beatrix, bis zum Ende ihres Lebens, jeden Tag auf den Altan, und schaute hinaus auf die grünen Fluthen des Rheins, aber nimmer sah sie weder den Schwan noch die Barke mit dem Ritter.

Nach Alex. Dumas von Ludw. Meyer.

Johanna Sebus.

Zum Andenken der Siebzehnjährigen Schönen Guten aus dem Dorfe Brienen, die am 13. Januar 1809 bei dem Eisgange des Rheins und dem großen Bruche des Dammes von Cleverham Hülfe reichend, unterging.

Der Damm zerreißt, das Feld erbraust,
Die Fluthen spülen, die Fläche saust.

„Ich trage dich, Mutter, durch die Fluth,
Noch reicht sie nicht hoch, ich wate gut.“ —
„Auch uns bedenke, bedrängt wie wir sind.
Die Hausgenossin, drei arme Kind!
Die schwache Frau!... Du gehst davon! —
Sie trägt die Mutter durchs Wasser schon.
„Zum Bühle da rettet euch! harret derweil;
Gleich kehr' ich zurück, uns allen ist Heil.
Zum Bühl ist's noch trocken und wenige Schritt;
Doch nehme auch mir meine Ziege mit!“

Der Damm zerschmilzt, das Feld erbraust,
Die Fluthen wühlen, die Fläche saust.

Sie setzt die Mutter auf sichres Land;
Schön Suschen, gleich wieder zur Fluth gewandt.
„Wohin, wohin, die Breite schwoll;
Des Wassers ist hüben und drüben voll.
Verwegen in's Tiefe willst du hinein!“ —
„Sie sollen und müssen gerettet sein.“

Der Damm verschwindet, die Welle braust
Eine Meereswoge, sie schwankt und saust.

Schön Suschen schreitet gewohnten Steg,
Umströmt auch gleitet sie nicht vom Weg,
Erreicht den Bühl und die Nachbarin;
Doch der und den Kindern kein Gewinn!

Der Damm verschwand, ein Meer erbraust's,
Den kleinen Hügel im Kreis umsaust's.

Da gähnet und wirbelt der schäumende Schlund
Und ziehet die Frau mit den Kindern zu Grund;
Das Horn der Ziege faßt das Ein',
So sollten sie alle verloren sein;
Schön Suschen steht noch stark und gut,
Wer rettet das junge, das edelste Blut!
Schön Suschen steht noch wie ein Stern,
Doch alle Weiber sind alle Fern.
Rings um sie her ist Wasserbahn,
Kein Schifflein schwimmet zu ihr heran.
Noch einmal blickt sie zum Himmel hinauf,
Da nehmen die schmeichelnden Fluthen sie auf.

Kein Damm, kein Feld! nur hier und dort
Bezeichnet ein Baum, ein Thurm den Ort.

Bedeckt ist Alles mit Wasserschwall;
Doch Suschens Bild schwebt überall. —
Das Wasser sinkt, das Land erscheint,
Und überall wird schön Suschen beweint. —
Und dem sei, wer's nicht singt und sagt,
Im Leben und Tod nicht nachgefragt! Göthe.

Das versunkene Schloß.

Den vom Vater auf den Sohn übergehenden Volkssagen, die oftmals Eigenthum einer ganzen Gegend werden, liegt gewöhnlich eine wahre Begebenheit, sehr oft ein heiliger Sinn zum Grunde. Es ist indessen in der Regel schwieriger, die Geschichte aus dem Nebel der Erdichtung in helles Licht zu setzen, als die moralische Bedeutung, die unmittelbar in die Augen fällt, zu erklären.

Eine der schönsten Legenden, die ich aus dem Munde des Volks vernommen, findet ihren Ursprung in jenen Gegenden des alten Gelderlandes (des jetzigen Herzogthums Cleve), wo die Niers, ein kleiner Fluß, schnellen Laufes dahinfließt; wo sie, mit majestätischen Windungen, die goch'schen Felder durchströmt und dann den Fuß jener Hügel bespült, von denen die schönste Aussicht über die mit Städten und Dörfern bedeckte Landschaft sich eröffnet.

Dort, am Fuße des Berges, liegt ein geheimnißvoller Fleck, vom Flüßchen eine Weile umarmt, bald aber wieder verlassen. Bei Jung und Alt ist dieser einsame Ort unter dem Namen: „Das versunkene Schloß" bekannt.

Im Lenz sieht man, an Sonn= und Fest=

tagen, die Jugend dahin ziehen, und manche der umwohnenden Jungfrauen eilt um die Zeit des Blumenflors, wenn ihre Beschäftigungen ihr einen Augenblick Ruhe vergönnen, dahin; denn alsdann entsprießen hier die schönsten Blumen, gleichsam wetteifernd, von selbst den Steinblöcken und dem Moose. Dann erblickt man dort Hyacinthen mit den lieblichsten Farben neben Tulpen in der verschiedenartigsten Pracht; Narzissen erheben ihre Stengel mit den schönsten Kelchen zwischen dunkeln und goldfarbigen Anemonen und Ranunkeln, während der Boden mit himmelblauen Veilchen und tausendfarbigen Primeln bedeckt ist.

Dem Fremdling, der um jene liebliche Zeit diesen Ort besucht, erweckt es ein sonderbares Gefühl, hier zwischen Gewölben und Trümmern, mitten unter Steinklumpen und Schutt, eine so seltene Blumenpracht, eine so malerisch bekleidete Verwüstung zu gewahren. Doch höher noch steigt sein Erstaunen, wenn das fromme Landvolk ihm erzählt, daß vor Jahrhunderten hier eine Burg gestanden, damals bewohnt von dem reichsten Rittergeschlechte, im Alterthum berühmt durch seine Thaten, späterhin durch sein Wohlleben und seine Verschwendungssucht.

Hier wohnte einst — so geht die Sage — ein reicher Ritter, dessen Hochmuth weder Maas

noch Ziel kannte. Seine Hunde trugen Edelsteine an den Halsbänden; silberne Reifen umgaben die Räder seiner Wagen; ja, mit goldenen Hufeisen waren seine Rosse beschlagen. Er selbst, mit seinen Rittern und Knappen, zeigte sich nie anders, denn in goldenen Rüstungen und Sammtkleidern, während die Frauen der Burg nicht minder prächtig in Seide, Atlas und den kostbarsten Spitzen gekleidet waren. Ja, Ost und West schienen hier ihre Schätze zu vereinigen.

War die Kleidung so glänzend: nicht minder waren es die prachtvollen Feste, die Gastmahle oder Turniere. Sie folgten einander Tag auf Tag, und der reichste Ueberfluß der köstlichsten Speisen und feinsten Getränke ward in silbernen Schüsseln aufgetragen, in goldene Becher eingeschenkt. Man trank und spielte, lachte und scherzte; man sang und tanzte; es war des Spielens und Vergnügens kein Ende. An die Zukunft dachte Niemand. Der Geistliche, der nicht abließ, seine ernstlichen Ermahnungen zu wiederholen, wurde verspottet. Das arme Landvolk wurde bedrückt; man hatte kein Mitleid mit dem Unglücklichen.

So war es auf dieser Burg beschaffen, als eines Abends ein Pilger des Weges kam und ganz ermüdet den Pfad zum Schlosse hinaufstieg. Niemand hielt die Hunde zurück, welche wüthend ihn anfielen; Niemand hörte auf seine

Bitte um Unterstützung, Nachtlager oder Speise. Der arme Mann stand eben vor der Burg, sich mit seinem Stabe gegen die Hunde vertheidigend, als der stolze Ritter mit seinen Knappen über den innern Burghof ritt, nachdem er in wildem Trabe den Acker verwüstet, den des Landmanns Fleiß gepflügt und besäet hatte. Wohl sieht er den armen Pilger, der zitternd ihn um Hülfe und Beistand fleht; allein statt ihn zu erhören, befiehlt er seinen Knechten, ihn zum Thor hinaus zu werfen, ihm seinen Wanderstab zu nehmen und den Alten der Wuth der Hunde zu überlassen.

In dem Augenblicke, wo die unbändigen Knechte dem greisen Pilger seinen Stab, bis jetzt die einzige Stütze seines Alters, entreißen wollen, tritt des Ritters jüngste Tochter aus dem Burggarten. An ihrem Arme hängt ein Körbchen mit den herrlichsten Blumen gefüllt; sie gewahrt des Pilgers Loos und befiehlt den Knechten, den Greis seines Weges gehen zu lassen, wendet sich dann mitleidsvoll an ihn, befragt ihn um seine Lage und geleitet selbst ihn zum Burgplatz hinaus.

Aber der Pilger schweigt. Er klagt nicht. Starr ist sein Auge auf die Burg geheftet. Seine Lippen beben. Endlich spricht er: „Es ist vorbei; wenn Ihr, o Fräulein, Euer Leben liebt, so eilet, diesem Orte zu entfliehen!“

Mehr vermochte er nicht zu sagen; allein

sein mitleidiges Auge schien das Fräulein zu flehen, ihm zu folgen und die Burg zu verlassen. Lächelnd schaute sie auf ihn und sprach mit Achselzucken: „Alter, ich begreife Euch nicht; geht nun Eurer Wege und zeigt Euch hier nie wieder!“ Hierauf wollte sie ihm ein Almosen reichen, was er jedoch entschieden verweigerte.

Drohend wendete er sein dunkles Auge zur Burg hinan; er richtete sich auf, die Hand wie zum Fluche gegen das Schloß erhoben. Nun ging er weiter, dem Berge zu, und als er am Abende jenes Tages sich auf dem Berge niedergelassen, als die ungezügelte Freude nochmals in vollem Jauchzen beim Festmahl erklang, der stolze Ritter mit seinen Gästen — Männern und Frauen — bis tief in die Nacht hinein in Uebermuth schwelgte und die Mitternachtsstunde erscholl — da versank plötzlich die ganze Burg in den Abgrund, und Niemand entging dem Fluche des Pilgers.

So blieb von dieser Stätte der Ueppigkeit und Wollust Nichts übrig, als nur der Burggarten mit allen seinen Blumen, zur Erinnerung an das edle Mädchen, zum Andenken an ihre Tugend.

Die Blumen verbreiteten sich über den ganzen Fleck. Die Kunde von dieser Begebenheit verbreitete sich bald unter das ganze Volk. Und in jedem Lenz erinnert noch die Blumen=

pracht den Einwohner, daß Verschwendung und Uebermuth sowohl ihre Strafe finden, als die Tugend ihren Lohn.

Nach dem „Gelderschen Volks-Almanak“
von G. Overmann.

Wallfahrt nach Kevlaer.

1.

Am Fenster stand die Mutter,
Im Bette lag der Sohn.
„Willst du nicht aufstehn, Wilhelm,
Zu schaun die Prozession?“

„Ich bin so krank, o Mutter,
Daß ich nicht hör' und seh';
Ich denk' an das todte Gretchen,
Da thut das Herz mir weh.“ —

„Steh' auf, wir wollen nach Kevlaer,
Nimm Buch und Rosenkranz;
Die Muttergottes heilt dir
Dein krankes Herze ganz.“ —

Es flattern die Kirchenfahnen,
Es singt im Kirchenton;
Das ist zu Köln am Rheine,
Da geht die Prozession.

Die Mutter folgt der Menge,
Den Sohn, den führet sie,
Sie gingen beide im Chore:
Gelobt seyst du, Marie!

2.

Die Muttergottes zu Kevlaer
Trägt heut ihr bestes Kleid;
Heut hat sie viel zu schaffen,
Es kommen viel kranke Leut'.

Die kranken Leute bringen
Ihr dar, als Opferspend',
Aus Wachs gebildete Glieder,
Viel wächserne Füß' und Händ'.

Und wer eine Wachshand opfert,
Dem heilt an der Hand die Wund';
Und wer einen Wachsfuß opfert,
Dem wird der Fuß gesund . . .

Die Mutter nahm ein Wachslicht,
Und bildete drauß ein Herz:
„Bring' das der Mutter Gottes,
Dann heilt sie deinen Schmerz.“

Der Sohn nahm seufzend das Wachsherz,
Ging seufzend zum Heiligenbild;
Die Thräne quillt aus dem Auge,
Das Wort aus dem Herzen quillt;

„Du Hochgebenedeite,
Du reine Gottesmagd,
Du Königin des Himmels,
Dir sey mein Leid geklagt!“

„Ich wohnte mit meiner Mutter
Zu Köllen in der Stadt,
Der Stadt, die viele hundert
Kapellen und Kirchen hat.“

„Und neben uns wohnte Gretchen,
Doch die ist todt jetzund —
Marie, dir bring' ich ein Wachsherz,
Heil' du meine Herzenswund'!“

„Heil' du mein krankes Herze,
Ich will auch spät und früh
Inbrünstig beten und singen:
Gelobt seyst du, Marie!“

3.

Der kranke Sohn und die Mutter,
Die schliefen im Kämmerlein;
Da kam die Muttergottes
Ganz leise geschritten herein.

Sie beugte sich über den Kranken,
Und legte ihre Hand
Ganz leise auf sein Herze,
Und lächelte mild und schwand.

Die Mutter schaut Alles im Traume,
Und hat noch mehr geschaut;
Sie erwachte aus dem Schlummer,
Die Hunde bellten laut.

Da lag dahingestrecket
Ihr Sohn und der war todt;
Es spielt auf den bleichen Wangen
Das lichte Morgenroth.

Die Mutter faltet die Hände,
Ihr war, sie wußte nicht wie;
Andächtig sang sie leise:
Gelobt seyst du, Marie!

H. Heine.

Siegfried's Schwert.

Jung Siegfried war ein stolzer Knab',
Ging von des Vaters Burg herab.

Wollt rasten nicht in Vaters Haus,
Wollt' wandern in alle Welt hinaus.

Begegnet' ihm manch Ritter werth
Mit festem Schild und breitem Schwert.

Siegfried nur einen Stecken trug,
Das war ihm bitter und leid genug.

Und als er ging im finstern Wald,
Kam er zu einer Schmiede bald.

Da sah er Eisen und Stahl genug
Ein lustig Feuer Flammen schlug.

„O Meister, liebster Meister mein!
Laß du mich deinen Gesellen seyn!"

„Und lehr' du mich mit Fleiß und Acht,
Wie man die guten Schwerter macht!"

Siegfried den Hammer wohl schwingen kunnt',
Er schlug den Ambos in den Grund.

Er schlug, daß weit der Wald erklang
Und alles Eisen in Stücke sprang.

Und von der letzten Eisenstang'
Macht' er ein Schwert so breit und lang.

Nun hab' ich geschmiedet ein gutes Schwert,
Nun bin ich wie andre Ritter werth."

„Nun schlag ich wie ein andrer Held
Die Riesen und Drachen in Wald und Feld."

L. Uhland.

Siegfried's Jugend.

In frühen Kindestagen, aus Trutz und frevlem Muth,
Entlief der Burg zu Xanten Siegfried ein Recke gut.

Er kam nach vielem Irren in einen fernen Wald,
Sah da die große Schmiede, eintrat der Knabe bald.

Hier wohnt' mit seinen Künsten Mimer, ein Hel bekannt,
Der mit vielen Gehülfen schmiedete schön Gewand.

Er wirkte edle Schwerter, Panzer und Schilde brei
Die kauften werthe Recken und Kön'ge hoch erfreut.

Er war ein Held gewaltig, zu ihm trat Siegfried ein
Und wollt' im grünen Walde Mimer's Gehülfe sein

Als größer ward der Knabe, zeigt' er viel bösen Sinn
Er droht' und plagte Alle, der Meister fürchte ihn:

Er stellt ihn an die Arbeit an einem Sommertag,
Da nahm Siegfried den Hammer, und that so kräft'-gen Schlag,

Daß er den Ambos spaltete, und schlug ihn in der Grund,
Darob sie all erschracken und wünschten zu der Stund',

Er wäre nie gekommen, sie hatten sein nicht noth,
Sie fürchten, daß der Große sie alle schlüge todt.

Ein giftiger Linddrach dort in dem Walde was,
Vor dessen grimmem Rachen der Kühnste nicht genas.

Mimer in seinen Listen dachte mit klugem Sinn:
Der Knab' wird sich nicht fristen! sandt' ihn zum Wurme hin.

Da folgt der Jüngling kühne dem anbefohlnen Werke,
Ohn' Waffen in der Grüne, nur in selbsteigner
Stärke.

Der Drache schoß im Grimme aus seiner Höhle wild,
Den jungen Ritter schirmten Baumzweige wie ein
Schild.

Damit kämpft' er so kräftig, und schlug das Unge-
heuer,
Dann aß er in dem Walde und zündete ein Feuer,

Im Drachenblut er badete, hürnen ward seine Haut,
Kein Waffen ihm nun schadete, wie scharf es auf
ihn haut.

In sehr grimmigem Muthe riß er vom Wurm das
Haupt,
Und rennt durch Waldesdunkel, als schon der Meister
glaubt,

Er sey im Wald erstorben. Da schreien die Ge-
sellen:
Wir sehen Siegfried kommen, der wird uns alle
fällen!

Er trägt das Wurmhaupt blutig wie einen Schildes-
rand!
Siegfried trat ein wildmuthig, sie flohn zur Steines-
wand.

Mimer ging ihm entgegen, er sah des Jünglings Wuth,
Um Gnade bat der Degen, Harnisch und Schwerter gut

Versprach er flehend dem Werthen: Siegfried nichts sagte wieder,
Das Haupt warf er zur Erden, und schlug den Meister nieder.

Auf saß er dann zu Rosse, und nahm ein Sturmgewand,
Nicht sucht' er die Genossen, weit fuhr er durch das Land.

Ludwig Tieck.

Das Denkmal bei Wesel.

Wo zu dem Rhein die Lippe
Durch Haid' und Baumgestrüppe
Die Schwesterwelle rollt,
Zu Wesel an dem Rheine,
Prangt hell im Sonnenscheine
Ein Denkmal, deutscher Treu gezollt.

Es ehrt eilf junge Helden,
Von deren Tode melden
Lied und Geschichte wird,
So lange Preußen's Adler
Hoch über niedre Tadler
Der Ehre Himmelsbahn durchschwirrt. —

Geheim floß manche Thräne,
Als der Despot der Seine
Von Deutschland zog Tribut.
Doch Andre, frei in Ketten,
Erhoben sich: „Uns retten
Nicht Thränen, Freiheit wächst aus Blut!"

Wer wird im Land der Hessen
Dich, Dörnberg, je vergessen,
Du Obrist deutscher Ehr'?
Und welcher deutsche Krieger,
Wenn, Schill, du Heldensieger,
Dein Nam' klingt, schlägt nicht an's Gewehr?

Ihr Stützen der Erhebung,
Und gegen die Ergebung
Laut eifernd, rasch um euch
War eine Schaar von Kühnen
Im offnen Feld erschienen,
Um euerm Sinn zu werden gleich.

Berlin war tief gefallen,
Da führte aus den Hallen
Der Stadt sein Regiment
Schill, der Major, in's Freie,
Und sprach: „Ein Jeder weihe
Dem Sieg sich, oder sicherm End'!"

„In Treue festzuhalten,
Im Tod nicht zu erkalten,
Wird Deutschland nur befreit,
Das lassen uns beschwören.
Du, ew'ger Gott der Ehren,
Hör' unsern Racheschwur und Eid!"

Sie hoben All' die Hände,
Und schwuren, bis an's Ende
Zu lassen nicht vom Schill.
Dann sind sie ausgezogen.
Bald an der Elbe Wogen
Begann das blut'ge Waffenspiel.

Durch dichte Feindesschaaren,
Durch tausende Gefahren
Brach sich das Häuflein Bahn,
Wie drang mit Schwert und Schilde
Auf Dodendorf's Gefilde
So kühn das Schill'sche Korps voran!

Doch trotz dem Muth, den Alle
Auf vieler Städte Walle
Und in der offnen Schlacht
Als treue Preußen zeigten,
Und ob sie auch nicht beugten
Sich vor des Feindes Uebermacht:

Dennoch als einz'ge Rettung
Nach mancher Noth Verkettung
Blieb ihnen übrig blos,
Sich hinter festen Wällen
Vorm Feinde freizustellen,
Stralsund, in deinem Schoos.

Doch baldig hat bezwungen
Der Feind, der nachgedrungen,
Die allzuschwache Schaar.
Schill fiel im Kampfgemenge
In dumpfer Straßen Enge;
Sein Leib ein Raub der Feinde war.

Indeß zu lichten Chören
Der Helden sich in Ehren
Schill's Seele schwang empor,
Ruhend im ew'gen Frieden,
War schlimmres Loos beschieden
Eilf Offizieren seines Korps.

Als „Räuber" eingefangen,
Mit Ketten rings umhangen,
Hat man sie abgeführt
Nach Wesel's Citadelle,
Dort sprach man ihnen schnelle
Das Todesurtheil ungerührt.

Und bald wird es vollzogen.
Drum ziehn so bleich die Wogen
Des alten Rheins vorbei,
Drum sinkt zur deutschen Welle
So manche Thräne helle,
Drum klagt's so dumpf um die Bastei.

Geknebelt wie die Sünder
Führt man die Heldenkinder
Zum Richtplatz vor das Thor.
Was ihnen dort bereitet,
Zeigt, daß sie still begleitet,
Der fränk'schen Kanoniere Korps.

Zur Stätte, die sie blutig
Empfangen soll, gehn muthig
Die Jünglinge voran.
Die „Räuber" man gescholten,
Wohl haben sie gegolten
Als Märtrer jedem Ehrenmann.

Beim Richtplatz angekommen,
Wird jedem abgenommen
Der Strick vom Hals — da flog
Der Eine in die Arme
Des Andern: „Gott erbarme
Sich Deutschlands! Preußen lebe hoch!"

Dann stellten die Getreuen
Sich auf in graden Reihen
Mit festem Heldenmuth.
„Jetzt schießt, ihr Kanoniere!
Doch trefft die Offiziere,
Die preuß'schen Offiziere, gut!"

Mit Augen unverbunden
Empfangen sie die Wunden,
Womit sie jetzt, durchwühlt
Aus sechsundsechszig Röhren,
Hinsinken, zu verklären
Den Sinn, der heiß für Heimath fühlt.

Sie stürzten, gut getroffen,
Zum Grabe, das schon offen.
Nur Einer lebte noch,
Ein Jüngling, fest nnd edel —
Gruß dir, Albert von Wedell! —
Der rief noch einmal: „Preußen hoch!"

Da krachten die Musketen
Von Neuem, und sie röthen
Auch mit des letzten Blut
Den wasservollen Graben,
Wo sie verscharret haben
Die Helden, reich an Ehr' und Muth.

Jetzt sind sie auferstanden!
Weit in den deutschen Landen
Erklingt ihr Name nun!
Tief in den Herzen allen
Wird jetzt und stets er schallen!
Als Vorbild strahlt ihr kühnes Thun!

Wo zu dem Rhein die Lippe
Durch Haid' und Baumgestrüppe
Die Schwesterwelle rollt,
Zu Wesel an dem Rheine,
Prangt hell im Sonnenscheine
Das Denkmal, ihrer Treu gezollt.

J. B. Rousseau.

Frohnbroich bei Geldern.

„O Herr, nicht übt' ich das Verbrechen,
Mein Blut, es fällt auf euch zurück.
Der Herr der Welten wird es rächen,
Es bringet euch um Ruh und Glück."

So sprach voll Angst, mit Todeszittern,
Die Magd zum Herrn von Knesebeck.
„Gern leb' ich hinter Eisengittern,
Gern im elendesten Versteck."

Nur lasset mir mein armes Leben,
Ich hab', bei Gott, euch Nichts entwandt,
Wer kann wohl gegen mich erheben
Mit Ueberzeugung seine Hand?" —

„„Du hast viel Goldes mir entwendet,
Schon lange ruht Verdacht auf dir,
Drum wird dein Leben schnell geendet:
Dort auf dem Richtplatz prang' zur Zier.""

Und als sie an der Todesstätte
Das Blutgerüst gebeugt betrat,
Als ihr entfiel die ehrne Kette,
Und sie auch da umsonst ihn bat;

Entfuhren sterbend ihr die Worte:
„Stirb kinderlos und unbeweint,
Es fliehe dich an jedem Orte
Die Ruhe, bis der Tod erscheint!" —

Und sieh, da fleugt zum Wald ein Rabe,
Mit wildem krächzenden Geschrei,
Hält Gold und Silber, reiche Habe,
In seinen Krallen leicht und frei.

Des Jägers Pfeile ihn verwunden,
Die Beut' zur Erd' er fallen läßt:
Das Gold und Silber, so verschwunden,
Barg jenes Raben hohes Nest.

Der Ritter ward von Gram befallen,
Er freute keines Kindleins sich,
Verödet standen seine Hallen,
Als schuldbeladen er verblich.

Otto Windmüller.

Asberg.

Asciburgium stand hier,
Unsre alte Asenborg.
Wo? — das frage dort den Storch,
Der vor Asberg's Kirchenthür

Eben langt vom Reisen an,
Und daher erzählen kann,
Wie auf diesem Erdenrund
Alles wechselt kraus und bunt.

J. B. Rousseau.

Gladbach und Rheydt.

Holland's reinlicher Sinn schmückt diese Städtchen, doch deutsch sind
Ihre Bewohner, und „Fort Phlegma!" war stäts ihr Symbol.

J. B. Rousseau.

Die Nothglocke zu Düsseldorf.

Wo zu Düsseldorf mit grauen Zinnen
Das Kloster der Karmeliterinnen
Emporragt über die Fluten des Rheins,
Stand einst im Leuchten des Sternenscheins,
An den Baum, den winddurchbrausten, gelehnt,
Ein Mann, das Auge schmerzbethränt.

„Du," rief er, „die ich verloren, du weilst
In jenen düsteren Mauern; du theilst
Mit dem himmlischen Bräutigam dein Herz,
Und ahnst nicht des meinigen wilden Schmerz!
Die Länder alle durchzog ich, doch Ruh
Flog nirgend mit kühlendem Fittig mir zu;
Ich schiffte durch alle Meere, und fand
Erst hier, wo ich stehe, mein Heimathland,
Hier, unter dem winterlich starrenden Baum,
Der mir zurückruft der Jugend Traum."
Und tiefer sank sein Haupt auf die Brust,
Und vorüberzog in seliger Lust
Die Erinnerung an die frühere Zeit,
An der ersten Liebe Glück und Leid.

Mit Cölestinen, ihm angetraut
Vor dem Altare des Herzens als Braut,
Lustwandelt er wieder am stillen Rhein:
Der hat vernommen ihr „Mein" und „Dein!"
Und was in trautem Gekose der Mund
Von süßen Geheimnissen sich gab kund.
Und wiederum sieht er in den Blick,
Der einst ihm gespiegelt des Himmels Glück;
Und die sanften Töne hört er auf's Neu,
An denen er lernte die Sprache der Treu.

„Weh!" rief er und fuhr aus den Träumen empor,
„Weh, daß die Welt sich so bald verschwor
Zu unseres Glückes Untergang . . .
Die wilde Kriegsdrommete klang.

Und es brausten auf blutgefärbter Bahn
Aus Westen die Schaaren der Feinde heran;
In den Kampf für Vaterland und Pflicht
Ward ich gerufen, ich zögerte nicht,
Wir zogen zum blutigen Werk hinaus —
Da kam die Kunde, die falsche, nach Haus,
Ich sey gefallen im fernen Streit.
Was weiter? Ein Herz, das in Sehnen und Leid
Auf meine Rückkehr harrte, es bot
Freiwillig sich dar dem lebendigen Tod:
Die ich geliebt, die ich liebe noch heut,
Sie nahm der Büßerinnen Kleid,
Und dort, wo das Lämpchen noch flackernd scheint,
Weilt, die für mich betet und um mich weint."

In dichterm Gewimmel fiel der Schnee,
Das Lämpchen erlosch in des Klosters Höh,
Und der Fremdling, mit seiner stillen Pein,
Stand in der Grabesstille allein.

Da horch . . . ein Ton! . . . Noch einer . . . Jetzt
Wird rascher das Glöckchen gezogen — — Entsetzt
Eilt nach der Klosterkirche der Mann,
Die Pforte wird eben aufgethan . . .
„Was ist geschehen? Was soll bedeuten
Dies nächtliche, seltsame, schaurige Läuten?
Sank eine der Schwestern zur Gruft hinab?"

Vortrat die Abtissin. „Im offnen Grab
Schon weilen wir alle seit dreien Tagen.
Drum, Fremdling, wird die Glocke geschlagen.
Nothglocke heißt sie. Sie tönt nur dann,
Wenn dreimal schon der Tag verrann,
Und Keinem von uns, in bitterster Noth,
Zur Labung wurde Wasser und Brod.
Der Fall, der herbe, ist eingetreten.
Vergebens unser Flehn und Beten!
Nicht Manna hat uns die himmlische Braut,
Zu der wir rufen, vom Karmel gethaut;
Und die Raben haben kein Brod getragen
Zu uns aus Elias feurigem Wagen.
Drum wenden, in Kälte, Elend und Schmerz,
Wir uns an der Brüder mitfühlend Herz:
Gewiß bedenken sie dieses Haus,
Das Haus der Entsagung, der Armuth, woraus
Nie mehr, wer den Schleier empfing, darf treten,
Selbst nicht in des Hungers wildesten Nöthen.
Du, Cölestine, die Jüngste, tritt vor,
Hier bleibe stehn am Kirchenthor,
Und nimm entgegen, was sie spenden
Für uns mit mild-wohlthätigen Händen.
Zwar sieben Monde schon hast du gefastet,
Allnächtlich das Haupt auf dem Steine gerastet,
In dreien Tagen nicht Nahrung genommen,
Doch Gott hat dir, der Starken und Frommen,
So viel des Heils und der Kraft gegeben,
Er wird auch diesmal dich mächtig erheben!“

Und Cölestine wankt herbei,
Ihr Antlitz ein bleicher Lilienmai,
Ihr Auge ein Veilchen, das ewig wird blühn —
Sie stellt sich betend zur Pforte hin.

Und der Mond beleuchtet die edlen Glieder . . .
„Sie ist's!“ . . . Der Fremdling stürzet nieder,
Nieder auf's Knie vor der Heil'gengestalt,
Die im weißen Schleier entgegen ihm wallt.

„Du hungerst! Dich durstet! Dich friert! Weh!
Weh!“ . . .
Er rafft sich zusammen, durch Sturm und Schnee
Fliegt er nach der Straße . . . dort strahlt noch ein
Licht . . .
„Auf! Machet auf! Schnell — zögert nicht!
Gebt Brod her — Speisen, Trank, schnell, schnell . . .
Hier all mein Gold . . .“ Flugs ist er zur Stell',
Ihm soll die Freude sein beschieden,
Der Erste zu laben die Hungernden, Müden.

Da durchbebt ihn ein hoher Gedanke . . . „Wie?
Ich wag' es, mich ihr zu nahen? Sie,
Die todt mich glaubt, und in diesem Gedanken
Das Bitterste trägt ohn' Murren und Wanken,
Sie sollt' erfahren, erfahren heut,
Daß mich die Spanne Erdenzeit
Noch hält an der Vergänglichkeit Borden?
Ich wollte den irdischen Frieden ihr morden?

Den Sinn, der droben nur sucht sein Glück,
Auf's Neue lenken zur Erde zurück?
Nein, nein! Ich bleibe todt für sie!
Nur einmal will ich die Poesie
Der Liebe genießen noch einen Moment —
Dann fort, und hienieden für immer getrennt!"

Er trat hinzu, mit verstellter Stimm',
Dicht in den Mantel gehüllt . . . „Da, nimm!
Ehrwürdige Schwester, nimm dies Brod,
Das dir die Hand der Liebe bot.
Nimm's, labe dich! Ich armer Mann
Hab' Nichts, was ich weiter dir geben kann."

Die Nonne drückt ihm sanft die Hand.
„Dank, Vater! Dich haben die Engel gesandt:
Denn hör', als ich gestern, zu kurzer Ruh',
In Todesermattung das Aug' schloß zu,
Da rief mir's im Traume, der Erste, der
Uns heute Speisen brächte her,
Der hätte, so lang' er auf Erden weilt,
Gern Alles treu mit mir getheilt.
So hast du denn auch, in dieser Noth,
Mit mir getheilt dein letztes Brod . . .
Was weinst du? ... O, stille! ... Ja, selig macht
Geben!
Ich will für dich beten mein ganzes Leben."

Und die Finger der Jungfrau erhoben sich
Zum Segen empor andächtiglich.
Und der Mann empfing den Segen, und war
Verschwunden, ein Blitz, in der Menschen Schaar.

Denn diese strömten von allen Seiten,
Als kaum sie vernommen des Glöckchens Läuten,
Auf's Kloster nun zu mit milden Gaben,
Wetteifernd, die dürftigen Schwestern zu laben,
Und bethätigend, daß die Glocke der Schmerzen
Zu Düsseldorf nur schlägt an Herzen,
Für die kein schöneres Fest es gibt,
Als wenn Liebe der Bruder am Bruder übt,
Damit, durch gemeinsame Kraft, das Gestöhn
Des Unglücks sich löse in Wohlgetön.

J. B. Rousseau.

Meister Gruppello.

Zu Düsseldorf am Rheine lebt
Ein Bildner hoher Meisterkunst;
Sein Werk und eigne Weise hebt
Ihn bald in seines Fürsten Gunst.
Und auf der Stände hoch Geheiß
Gießt er das Ritterbild in Erz
Des edeln Fürsten, dem so heiß
Und voller Ehrfurcht schlägt sein Herz.

Da steht das Bild nun aufgericht't,
Auf schöngevierten Marktes Plan,
Und Kurfürst Johann Wilhelm spricht
Aus allen Zügen freundlich an.
Umgeben von der Höflingsschaar
Steht vor dem Bild der Fürst und staunt,
Und reicht die Hand dem Künstler dar,
Preist ihn und dankt ihm, wohlgelaunt.

Doch das verdrießt die Schranzen all;
Dem neuen Günstling, schlicht und keck,
Bereiten emsig sie den Fall
Und treffen auf den zarten Fleck.
Sie tadeln dies, belächeln das,
Am Pferd besonders, hier und dort,
Und weiß man auch nicht eben was,
Der Kurfürst merkt doch Mien' und Wort.

Und spricht zum Meister Gabriel:
„Man tadelt dies und das am Werk,
Ich sag' dirs frei und ohne Hehl."
Gruppello sagt: „Mir's gerne merk'."
Und um das Reiterbild alsbald
Zieht weit er eine Plankenwand;
Draus wirbelt Rauch, der Hammer schallt
Geführt von mancher nerv'gen Hand.

Und als ein Mond vorüber war,
Der Hammer ruht, die Planke fällt; —
Der Fürst kommt mit der Schranzen Schaar:
Die findt nun Alles wohl bestellt.

Der Künstler drauf zum Fürsten spricht:
Ich schlug dem Pferd nicht Bug noch Huf,
Ein Gußbild leid't solch Schlagen nicht —
Ich schlug nur auf der Tadler Ruf.

W. Smets.

Die Rüde bei Solingen.

Es war am vierten Tage vor dem Christfeste des Jahres 1424, um das Nachtwerden, als die Ritter und Jäger des jungen Herzogs Robert von Berg von der Jagd heimzogen nach Solingen. Tiefer Schnee lag auf Berg und Thal und hatte die Mühen des Tages um ein Ziemliches vermehrt; aber die rüstigen Männer waren heut doch wohlzufrieden, da zwei Wagen, mit allerlei Wildpret befrachtet, ihnen folgten. Rasch und schweigend rückte der Zug durch das Wupperthal, denn die harte Kälte trieb zur Eile, und der schneidende Wind wehrte den Waidmännern heute Gespräch und Gesang.

Da wurden ihrer Einige inne, daß der Herzog selbst nicht in ihrem Zuge sei, und sie frugen einander nach ihm, aber Niemand wußte Bescheid. Sie hielten also die Rosse an und stießen in ihre Hifthörner, dem Herzog damit

ein Zeichen zu geben; aber, wie sie auch lauschten, keine Antwort erfolgte. Nun zweifelten sie nicht länger, daß derselbe weit vor ihnen schon auf das Schloß zurückgekehrt sei, und ritten unbekümmert weiter.

Plötzlich aber sprang vom Bergesabhange ein Rüde durch den tiefen Schnee heran, und umkreiste den Zug mit kläglichem Gebell und ließ sich nicht abwehren mit den Peitschen, sondern that so ängstlich und zerrte die Jäger so hastig an den Mänteln, daß sie beschlossen, ihm zu folgen. Rasch und freudig wedelnd, sprang jetzt der Rüde seitwärts durch das überschneite Gestrüppe und Gestein, ihm nach in banger Erwartung die Jäger. Er führte sie weit auf die schroffen Berge an der Wupper und zuletzt sprang er heulend von der Felsenhöhe hinunter. Auf kurzem Umwege folgten ihm die Ritter und fanden ihn unten wieder. Kläglicher Anblick! — An allen Gliedern zerschlagen und verletzt und von der Kälte halberstarrt, lag Herzog Robert im Schnee, unter ihm sein zerschmettertes Roß. Der Rüde leckte dem Herzog die Wunden und hauchte ihn an mit erwärmendem Odem.

„Um Gott, Herr, was ist mit euch? Ihr seid übel zugerichtet und habt einen schlimmen Sturz gethan?“ So frugen die Jäger den Herzog, indem sie ihn aufhoben und in ihre Mäntel hüllten.

„Einen schlimmen Sturz!“ erwiederte der Herzog, so gut es er's in seinem kläglichen Zustande vermochte. „Denn seht, mein Roß ist zu Tode gestürzt, und ich selbst blute aus vielen Wunden und hätte wohl hier elend umkommen müssen, wenn mein treuer Hund nicht euch zu meiner Rettung berufen hätte.“

Der Herzog hatte mit seinem Rüden einen Hirsch verfolgt und war in unvorsichtigem Eifer und bei dem Dunkelwerden, durch welches betrügerisch der Schnee leuchtete, mit dem Rosse von der Felsenwand herabgestürzt. Als er aus seiner Ohnmacht wiedererwachte, fand er den treuen Rüden bei sich, der ihm das starre Blut von den Wunden leckte und zuletzt forteilte, um Hülfe zu holen, was ihm denn auch gelungen war.

Die Ritter trugen den Herzog auf den Armen nach dem Wupperhofe, wo er unter der sorglichen Pflege bald von seinen Verletzungen genaß. Sein erster Ausgang war nach jenem Felsen, von dem er herabgestürzt war. Hier dankte er Gott inbrünstig für seine Rettung, und als der Rüde, der nicht von seinem Krankenlager gewichen war und ihn auch jetzt begleitete, freudig an ihm hinaufsprang, da drückte er denselben an's Herz mit dankbarer Rührung. Und damit die Treue des Hundes auch der Nachwelt kund werde, so ließ er ein

riesiges Konterfei desselben in Stein hauen und auf der Höhe jenes Felsens aufstellen.

Dort hat es lange gestanden, bis es zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts ein arger Sturmwind herab in die Wupper stürzte. Wo es aber gestanden hat, die Stelle heißt noch heut am Rüden.

„Preußens Volkssagen" von Ziehnert.

Die Solinger Klingen.

Es war der Christfestmorgen des Jahres 1561, als, während noch der Morgenstern hell am unbewölkten Himmel glänzte, zu Solingen die Kirchglocken gar heiter läuteten, die Kerzen auf den Altären brannten und in der Kirche zu den feierlichen Tönen der Orgel der Gesang der Gemeinde erklang, in herzerhebender Andacht das Jahresfest der Geburt des Herrn und Heilandes zu begehen. Noch war der Gesang nicht verklungen, als ein Mägdlein hastig aus der Kirchenpforte trat, und ängstlich um sich schauend und lauschend die Stufen des Gotteshauses hinabstieg. Auf dem Kirchhofe blieb sie stehen, und ließ, während Gesang und Orgelspiel noch forttönten, das Haupt

sinken. Bald aber erhob sie den Blick zum Himmel, von dem der Morgenstern hell hernieder leuchtete, und sprach betend:

„Du weißt es, wie meine Mutter auf ihrem Todeslager Severin's Hand in die meinige legte, und mit schon brechender Stimme sprach: Haltet fest aneinander in Freud' und Leid; denn ich fühle es in mir, ihr seid für einander bestimmt. Tritt euch aber das Unheil entgegen, so harret aus; der Gram der Liebe macht sie selbst uns noch lieber. — Du, mein Vater im Himmel! das Unheil und der Gram sind gekommen, sollte ich nun nicht thun, wie mir die Mutter gesagt hat?"

Martha, Martha! flüsterte es jetzt hinter dem Hollunderstamme her, der seine kahlen, weißbeschneiten Zweige gespenstig von der Kirchhofsmauer ausstreckte. — Bist Du es, Severin? fragte das Mädchen. — Ja wohl, ich harrte Dein schon am Grabe der Mutter — war die Antwort. — Ich komme — erwiederte Martha. — Der Herr wird mir die Sünde vergeben, daß ich die Kirche verließ, um von Dir zu vernehmen, waß mein Vater Dir gestern Abend geantwortet hat.

Sie gingen zum Grabe der Mutter, auf dem die verwelkten Kränze an dem Kreuze im Winde rauschten, und Severin begann: Holde Martha! mache Dir keinen Vorwurf daraus, daß Du mich hier anhörst; der Herr ist überall,

wo nichts Böses geschieht. Und wollte es sich denn anders thun lassen, daß ich Dich zum Letztenmal spreche? — Zum Letztenmal? fragte Martha mit bebender Stimme. Du willst fort? — Sieh — fuhr er fort, da Martha schwieg, weil sie ihr stilles Weinen nicht verrathen wollte — ich dachte es recht gut zu machen, daß ich gestern nicht eher zu Deinem Vater ging, bis aus allen Fenstern die Christbäume mit tausend Lichtern leuchteten, indem ich ihn bei Dir zu finden glaubte. Allein Hedwig sagte mir, er sei noch immer in seinem Arbeitskämmerlein neben der Waffenschmiede beschäftigt. Da pflegt er gewöhnlich mürrisch zu sein, wenn man ihn stört; indeß ich hatte Dir versprochen, an dem Tage mit ihm zu reden, und so ging ich hinein. Mit düsterem Blick empfing er mich, und fragte, was ich wolle? Meister — begann ich — ich bin noch nicht so lange bei euch, als ich sein mögte; aber ich halt's nicht aus, wenn ihr nicht endlich mir euren Segen gebt, und sprecht: geht wieder zu meiner Martha; du sollst mein Sohn werden. Ich wollte noch mehr sagen; aber er schloß mir auf einmal den Mund mit dem schwersten Nein, das ich je in meinem Leben gehört habe. Da er mich nun so betroffen sah, fügte er allerlei hinzu: wie ich ein tüchtiger Waffenschmied und ihm ein werther Geselle sei, wenn er auch meinen Umgang mit seiner

Tochter und den Kalvinisten nicht leiden möge. — Hab' ich Dir's nicht gesagt? unterbrach ihn Martha. Aber Severin schüttelte den Kopf und erwiederte: Da liegt's nicht! Ich gehe mit den Genfer Waffenschmieden um, die aus ihrer Vaterstadt die neue Lehre mitbringen. Ob ich dabei auch Aug' und Ohr nicht schließe, so will ich dennoch als ein guter katholischer Christ leben und sterben. Das sagte ich Deinem Vater; und er schlug's nicht in den Wind, sah aber eine Zeitlang starr vor sich hin, wie Einer, der mit sich selbst einen Kampf schlichtet. Endlich athmete er tief und sagte: Ihr könnt mir doch nicht helfen, wie gut ihr auch beim Ambos seid. Das befremdete mich, und machte mich warm, so daß ich rief: Wenn mein Glück vom Ambos zu holen ist, so gebt's nur immer in meine Hände, Meister; ich lasse es euch wahrhaftig da nicht liegen. Er aber lachte fast höhnisch auf und entgegnete: Nun, so wißt denn kurz und gut: ich bin ein verarmter Mann. Theils durch nichtsnutzigen Kauf, theils durch allerlei kostspielige Versuche, wollte ich das Geheimniß, Damascener-Klingen zu fertigen, gewinnen; es ist aber mißglückt, und doch habe ich mich schon gerühmt, es zu können. Ich bedarf eines reichen Schwiegersohns, um vielleicht auch dessen Geld durch den Rauchfang zu jagen; denn nicht leben will ich, soll ich's mit Schande thun. Nach diesen Worten

wandte er das Auge wieder von mir, und stierte den Boden an. Ich stand da, unruhig und sinnend; jetzt aber noch möchte ich Gott fragen, ob's von ihm kam oder vom Satan, als ich mich vermaß, ich wollt's dem Meister schaffen, daß er des Geheimnisses kundig würde, wenn er mir seine Tochter verspräche. Und wie nun Herz und Hoffnung beredt sind, stellte ich ihm vor: ich wolle gen Damaskus ziehen, und dort so lange den Klingendienst treiben, bis ich den Türken die Kunst abgelernt, dann aber heimkehren und Dich als mein Weib umarmen. Da zuckte ihm wieder ein Lachen um den Mund, wozu ich die Worte vernahm: Nun so zieht nach Damaskus! Ein Jahr lang will ich euch meine Martha aufheben. Habt ihr dann euer Wort nicht gelöst, so bin ich des meinigen quitt. Mit meiner Tochter aber habt ihr weiter keinen Verkehr; und nun schlaft euch Kräfte zur Reise. So mußte ich denn gehen, und stahl nur noch die Gelegenheit, der Hedwig zu sagen, daß ich euch hier zu sprechen wünschte. —

Tief betrübten Herzens hörte Martha Severin's Worte, und ihm die Hand drückend, warf sie ihm mit unterdrücktem Schluchzen vor: Mußtest Du denn Alles gleich zum Aeußersten treiben? Nun willst du fort! — Ja, und das gleich — redete Severin drein, ihre Hand festhaltend — dort liegt mein Ränzel, und von

hier aus wandere ich zur Straße, die gen Damaskus führt. Ein Jahr ist rasch vorüber. Lebe wohl, gute Martha, gedenke mein, und bitte Gott, daß er mein Vorhaben gelingen lasse. Sollte ich aber nicht zurückkehren —

Hier brach ihm die Rede, so daß eine Pause entstand, die plötzlich unterbrochen wurde von den kräftig gesprochenen Worten: Gott segne euch, und lasse euch bei einander. Und siehe — ein fremder Mann, grauen Hauptes und Bartes, angethan mit schwarzem ritterlichen Kleide, legte seine Rechte auf die Hände des liebenden Paares. In einer Regung des Grauens barg Martha ihr Angesicht an Severin's Schulter.

Schrecket nicht vor mir zurück, Jungfrau! begann der Fremde. Worte und Blicke, die Euch furchtbar sein könnten, liegen längst hinter mir. Für Euch aber, junger Geselle, habe ich Hülfe. Am Sylvestertage, wenn — dem Himmel sei Dank! — wieder ein Jahr von der Ewigkeit abtrünnig wird, dann wandert zur Mitternacht und gen Mitternacht von der Höhe der Stadt hinunter, dem Strom der Wupper entlang, in den Wald hinein, bis Ihr die Fackel auf einem Thurme brennen seht. Dort rufet den Namen Johannes; die Pforte wird sich aufthun, und ich werde Euch die Reise nach Damaskus unnöthig machen.

Severin sah den Fremden, der in der

Morgendämmerung ein geisterhafter Anblick war, bedenklich an, bevor er fragte: Seid Ihr ein Waffenschmied, Herr? — Ein Waffenschmied? entgegnete Jener; wohl habe ich mein Lebelang Waffen geschmiedet wider mich selbst; ich fühle ihre Schärfe, und Dir will ich helfen, daß ich mir vielleicht einen ruhigen Tag gewinne. Du kommst? — Verzeiht, Herr! begann Severin verlegen. Der Fremde aber fuhr trotzig auf: Nun so laß es, Thor! Doch sich vor die Stirne schlagend, setzte er begütigend hinzu: Nein, laß es nicht! Zieh' nicht von Deiner Liebe! Dein Ziel ist weit, und der Menschen Gunst hat kurze Weile. Willst Du Dein Glück ergreifen, hast Du Muth, so komm zur rechten Stunde! — Der Fremde wandte sich, und heftig rief Severin ihm nach: Ich komme. Was hast Du gethan? fragte Martha entsetzt. Severin aber antwortete: Mit Gott Nichts, worüber wir uns zu härmen brauchen.

Eben zog die andächtige Menge wieder heim unter dem Geläute der Glocken aus dem Gotteshause, und Martha, ihrem Geliebten zuflüsternd: Noch einmal muß ich Dich sprechen, ehe Du Dein Vorhaben ausführst — schloß sich an Hedwig, die gleichfalls aus der Kirche kam, und um ihre Unterredung mit Severin wußte. Severin aber nahm sein Ränzel, und schritt gedankenvoll wieder in seine Herberge.

In den nächsten Tagen ward ihm doch unheimlich zu Muth; er mied im Zwiespalt mit sich selbst seine kalvinistischen Freunde, die Genfer Klingenschmiedgesellen, besuchte die Kirche fleißig in den Festtagen, sich berathend im Gebete, und verstohlen wechselte er hier zuweilen ein Wort mit Martha, die ihn mit den inbrünstigsten Bitten von dem gefährlichen Gange abzumahnen suchte. Er aber beharrte bei seinem Entschluß, und es fügte sich nicht, daß er nochmals der Geliebten sein volles Herz ausschütten konnte. Von Hedwig vernahm er nur, daß Martha niedergeschlagenen Sinnes und scheu, wie eine Kranke, im Hause umherwandle. —

Der Sylvestertag war da. Am Sylvesterabend, als die Glocke vom Kirchthurm die neunte Stunde verkündete, nahm er Nichts mit sich als sein Krucifix, und stand lange vor Martha's Hause. Obwohl er nun zuweilen des Meisters Stimme im Gespräch mit seiner Geliebten zu hören glaubte, ward doch Niemand sichtbar, so daß er endlich beklommenen Herzens zur Stadt hinaus wanderte.

Es war eine milde Winternacht. Die Erde, leicht mit Schnee bedeckt, hatte das Ansehen, als habe sie sich festlich angethan, das neue Jahr zu empfangen, und die Sterne blickten aus dem ungetrübten Blau hernieder, die armen Wanderer mit Vertrauen zu erfüllen. Severin zog ernst seines Weges, Gott und seinen

Schutzpatron anrufend. Dennoch ward ihm die Brust enge, als er endlich den Thurm vor sich sah, den er am Tage zu finden sich vergeblich gemüht hatte. Mit kurzen Athemzügen stand er da, hinaufschauend nach der Fackel, die ihren düstern Qualm in die reine Luft hinaufwirbeln ließ, und die Stimme versagte ihm mehrmals, als er: Johannes! rufen wollte. Sich zusammenraffend, legte er endlich sein Krucifix an die Pforte, und kräftig erklang nun der Name; aber der vielfache Wiederhall machte ihn in dieser nächtigen Oede abermals schaudern. Die Pforte that sich auf, und ein Willkommen tönte ihm entgegen aus einem erleuchteten Gemache, zu dem eine Steige hinanführte. Es war der Alte vom Kirchhof, der ihn begrüßte, und ihn näher rief. Eben so gekleidet wie damals war nur das graue Haupt ganz entblößt, und ein großes Buch hielt er im Arm. Um ihn her stand allerlei Geräth; auch einen Ambos gewahrte Severin, so wie Alles, was zum Waffenschmieden dienen konnte.

Tretet näher! begann der Alte düster, und geht an's Werk; es soll rasch gethan sein. Severin zögerte noch; endlich fuhr's ihm heraus: Herr, ich bin gekommen, damit ihr nichts Ubeles von mir denkt und mich nicht der Feigheit beschuldigt. Doch zeitlich Glück will ich nicht mit Sünden erkaufen. Sprecht also: wollt Ihr mir nutzen mit Gottes Hülfe oder —? Er

wagte nicht, weiter zu sprechen; denn der Alte unterbrach ihn mit kurzem Lachen der Uebermacht, und ordnete das Werkzeug, bis er wie in einem Anflug von Wahnsinn sprach: Haltet Ihr auch Erkenntniß und Wissen für die Feuertaufnamen des Satans? Auf unserem dürftigen Planeten sind sie freilich jetzt noch wenig nütze; aber seine trügerisch festgehaltene Hölle muß endlich dennoch darüber so tief zu Grunde gehen, daß er leichter und erleichtert wird, daß er steigt und steigt, bis der rechte Gedanke plötzlich den Steg wirft, auf dem ein einziger Schritt zum Himmel führt. Schlagt auf Eure Klingen, Freund, ruft bei jedem Schlage einen Eurer Heiligen an, betäubt Ohr und Seele, damit Ihr nicht denket! Ein Gedanke, der nicht zu Ende gebracht werden kann, ist der tödtlichste Feind des Geistes, und alle Gedanken sind dann ein nichtiges Chaos, oder sie sind die Wucht aller Lasten, die dem Leben nur wenige langweilige Regungen übrig lassen, weil in ihrer Kette der eine fehlt. Was kümmert's Euch weiter, wenn ein Unglücklicher Euch Euer Glück bietet? Greift zu, in wessen Namen Ihr wollt. Mir ist das und Alles gleich! — Doch wie könnt Ihr fassen, was mir selbst entging? Schmiedet also Eure Waffen im Namen Gottes! Dabei ergriff er einen Stab, und schlug in die Kohlenmasse auf dem Heerde, daß die Flamme hoch aufloderte, und genau zeigte

er nun dem verstummten Lehrlinge, wie er durch Benutzung der Elemente seinen Zweck erreiche, so daß eine der schönsten Damascenerklingen in Severin's Hand glänzte, als draußen die Dämmerung zu weichen begann.

Wollt Ihr's nochmals üben? fragte der Alte. Doch Severin entgegnete: Nein, Herr! Was mir einmal gelang, das habe ich sicher für alle Zeit. Doch wie soll ich nun danken, und wer ist es, den ich im Gedächtniß als meinen höchsten Wohlthäter bewahren muß?

Verläugnen mag ich mich nicht, bin ich auch der Schrecken schlauer Thoren und thörichter Kinder, verhaßt mir selbst, weil ich mich hoch über das Gefühl stellte, und nun dennoch fühle. Ich heiße Johannes Faust. Zittert nicht! Die Menschen zählen mich schon zu den Todten, zu früh und dennoch zu spät. Geht mit Eurem Gott, und denkt meiner nur, wenn Ihr Hülfe bedürfet. So sprechend schlug er mit seinem Stabe in die Flamme. Rauch und Damp ballten sich ringsum, und Severin ward davon hinausgetrieben in's Freie, wo er sich entsetzt schüttelte, wie aus einem schweren Traume erwachend, obwohl die Klinge in seiner Hand ihm Alles zur Wirklichkeit machte. —

Der Morgen war schon weit vorgerückt, als er wieder in Solingen eintraf, und mit freudigem Schrecken seinen Meister und seine liebliche, jetzt aber todtbleiche Martha fand. Sie

hatte ihrem Vater Alles erzählt, und in ihrer steigenden Angst nicht eher geruht, bis jener ihr folgte, zu schauen, wie es Severin ergangen. Der berichtete sein Abenteuer, und reichte dem Meister die Klinge hin, versichernd, er wolle ihm nun Tausende gleich dieser fertigen. Der Meister nahm bebend die Klinge, und als er sie betrachtete, wechselte in seinem Auge die Flamme des Zorns mit der Blässe des Neides, und wüthend rief er aus: Habe ich meine besten Jahre vergeblich daran gesetzt, das Geheimniß zu suchen, damit ich nun sehe, wie ein tückischer Kobold Dem, der sich noch gar nicht darum mühte, Das übergibt, was mir mein Geld raubte, und nur frühzeitig graues Haar mir erwarb? Was mir den Schlaf scheuchte, kommt ihm wie im Schlafe, und ein aberwitziger Stümper steh' ich vor Dem, der mein Meister ward durch ein zudringliches Ungefähr.

Mit den mildesten Worten strebten Severin und Martha, ihn zu beschwichtigen; doch in dem Alten glühte es immer unbändiger auf, bis er sprach: Ihr wolltet gen Damaskus ziehen, und that es nicht; ich bin meines Wortes quitt. Aber halten werde ich's, wenn Ihr mir Eins schwört. Ich will's ertragen, daß ich mein Ziel verfehlte; nimmer aber ertrage ich's, in meiner Werkstatt solche Klingen fertigen zu sehen. Bevor ich nicht die Augen geschlossen, darf Keiner in Solingen mit dieser

Kunst prunken; ja — nur Eurem Sohne sollt Ihr sie dereinst lehren, und er mag den Ruhm dieser Wissenschaft haben. Schwöret Ihr das? Ich schwöre es! sagte Severin, und reichte seiner Martha freundlich die Hand.

Severin hielt den Schwur. Oft wenn in drangvoller Zeit er sich durch sein Geheimniß die Fülle des Wollebens hätte herbeiführen können, stand er am Ambos, im Schweiße seines Angesichtes sein Brod zu erwerben, und wenn ihm Martha nach dem Tode ihres Vaters rieth, sich an heiliger Stätte von dem Schwur entbinden zu lassen, schüttelte er sein Haupt, und arbeitete nur rüstiger im Bewußtsein, jeder Verlockung widerstanden zu haben. Sein ältester Sohn, nach seinem Großvater Peter genannt, wuchs gedeihlich heran, und als es Zeit war, lehrte ihn der Vater die so redlich für ihn aufbewahrte Kunst; der Sohn ward die Stütze seiner Aeltern, um die in ihren alten Tagen sich der Reichthum ausbreitete. Die Geschichte nennt den Peter Simmelpuß — dies war Severin's Familienname — als den Ersten, der in Deutschland Damascener-Klingen fertigte. Von dem Thurme an der Wupper fand aber Severin niemals wieder eine Spur, und auch kein Anderer hat ihn entdeckt.

F. Steinmann.

Kloster Dünnwald.

Tief im Walde die Kapelle;
Pilger ziehen ein und aus,
Und das Glöcklein laut und helle
Ruft heran zum Gotteshaus,
So von früher Tageshelle
Bis in tiefe Nacht hinaus.

In des Waldes öder Wildniß,
Zwischen Mauern morsch und feucht,
Stehet das Salvatorbildniß
Fast vermodert und verbleicht;
Doch das Bild nicht zieht zur Wildniß,
Sondern Er, den es uns zeigt.

Und wie zu der Honigzelle
Summt des Bienenschwarms Gebraus,
Ziehet es zur Beterstelle:
Dort der Honig geht nicht aus.
Tiefgetreten ist die Schwelle,
Viele Jahre steht das Haus.

Aber weh! welch Mißgetöne
Trifft da jetzt der Beter Ohr!
Mordruf hinter Angstgestöhne
Dringet aus dem Wald hervor;
Schrecklich wandelt sich die Scene,
Plötzlich schweigt der Pilger Chor.

Heidenreich, dem schnellen Ritter,
Ward zur Hatz die Betfahrt heut:
Hinter ihm das Ungewitter
Freveln Feindeshasses dräut.
Um ihn sausen Speeresssplitter
Und des Stahles gier'ge Schneid'.

Unbewaffnet vor der Rotte
Nur die Flucht ihm Rettung beut,
Doch er fleht zu seinem Gotte,
Den er früh gesuchet heut,
Der ihm Schutz vor Tod und Spotte
In der Waldkapelle beut.

Schon erreicht er die Kapelle,
Wo er ledig der Gefahr;
Und zum Dank küßt er die Schwelle
Und umfasset den Altar;
Doch ein roher Mordgeselle
Nimmt des Ortes wenig wahr.

Weh! vor dem Salvatorbilde
Blitzet über'm nackten Haupt
Schon das Schwert; der Dankerfüllte,
Der sich kaum gerettet glaubt,
Ist hier unterm Gottesschilde
Seines Lebens jach beraubt.

Halt! der starke Schlag vergebens;
Ab am Hefte bricht der Stahl,
Und der Herre unsres Lebens
Hält ihn in der Hand zumal.
Zu Ihm flieht man nie vergebens,
Wär' auch grimm der Feinde Zahl.

Er, der liebend seine Hände
Breitet über alle Welt,
Faßt des Schwertes schneidend Ende
Und des Kreuzes Nagel hält,
Daß das dunkle Loos sich wende,
Ob auch gleich das Holz zerspellt.

Und den Frevler sieht man enden,
Der des Bildes Hand durchbohrt,
Und das Schwert in Gotteshänden
Scheucht die Mordgesellen fort:
Wieder klingt von heil'gen Spenden
Frommer Pilger jetzt der Ort.

Aber Heidenreich, der Schnelle,
Flutet heut den Dank nicht aus,
Und erbaut zur Waldkapelle
Bald ein schönes Gotteshaus,
Und ein Kloster, Zell' an Zelle,
Hebt sich übern Wald hinaus.

Drinnen dankten heil'ge Nonnen
Jene Rettung früh und spät,
Schöpften aus dem Liebesbronnen,
Der dem Glauben offen steht:
Manch Jahrhundert ist zerronnen,
Doch nicht dort Gesang, Gebet.

Dünnwald heißt die heil'ge Stelle,
Wo das Kloster steht gebaut,
Wo in stiller Waldkapelle
Einst sich manches Herz erbaut,
Und wo man den Schwertstahl helle
In des Herren Hand geschaut.

Mit dem Wald ging's längst zu Ende,
Flur umlacht das Gotteshaus,
Und Salvator streckt die Hände
Dort fortan nur segnend aus,
Und so manche Gnadenspende
Trägt der Fromme dort hinaus.

Vincenz von Zuccalmaglio.

Der Spielmann von Monheim.

Seit Anfang des siebzehnten Jahrhunderts hielt sich zur Sommerzeit in dem stattlichen Dorfe Monheim am Rheine (im Solinger Kreise des Regierungsbezirks Düsseldorf) ein Spielmann auf, der durch sein vortreffliches Geigen in der ganzen Umgegend berühmt und beliebt war. Sobald er wo in ein Wirthshaus trat und den Bogen unter den straffen Saiten hervorzog und anfing aufzuspielen, da war gleich Alles ein Jubel und eine Freude. „Der alte Gott ist wieder da! Grüß euch Gott, alter Gott!“ schallte es einstimmig, und die vollen Kannen drängten sich um seinen Mund, und alle Hände streckten sich ihm entgegen zum Gruße. Wie ein Wetter flogen Tische und Stühle bei Seite, die Pärchen henkelten sich ein zum Tanze, und der alte Gott geigte so lustig und trieb dabei so schnackische Possen, daß das Landvolk manchmal vor lauter Lust hätte toll werden mögen. Keine Kirmeß in der ganzen Umgegend verging, wo nicht der alte Gott gespielt hätte.

Den alten Gott aber nannte man den Spielmann, weil sein Lieblingslied, das er oft zur

Geige sang, mit den Worten anfing: „Der alte Gott lebt noch!" — Uebrigens wußte man weder, wie er hieß, noch woher er war, sondern nur, daß er ein seelenguter Kerl und vom jenseitigen Rheinufer gebürtig sei. Denn im Herbst, wenn er die letzte Kirmeß ausgegeigt hatte, war er gewöhnlich verschwunden, ohne daß Jemand erfahren hätte, wohin; wenn aber mit dem Frühjahre die Schwalben zurückkehrten, da kam auch der alte Gott wieder mit seiner Geige bei Monheim über den Rhein herüber.

War er nun aber auch bei Alt und Jung beliebt und bei allen ehrlichen Leuten als rechtlicher Mann angesehen, so wollten doch die Dominikaner in ihm einen Hexenmeister erkennen und stellten ihm insgeheim nach. Ihm selbst war dieß nicht fremd, aber er lachte ihrer, ob mit Recht, das wies sich leider bald aus.

Im Frühjar 1615 ließ der Spielmann die Monheimer vergebens auf sich warten. Der Sommer kam, und noch immer fehlte seine Geige zu den frohen Tänzen. Man dung sich wohl andere Musikanten; aber freilich, wer den alten Gott hatte spielen hören, dem kam es vor, als ob die neuen Götter nicht viel Erbauliches gelernt hätten. Ueberall klagte man um den wackern Fiedler und Spaßmacher. Da endlich hieß es: „Der alte Gott kommt! Der alte Gott kommt wieder!"

Es war an einem Sonntage, als diese frohe

Kunde nach Monheim gelangte. Eben war die Hochmesse beendigt, und die Menge des Volkes eilte an das Ufer des Rheins, theils um den Spielmann, wenn er käme, gleich zu bewillkommen, theils um den niedrigen Wasserstand des Rheins zu bewundern. Denn die anhaltende Dürre hatte denselben so niedergedrückt, daß ihn ein Mann, der die Furt kannte, wohl durchwaten konnte.

Als der Spielmann nun drüben von den Bergen niederstieg und seine Freunde und Tänzer am jenseitigen Ufer seiner harren sah, da lachte ihm das Herz im Leibe, und er schwenkte lustig grüßend den Hut und die Geige hoch über dem Kopfe. Wie er aber an den Strom trat und das Wasser so seicht sah, da kam ihm ein Schwank in den Sinn, mit dem er seine Monheimer so recht auf seine Art belustigen wollte. Er watete durch den Strom und geigte dazu sein Lieblingslied so lustig, als er auf ebenem trocknem Wege ginge. Und doch reichte ihm bisweilen das Wasser bis an die Achseln, so daß er seine Geige fein hoch halten mußte, um nicht Wasser damit zu schöpfen.

Mit ängstlicher Besorgniß sahen die Leute am Ufer den gefährlichen Scherz, denn so Etwas war in Monheim noch nie gesehen worden. Wie er aber nun glücklich anlandete, da grüßte ihn lauter Jubel. Alles drängte sich, den alten Gott zu bewillkommen.

Zwei fröhliche Dirnen faßten ihn schäkernd an den Armen und führten ihn zur Schenke; die Burschen aber reichten ihm die Kannen hin in solcher Menge, daß er, wenn er ihnen Allen hätte Bescheid thun wollen, wohl schwerlich würde im Takte geblieben sein. Bis in die späte Nacht hinein tollte das ausgelassene Volk von Monheim, die Ankunft des alten Gottes ward würdig gefeiert, und sein musikalischer Rheindurchmarsch tausendmal bewundert und belacht. Niemand aber dachte daran, daß etwa dieser Spaß für den Spielmann noch traurig ausfallen könnte, wie dies leider am andern Morgen geschah.

Kaum graute der Tag, da stürmten die Dominikanermönche, deren Aergsten die Sage Servatius nennt, in die Wohnung des Amtmanns, und forderten, daß er dem Spielmann, der bei seiner gestrigen Ankunft sich deutlich als einen Hexenmeister bewiesen hätte, den Prozeß machen und ihn dem geistlichen Gericht übergeben sollte. Geschah dies aber, so war dem armen Spielmann der Scheiterhaufen geheizt. Das wußte der Amtmann, Herr Heinrich von Lohhausen, gar wohl, und um den alten Gott, den er auch recht gut kannte und seiner unverwüstlichen und arglosen Fröhlichkeit willen gern leiden mochte, das Leben zu retten, so behauptete er mit der ganzen Kraft seines Amtes, daß das Vergehen des Spiel-

manns nur unter sein Gericht gehörte. Denn den Rhein durchwaten, könnte man auch ohne des Teufels Hülfe; den Geiger aber für seinen frevelhaften Muthwillen zu züchtigen, dazu reiche das weltliche Gericht hin, und er würde ihm die Strafe nicht schenken. Somit wies der Amtmann die Dominikaner zurück. Seinem Worte aber zu genügen, ließ er den alten Gott sechs Tage lang in den Thurm sperren und legte ihm auch eine Geldbuße von zehn Schillingen auf.

Allgemeines Bedauern weckte die Kunde vom Mißgeschick des alten Gottes. Man schickte ihm gutes Essen und Getränk in seinen Kerker, und seine tanzlustigen Freunde schossen das Geld für ihn zusammen. Dankbar erkannte der gute Spielmann diese gute Freundschaftsbezeigungen an, und als er wieder aus dem Gefängnisse kam, und ihn schon an der Thür desselben die Menge seiner Gönner im frohen Gedränge laut jubelnd empfing, da geigte er recht innig das Lied: „Der alte Gott lebt noch!“ Doch war dieß der letzte Sonntag, wo er den Monheimern zum Tanze geigte. Am andern Morgen wußte Niemand, wo er hingekommen war, und nie hat ihn ein Auge wieder gesehen. Also mochte ihn, der auf Ehre und guten Namen hielt, die entehrte Haft doch tief gekränkt haben.

So lautet die Sage vom Spielmann in

Monheim, welche wohl nie in das Vergessen kommen wird. Denn so oft das Wasser des Rheins ungewöhnlich niedrig steht, denken auch die Monheimer immer noch an den alten Gott.

„Preußens Volkssagen" von Ziehnert.

Die Eichensaat.

Und mag Jemand noch so pfiffig sein, noch so gewandt, Andere zu überlisten, so wird ihm doch auch wohl mitunter ein Näschen gedrehet, wo er's am wenigsten vermuthet, und dies beschämt und ärgert um desto mehr, je zierlicher es gedreht ist und je weniger es vorgeschauet wurde.

Da waren die Mönche zu Dünnwald gar pfiffige Herren. Sie wohnten im Gotteshause und beteten fleißig; aber das Beten allein machte sie nicht reich: sie wußten etwas zu gewinnen mit alten Schriften. So zeigten sie auch einmal dem Junker Hall zu Schlebusch ein Pergament, das sah so beschmutzt aus, als hätte der Schornsteinfeger den Rauchfang

der Klosterküche damit ausgekratzt, und drinnen lasen sie, daß wohl hundert Morgen von des Junkers Lande dem Kloster eigenthümlich zugehörten, sonder Gefährde und Schaden. Das wollte dem einfachen biedern Junker durchaus nicht einleuchten, und er meinte: das Land, welches seine Vorfahren im freien Besitz gehabt, von welchem er zeitlebens die Früchte gezogen, könne wohl keinem Andern zugehören, als gerade ihm. Da gab's Wortstreit und Zank. Die Mönche droheten mit dem Banne, der Junker drohete mit der Faust und schwur zuzuschlagen. Der Handel kam vor's Gericht, und vor den versammelten Schöffen wiederholten die Mönche, in beschmutztem Pergamente blätternd, ihre Ansprüche, der Junker sein Recht; die Sache wurde immer verwickelter. Endlich sprach der H a l l, des Haders müde: „So wollt' ich denn, daß die vertrackte Geschichte gütlich verglichen werden könnte, und möchte des widrigen Geschreies halber wohl das Land dran geben, wenn mir die heilige Genossenschaft nur noch eine Saat zugestehen wollte." Da schmunzelten die Mönche und schlugen ein. Der Vergleich wurde von den Schöffen verbrieft, von den Partheien beschworen und Alle gingen, höchst zufrieden, auseinander. Das währte vom Christfest bis zur Hagelfeier, an welchem Festtage es in jener Zeit

gebräuchlich war, die Felder mit Kreuz und Fahne in Prozession zu besuchen, und um Gedeihen der Saaten zu flehen. Nun waren die Mönche neugierig, einmal zuzusehen, was denn der Junker von Schlebusch auf den strittigen Acker gesäet habe, und wie es auf dem bald zu erlangenden Acker sprosse? Dort waren gelb und grüne Blättchen aufgegangen, gelb und grün, zart gerandet, in schönen Bogen ausgeschnitten. Das sah nicht aus wie Roggen, war kein Weizen noch Heidekorn, es war — o Schrecken! — Eichelsaat! Da kratzten sich die Mönchlein hinterm Ohr und meinten: es thue ihnen kein Zahn mehr weh, eh' diese Saat geschnitten worden und schrieen über Unrecht, Betrug, Kirchenraub und Gewalt; allein der biedere Hall legte den frischgeschriebenen Vergleich neben das alte Mönchspergament und die Herrn mußten sich gefangen geben. Die Eicheln aber wuchsen gar lustig heran. Nach zwanzig Jahren sah man dort den Junker schon im Schatten nach Rehen jagen. Noch erlebt' er's, daß dort zum Lohschälen die Axt aufräumte. Als aber die Eichen über das Klosterdach schaueten, da sahen sie auf grüne Gräber, drinnen Abt und Mönche längst in Ruhe lagen, und als die graue Rinde der hohen Stämme borst und sich verkrustete, da schüttelten die gewaltigen Baumkronen ihre verfalbte

Blätter auf die Ruinen des Klosterzwingers herab.

Warnung vor dem Rhein.

An den Rhein, an den Rhein, zieh nicht an den Rhein;
Mein Sohn, ich rathe dir gut:
Da geht dir das Leben zu lieblich ein,
Da blüht dir zu freudig der Muth.

Siehst die Mädchen so frank und die Männer so frei,
Als wär' es ein adlig Geschlecht;
Gleich bist du mit glühender Seele dabei:
So dünkt es dich billig und recht.

Und zu Schiffe, wie grüßen die Burgen so schön
Und die Stadt mit dem ewigen Dom!
In den Bergen, wie klimmst du zu schwindelnden Höhn
Und blickest hinab in den Strom!

Und im Strome, da tauchet die Nix aus dem Grund,
Und hast du ihr Lächeln gesehn,
Und grüßt dich die Lurlai mit bleichem Mund
Mein Sohn, so ist es geschehn.

Dich bezaubert der Laut, dich bethört der Schein,
  Entzücken faßt dich und Graus,
Nun singst du nur immer am Rhein, am Rhein,
  Und kehrst nicht wieder nach Haus.

S.

Bischof Anno.

Sankt Anno, Bischof Köln's, wo zielst du hin?
Willst du der heil'gen Stadt ihr Recht entziehn?

„Sie hat's verwirkt," so sprach der strenge Mann:
„Ich stumpf' es, daß es nicht mehr schaden kann.

Das Horn der Kuh ist allzu spitz und scharf,
Die übern Zaun den eignen Herren warf.

Mit Müh erstand ich von dem schweren Fall:
Gebunden steht sie jetzt in meinem Stall.

Ein edles Roß bezwingt Gebiß und Zaum,
Wie es sich bäumt und knirscht und spritzt den Schaum.

Ich, Salz der Erde, sollt' ich werden dumm?
Den Baum, der keine Frucht trägt, hau' ich um."

So sprach der Bischof, und in Knechtsgestalt
Gehorcht ihm Köln durch Furcht und durch Gewalt.

Doch als er siech ward und zu sterben kam,
Ein heil'ger Engel seine Seele nahm,

Führt ihn in einen königlichen Saal,
Von Perl' und Gold die Wände nirgend kahl.

Da war Gesang und wonnigliches Spiel
Und aller Himmelsfreuden überviel.

Bischöfe saßen da in vollen Reihn,
Und jedem schien vom Haupt der Heil'genschein.

Da saß mit Petri Stabe Sankt Matern,
Der Jünger des Apostels unsers Herrn.

An Severin sah Kunibert empor
Und Hildebold, den Kaiser Karl erkor.

Bei Bischof Bruno, König Heinrich's Sohn,
Empfing Sankt Heribert den Himmelslohn.

Sankt Anno's Vorfahr, Herrmann, saß zuletzt;
Doch neben ihm ein Stuhl war unbesetzt.

Wie freute sich Sankt Anno, das zu sehn!
Er sah den Stuhl zu seiner Ehre stehn.

Wie gerne säß' er in der sel'gen Schaar!
Den lieben Stuhl ergriff er gern fürwahr;

Dazu nicht gönnten ihm die Fürsten Fug,
Weil vor der Brust er einen Flecken trug.

Auf stand der Herren einer, hieß Arnald,
Als Bischof hatt' er einst zu Worms Gewalt:

Der nahm Sankt Anno freundlich bei der Hand,
Beiseit mit süßer Red' er ihn bestand:

„Mann Gottes, tröste dich, und wisse nun
Noch diesen garst'gen Fleck hinweg zu thun:

Fürwahr dir ist der ewige Stuhl bereit,
Willkommen bist du uns in kurzer Zeit.

Doch hier verbleiben jetzo kannst du nicht,
Dir zeigte Christus darum das Gesicht,

Damit du sähst, wie lauter und wie rein
Ein Herz, daß er hier dulde, müsse sein.

Geh und bedenke deiner Seele Heil:
Welch herrlich Leben wird dir bald zu Theil!"

Das fiel dem Bischof Anno schwer auf's Herz,
Daß er sich sollte wenden erdenwärts.

Nicht um die Welt, wenn man ihn nicht verstieß,
Entsag er jetzt dem schönen Paradies.

Als aus dem Schlaf Sankt Anno war erwacht,
Was ihm zu thun blieb, hatt' er bald erdacht.

Den Kölnern schenkt' er wieder seine Huld,
Und sprach sie los von schwerer Sünden Schuld.

Er gab ihr Recht der heil'gen Stadt zurück
Und mehrt' es noch um manches wicht'ge Stück.

Da war der schwarze Fleck hinweggethan,
Und wie ein Goldstern fuhr er himmelan.

Karl Simrock.

Richmodis von Aducht.

Oede des Grabes herrschte in den sonst so volkbelebten Straßen der Stadt Köln, denn

zahllos waren die Opfer, welche die Pest hier im Jahre 1400 dahinraffte. Das Sterben war so groß und so allgemein, daß man den Leichen nicht einmal ein ehrlich, christliches Begräbniß geben konnte, sondern sie in großen Gruben verscharren mußte, um sie nur aus dem Wege zu räumen.

Zu der Zeit lebte auf dem Neumarkte, in dem Hause zu den Papagayen, eine ehrbare Frau, Namens Richmodis, Gattin eines Herrn von Aducht. Sie wurde krank, und in wenigen Tagen ruhte sie schon im Sarge. Ihr Gemahl ließ sie auf dem Friedhofe zu St. Aposteln beisetzen. Die Todtengräber hatten aber wahrgenommen, daß die Leiche noch ihre goldenen Ringe an den Fingern trug, und beschlossen, der Todten diese Kostbarkeiten zu nehmen. In der Nacht schlichen sie daher zu dem Grabe, scharrten die Erde weg, und öffneten den Sarg. Schon waren sie im Begriff, der Leiche die Kostbarkeiten abzustreifen, als sich Frau Richmodis, aus tiefer Brust aufseufzend, im Sarge erhob. Die Todtengräber ergriff starrer Schrecken, aus dem sie erst aufwachten, als Frau Richmodis die Worte stönte: „Wo bin ich?“ Sie flohen, taub gegen das Hülferufen der kaltstarren Frau.

Frau Richmodis entstieg der Gruft, nahm die von den Entwichenen zurückgelassene Leuchte, und wankte schwach ihrer Wohnung zu. Sie

pochte an. Die Diener kamen, eilten aber eben so schnell wieder zurück, als ihnen auf ihre Anfrage, wer so spät noch Einlaß begehre, die Antwort wurde: „die Hausfrau," und sie auch deren Stimme erkannten. Aengstlich verbargen sie sich in ihren Betten. Die Frau ließ aber nicht ab zu pochen, und pochte so lange, bis ihr Eheherr erwachte und den Dienern befahl, nachzusehen, wer draußen vor dem Thore sei. Zitternd vor Angst berichteten sie, der Geist der Frau verlange Einlaß, und sie seien zu furchtsam, um noch einmal zum Thore zu gehen. Der Herr schalt sie Narren, da sie ihm aber versicherten, der Hausfrau Stimme erkannt zu haben, ging er selbst zum Fenster und frug, wer draußen poche.

Er sah die noch in das Leichentuch Gehüllte, und schauderte unwillkührlich zusammen, als er seiner Ehefrau Stimme selbst erkannte, die ihn anflehte, sie doch einzulassen. Er ermannte sich und fragte, wer sie denn sei? „Wie, du erkennst deine Gattin nicht mehr?" antwortete Frau Richmodis schluchzend.

Es ist so viel möglich, daß du meine Gattin bist, sprach der Herr von Aducht, als daß sich meine Pferde aus dem Stalle losreißen und auf den Söller gehen. Kaum hatte er das Wort über seine Lippen gebracht, als er seine Hengste auch schon laut polternd die Stiegen hinan stürmen hörte. Er flog mehr, als er

die Treppe hinunter ging, um der Wiedererstandenen die Thüre zu öffnen. Mit sorgender Liebe bot er nun Alles auf, um die Halberstarrte zu erquicken, und sie wieder ganz in's Leben zurückzurufen.

Noch viele Jahre hindurch erfreute sich Frau Richmodis der besten Gesundheit, und beschenkte ihren Gemahl noch mit drei gesunden Kindern. Kein Lächeln spielte aber mehr auf ihren Lippen, selbst wenn stille Freude ihre Seele füllte. Emsig webte sie ein Fastentuch, welches sie der Kirche zu den heiligen Aposteln schenkte, und worauf ihre Wiedererweckung aus dem Grabe geschildert wurde.

Als sie endlich im hohen Alter verschied, wurde sie neben ihrem Gemahl am Eingange der Kirche, in einem erhöhten Grabe beigesetzt, und liebliche Töne flüsterten dem aufmerksam Horchenden aus dem Grabe zu. Der Hergang der Wiedererweckung wurde im Haupt-Eingange der Kirche zum ewigen Andenken gemalt, doch ist diese Halle, wie Vieles des Alterthümlichen in Köln, zerstört, und mit ihr die Schilderei. — Umsonst sucht der Wanderer auch jetzt noch die Pferde, welche, der Sage nach, zur Erinnerung an diese Begebenheit, auf dem Neumarkte im Söllerfenster des Hauses aufgestellt waren, welches die Familie von Aducht bewohnt haben soll.

E. Weyden.

Der Dombaumeister zu Köln.

Köln, die alte Stadt am Rhein,
Baut sich einen Dom von Stein,
Will den heil'gen Platz
Dem Dreikön'gen Schatz,
Gott und seiner Mutter weihn.

Ein Jahrhundert ist nun schon
Ueber jenem Werk entflohn,
Das sich kühn erhebt,
Zu dem Himmel strebt,
Deutscher Kunst und Liebe Kron'.

Laut erschallt der hohe Chor,
Pfeiler richten sich empor,
Und der Meister mißt,
Was nun fertig ist,
Zum Gewölb' am weiten Thor.

Da erhebt ein Lehrling sich:
„Meister, was bemühst du dich?"
Spricht er, „laß es sein,
Nimmer mag's Gedeihn,
Bruchstück bleibt es ewiglich!"

Und der Meister zürnend schweigt,
Seinen Lohn dem Lehrling reicht:
„Du hast kein Vertraun,
Bist nicht werth, zu baun,
Was zu Gottes Himmel steigt."

Aber trotzig grinzt der Knecht:
„Weh euch, daß ihr mit mir brecht!
Eher ich euch führ'
Wasser her von Trier,
Als eu'r Thurm die Spitze trägt." —

„Das wird nimmermehr geschehn!" —
Und sie trennen sich und gehn
Jeder an sein Werk:
Der zum Eifelberg;
Dieser zu des Domes Höhn.

Zu dem frechen Lehrling tritt
Schnell der Böse: „Nimm mich mit!"
Sagt er, „Ich will, traun,
Fleißig mit dir baun,
Nur gewähr' mir Eine Bitt'."

„Ist erst unser Werk vollbracht,
Sei dein Dienst mir zugesagt!" —
„Topp! das soll geschehen!
Hier mein Blut!" Sie gehn
Und der Anfang wird gemacht.

So vergehet Jahr und Tag,
Und es steiget nach und nach
Schon der Thurm heran,
Auf ihm steht der Krahn,
Hell ertönt der Glockenschlag.

Und der wackre Meister schaut,
Wie ein Bräut'gam zu der Braut,
Nieder von dem Thurm;
Sieh, ein böser Wurm
Aus dem Boden kriecht! Ihm graut.

Jener Lehrling trat herfür,
Sprach: „Ich hab' vollendet hier
Den Kanal!" Es schwamm,
Als er brach den Damm,
Eine Ente her von Trier.

Und der Meister starrend sprach:
„Gott, wie rächt sich diese Schmach!"
In das Wassergrab
Stürzet er hinab,
Und sein treuer Hund ihm nach.

Von dem Thurme fällt er noch
Mit dem Hund; das Wasserloch
Ist dort auch zu sehn,
Und der Dom muß stehn
Seither unvollendet noch.

Doch der Wurm im Augenblick
Brach dem Lehrling das Genick.
Nachts kehrt, wie es heißt,
Oft des Meisters Geist
Messend in den Dom zurück.

Eb. v. Groote.

Erzbischof Engelbert.

Seht ihr dort den Dom, das hohe
Denkmal alter, schöner Tage
In die blauen Himmel ragen?
Wer entwarf die kühne Bildung?
Wessen Herz trug treue Sorgfalt,
Daß der Grund dazu geleget
Und das Werk begonnen wurde?
War es Bischof Engelbertus,
Unser Bischof nicht, der solches
Emsig Tag und Nacht betrieben?
Einen Tempel wollt' er gründen
Für die frommen Christenschaaren,
Zur Erhebung, zur Belebung
Allen gläubigen Gemüthern,
Und ein seltnes Werk der Baukunst,
Die vor jeder Kunst er liebte.

Und er wollte nicht vergebens!
Was er gründete, betreiben,
Als der Erden er entnommen,
Andre fromme Erzbischöfe,
Bis die Halle sich gewölbet,
Bis der Hochaltar gegründet,
Bis der Orgel Töne rauschten,
Das Te Deum froh ertönte,
Tausend helle Kerzen brannten,
Bilder an den Wänden prangten,
Und die frommen Schaaren alle
Voll Verwundrung und voll Dankes,
Gott anbetend, Christum lobend
Und des Geistes Kraft erfahrend,
Knieten in der heil'gen Halle.

Bis auf diesen Tag versammeln,
Von der Glocken Feierklängen
Zu der Andacht hingerufen,
Sich noch tausend gläub'ge Herzen
In des Domes weiten Hallen:
Und selbst unvollendet steht er
Als ein Denkmal seltner Größe
Meisterhaft vor unsern Augen.

A. Gebauer.

Im heiligen Dom zu Köln.

Hier sitz' ich, hier, im alten Köln am Rhein!
Als mich der Vater Rhein hieher getragen,
Da war es mir, als könnt' ich Alles tragen:
Nun sitz' ich hier im Dome allein und weine.

Es weht aus der gemalten Fenstern Scheine
Mich durch die Riesensäulen an ein Zagen,
Ich wag' es kaum die Augen aufzuschlagen
Zu diesem Welten-Embryo vom Steine.

Werd' ich es noch, ich Schwacher, es vollbringen?
Als Antwort schlägt es Zwölf in dumpfen Tönen,
Die Mittagsglocke weckt die Mitternacht.

„Sind wir vollbracht, wir Herrlichen, wir Schönen?"
Hör' ich den Dom, den Rhein, das Weltall klingen;
Und von dem Kreuze bebt's: Es ist vollbracht!

Fr. L. Z. Werner.

Die Feuerglocke zu Köln.

Der Glock' am Kölner Münster benahm die Zeit den Ton:
Wer soll die neun gießen? — der Ruhm ist reicher Lohn,
Und Wolf, der Glockengießer, ein wilder finstrer Mann,
Tritt hin zum Rath und bietet mit kühner Hast sich an.

Ihn lockt es wohl zu schauen, wie stolz sein Werk geweiht
Hineinsprüht in das Leben als offner Mund der Zeit;
Als ein mit späten Enkeln getheiltes Eigenthum,
Sein Denkmal jede Schwingung und jeder Klang sein Ruhm.

Drum auf Schul-Erhards Wiese beginnt rasch den Guß,
Schon gährt im lohen Ofen des Erzes grauser Fluß,
Schon öffnet Wolf mit Bangen des Models irdnen Schrein,
Und läßt in Gottes Namen die glühe Speis' hinein.

Und Alles harrt erwartend, bis ausgekühlt das Werk,
Damit er ab es schäle vom Hut bis an's Gemerk.

Nun faßt er schon den Hammer, erhebt ihn schon im
Schwung,
Schon birst die Form — o Himmel! die Glock hat
einen Sprung.

Und Wolf, in Gottes Namen, erneut voll Hast den
Guß;
Schon zwängt er in den Model den zweiten Feuer-
fluß;
Läßt schon das Werk erkühlen und hebt den Arm im
Schwung,
Zerschlägt die Form — o Himmel! zum zweitenmal
ein Sprung.

„Nun weil's denn nicht," so ruft er, „in Gottes
Namen glückt,
Sei's in des Teufels Namen!" — Das gläub'ge
Volk erschrickt;
Er aber hört kein Warnen, er schmelzt und rührt
und gießt.
Bis hell in's Kleid aus Erde die rothe Speise schießt.

Schon ist's verkühlt, schon schwingt er den Hammer,
sprengt das Kleid,
Da steht es hell und glänzend in seiner Herrlichkeit,
Kein Sprung und keine Makel, des Feuers schönstes
Kind;
Er sieht's und staunt. Die Menge trägt's nach der
Stadt geschwind.

Schon ziehn es tausend Hände mit Macht empor am Strang,
„Wolf," heißt es, „prüf' am ersten des eignen Werkes Klang!"
Er wartet hoch am Thurme, bis sie sich langsam hebt,
Jetzt haftet sie, jetzt zieht er das Seil; sie tönt — er bebt.

Sie tönt so hohl, so grausig, sie gellt so wild und graß,
Und rührt er sie gleich nimmer, sie brummt ohn Unterlaß!
Das Volk zerstaubt sich kreuzend; ihn aber faßt's wie Sturm,
Und schüttelt ihn wie Wahnsinn, und schleudert ihn vom Thurm.

Die Glocke ließ man aber; noch hängt sie finster dort
Und predigt: „Gunst des Bösen sei gar ein schwacher Hort!"
Doch als ein Kind des Fluches, als Werk der Höllenkunst
Rührt man sie nur beim Wetter, bei Sturm und Feuersbrunst.

J. G. Seidl.

Das versunkene Köln.

In einem höchst betrunkenen Zustande taumelte einst ein Bauer durch die Straßen Köln's in der Richtung des Severinthores hin, welches er auch gleichsam instinktartig erreichte, indem er den Weg zu tausend Malen schon durchwandert war. Bald befand er sich auf dem Pfade, der von Köln nach Brühl führt. In seiner Hand wog er einen großen leinenen Beutel, der aber heute in gleichem Verhältnisse leichter, wie seine Glieder schwerer geworden. Oftmals besah er sich den durch Trank und Spiel geschmälerten Inhalt und mochte vielleicht dabei überlegen, wie er wohl bei der Rechnungsablage mit seiner theuren Ehehälfte fertig werden könnte, denn es schien ihm unmöglich, dieser vorspiegeln zu können, daß die Marktpreise heute so niedrig gewesen, wie dies der schmale Inhalt des Beutels anzudeuten schien, welcher der ganze Erlöß dessen sein sollte, was er zu Markte getragen. Trotz alles Kalkulirens kam er zu keinem Resultate, und da er das Äußerste zu fürchten

hatte, fluchte er der heil. Stadt Köln als der mittelbaren Ursache der sein wartenden Gardinenpredigt, und verwünschte sie mit Allem, was in ihr lebte und webte, in Grund und Boden. Doch bald wurde er inne, in seinem Eifer etwas zu weit gegangen zu sein, und als er überdachte, was er da Schreckliches auf so viele Tausend unschuldige Menschen herabgeschworen, graute es ihm vor sich selber, und ängstlich blickte er nach Köln zurück, ob auch sein Schwur wohl in Erfüllung gegangen sein könnte . . . Doch, wer beschreibt seinen Schrecken — die vielthürmige Stadt, noch eben von der scheidenden Sonne vergoldet, war plötzlich seinen Augen entschwunden. Da wurde er vor Schreck nüchtern, und bittend und flehend, Gott möge die Folgen des verderblichen Schwures zurücknehmen, beflügelte er seine Schritte, immer fürchtend, daß auch bald hinter ihm die Erde zusammenbrechen würde. Lange mochte er so gelaufen sein, bis er endlich einmal umzublicken wagte . . . Aber wie sehr erstaunte er, als er die Thürme der Stadt, vom Glanze des Abendrothes übergossen, allmählig wieder auftauchen sah. Sein Gebet hatte also Früchte getragen, jedoch keine genügenden, denn das Werk, welches durch ihn gänzlich zerstört war, stand erst zur Hälfte vollendet wieder vor ihm. Deßhalb flehte er von Neuem und brünstiger zum Himmel, floh

aber auch um so schneller, weil er jetzt von den Lebenden mehr zu fürchten hatte, wie früher von den Lebendig=Begrabenen, und gelobte heilig, fortan immer Spiel und Trank zu fliehen. Nach einer Weile getraute er sich noch einmal umzuschauen, und vor ihm lag jetzt wieder, ruhig, gleich als ob Nichts vorgefallen, von dem melancholischen Schleier der Abenddämmerung umflossen, die thurmbesäete Stadt. In der ersten freudigen Aufregung warf er sich in die Kniee und pries dankend den Höchsten. Zu Hause angekommen, verfiel er in ein dumpfes Hinbrüten, verschloß sich in seine einsame Kammer, weil er immer noch fürchtete, als Urheber jenes schrecklichen Ereignisses erkannt, und vor die Gerichte gestellt zu werden. Nur leise berührte er manchmal in Fragen Köln und was da Neues vorging, aber immer nicht erhielt er die gehoffte Aufklärung. Lange Zeit nachher faßte er sich endlich wieder Muth, den Weg nach der Stadt einzuschlagen. Genau rief er sich auf diesem Gange bei jedem Fußbreit Alles wieder in's Gedächtniß zurück, und als er sinnend und in sich gekehrt an jene Stelle gekommen, wo er den fürchterlichen Schwur einstens gethan, war Köln wieder seinen Augen entschwunden. Jetzt erst merkte er seinen Irrthum; er war allmählig, ohne es zu wissen, bergab gegangen und befand sich jetzt im Naderthale unweit Köln, weßhalb ihm die

Aussicht auf die Stadt gänzlich benommen war. Der Eindruck, den dieser Auftritt früher auf ihn gemacht hatte, blieb jedoch nicht ohne moralische Wirkung, denn er blieb seinem Schwure, Spiel und Trank zu meiden, immer getreu. — Oftmals erzählte er später seinen Enkeln diese Geschichte und suchte ihnen zu beweisen, daß sie ein Fingerzeig Gottes gewesen sei, um ihn zu bessern.

W. Scheben.

St. Reinold.

Sankt Reinold als Einsiedler war
Der Andacht wohl ergeben,
Vergessen hat er ganz und gar
Des Ritters Lust und Leben.
Er sucht sich seine Wahlstatt aus
Bei Köln, der Stadt am Rheine,
Daselbst zu baun ein Gotteshaus,
Das wünscht er noch alleine.

Der Bau war all sein Augenmerk,
Er treibt es unermüdlich,
Vollendet will er sehn das Werk,
Sodann nur sterben friedlich.

Schon sieht er wie der Bogen springt,
Das Chor an rechter Stelle;
Und wenn des Thurmes Kunst gelingt
Ist fertig die Kapelle.

Vom Bauen ist Verdruß nicht weit,
Herr Reinold muß es büßen;
Die Knechte waren arge Leut,
Die leben ihren Lüsten.
Der alte Ritter sich ihm regt
Ob diesem faulen Wesen,
Treulich mit Fäusten er sie schlägt,
Schilt sie mit frommen Reden.

„Wenn ihr zum Bau verdrossen seid,
Die Hand in Schoß wollt legen,
Mit Schwätzen bringen hin die Zeit,
Den Leib in Wollust pflegen,
So seid ihr schlimme Knechte wohl
Vor Gott und Aller Augen,
Die man zur Arbeit zwingen soll,
Daß sie zum Frommen taugen.“

So treibt ers fürder Tag und Nacht,
Streng haltend auf dem Rechte,
Vor Sonnenaufgang ist er wach,
Treibt an die faulen Knechte.
Kaum daß er sich gedulden kann,
Das Gotteshaus zu schauen,
Da will er fürder beten dann,
Sein Grab sich selber bauen.

Indeß die Knechte halten Rath,
Wie sie ihn möchten fassen,
Bereden sich zu schlimmer That,
Weil sie sein Strafen hassen.
Faulheit vor allem in der Welt
Ist wohl die ärgste Sünde;
Der Böse fest den Faulen hält,
Die alte Tück entzündet.

Reinold, der redlich ihnen traut,
Kam wieder da gegangen,
Beginnen die zu murren laut;
So sollt es nun anfangen:
Sie warfen nach ihm manches Stück,
Furchtsam ihn zu umklammern,
Bis endlich da er fällt zurück,
Schlagen sie ihn mit Hammern.

Als todt nun auf dem Boden lag
Der fromme Herr im Blute,
Da fliehn sie wie vom Donnerschlag
Verrückt in wildem Muthe.
Bauern des Weges fanden ihn,
Die ihn sogleich erkannten;
Erschrocken knien sie bei ihm hin,
Für ihn zu Gott sich wandten.

Prachtvoll ward er bestattet dann
Mit Singen und Geläute,
Die Fahne weht dem Zug voran
Der schwarzen Trauerleute.

Und in der schönen Fahne war
Auf buntem Schmuckgefilde,
In schwarzer Farbe, brennend klar,
Roß Baiard abgebildet.

Panzer und Harnisch ziert den Sarg,
Den Helmbusch sieht man wehen
Am Steine, der den Helden barg,
Glöcklein und Stab daneben.
Und nun, wo er erschlagen war,
Auf dieser selben Stelle,
Ward nun errichtet ein Altar,
Man zeigt noch die Kapelle.

Der Braten.

Eberhardus, Pfarrer zum heiligen Jakob, im Jahre 1188, bekannt als einer der frömmsten Priester in Köln, schickte eines Samstags seine Schaffnerin nach der auf dem Heumarkte gelegenen Fleischhalle, um daselbst, wie dies seit langen Jahren geschehen war, Fleisch einzukaufen. Sie tritt zu einer Fleischbank, die eben die Köchin des damaligen regierenden Bürgermeisters verläßt, und ersteht daselbst für eine hohe Summe einen auffallend schönen

Braten, den erstere zu hoch im Preise gefunden hatte. Nachdem jene sich vergebens nach einem ähnlichen Braten umgesehn, begab sie sich nach Hause, um erst anzufragen, ob sie den geforderten Kaufpreis geben dürfe oder nicht, indem sie wähnte, daß das Fleisch bis dahin unverkauft bleiben würde. Als sie zurückkam, war der Braten verschwunden. Auf die an den Fleischer gestellte Frage, wer ihn erstanden habe, bemerkte dieser, daß er für den Pfarrer von St. Jakob gekauft worden sey. Die Köchin berichtete es ihrem Herrn. Der aber, vor Zorn auffahrend, rief aus: „Was dem Bürgermeister von Köln zu theuer ist, kann das der arme, und, wie es heißt, so ascetisch lebende Pfarrer von St. Jakob bezahlen!? Wohlan, ich will mich rächen. Sonntag bin ich sein Gast; dann werde ich den Heuchler entlarven." Ohne vorherige Anmeldung, wie es die Sitte heischte, erschien an besagtem Tage der Bürgermeister mit einigen Vertrauten um die gewöhnliche Mittagsstunde beim Pfarrer und lud sich bei ihm zu Gaste. Nicht wenig erstaunt über eine solche ihm wenig zusagende Ehre, machte dieser allerlei Ausflüchte, und suchte sich damit zu entschuldigen, daß seine Mahlzeiten immer sehr frugal seyen. „Mein Entschluß steht fest, Herr Pfarrer, was Ihre Küche bietet, ist uns genehm, und ich bin überzeugt, daß wir

Rheinischer Sagen- und Liederschatz

in

Volksgeschichten, Legenden und Mythen

vom

Rhein

und seinen Nebenflüssen.



Herausgegeben

von

Joh. Wilh. Spitz,
Inhaber der goldenen Denkmünze für Kunst und Wissenschaften.

2.

1843.

Düsseldorf und Cöln,
Buch- und Kunsthandlung von Joh. Wilh. Spitz.

heute zu Ende gespielt; du unterstehst dich, noch Völlerei mit gemeiner Knickerei zu paaren! Wo ist jener Braten, den zu kaufen man für den Bürgermeister von Köln zu theuer fand und den du gestern erstandest? Willst du ihn vielleicht für deine eigenen geheimen Vergnügen aufsparen? Ob dieser unerwarteten grimmigen Rede erbleichte der Priester sichtlich, doch bald strahlte sein Gesicht wieder von himmlischer Milde, und mit Ruhe entgegnete er: Allerdings ließ ich gestern einen Braten kaufen, doch er war nicht für mich bestimmt, und über das Verbleiben desselben würde ich dich vergewissern, wenn ich nicht gerne ein Geheimniß bewahren möchte, welches mir theuer ist. Doch . . . meine Ehre verlangt es, dir Gewißheit hierüber zu verschaffen, drum folge mir. Zitternd schritt der Priester voran, als gälte es den letzten Gang seines Lebens, und mit bangem Herzen öffnete er die Thüre zum Speisesaal. Eine große festlich geschmückte Tafel umsaßen arme bejahrte Männer, in deren Zügen zwar Gram und Kummer Furchen eingegraben hatten, die hier jedoch alle Wunden vergessen zu haben schienen, welche das Schicksal ihnen geschlagen hatte, denn Freude und Frohsinn war auf allen Gesichtern zu lesen. Dies sind zwölf Arme, bemerkte der Pfarrer, die ich an jedem Sonntage, den der Herr als Ruhetag einsetzte, speiste, damit sie,

Petrarka in Köln.

Im vierzehnten Jahrhundert war die Stadt Köln durch Handel, Kunst und Industrie zu einer bewundernswürdigen Blüthe gelangt. Sie erscheint als eine der ersten Städte des großen hanseatischen Bundes am Niederrhein (der bekanntlich von Nord-Deutschland ausging), und auf ihrem Rathhause befand sich der Sitz des hohen Gerichts, welches über die Angelegenheiten desselben erkannte; auch erblickt man noch gegenwärtig die Stühle der Richter als Denkmale jener Zeit. Der große malerische Halbzirkel, in welchem die Stadt am Ufer des Rheines erbaut ist, schien damals einen Seehafen zu bilden; denn stets lag hier eine Flotte von Schiffen, wodurch der ausgebreiteste Handel den Strom hinauf und hinab getrieben ward. Die Baumwollen- und Seidenfabriken, welche noch jetzt die vorzüglichsten ihrer Manufakturen sind, waren schon damals im höchsten Flor, so daß man über 80,000 Webstühle fand. Es hatte sich hier ein ächter Verein deutscher Künstler gebildet — eine treffliche Schule für die, so den Beruf, das Schöne und Erhabene zu schaffen

in sich fühlten, und sie begaben sich aus allen Gegenden des Vaterlandes, ja selbst aus fremden Staaten, hierher. Das sprechendste Denkmal für den hohen Genius der Kunst, der es geschaffen, ist unstreitig der herrliche Dom. Auch die kölnischen Gold- und Silberarbeiter verfertigten in jener Zeit die niedlichsten und geschmackvollsten Sachen, als Vasen, Pokale, Ringe rc., und die Häuser waren mit den prächtigsten und kostbarsten Geräthschaften ausgeschmückt; ja die Kunst gesellte sich schon zu manchen Handwerken, und noch gegenwärtig sieht man hier Schreinerarbeiten aus der damaligen Periode, die man als seltene Werke bewundern muß. Was nun die verschiedenen wissenschaftlichen Felder betrifft, so wurden sie zur Zeit des Mittelalters in Köln wohl mehr als in vielen andern großen Städten angebaut; denn hier lehrte schon im dreizehnten Jahrhundert der geschickte und geistreiche Albertus Magnus, und gegen Ende des vierzehnten ward eine eigentliche Universität, nach denen von Prag und Heidelberg die älteste in Deutschland, daselbst errichtet. Es läßt sich also wohl denken, daß dieser merkwürdige Ort auch von vielen gebildeten Reisenden, besonders Gelehrten und Freunden der Kunst, auf ihren Wanderungen durch die schönen Rheingegenden besucht ward.

So geschah es, daß im Jahre 1333 der

große Dichter Petrarka die Stadt Köln betrat. Wer kennt nicht ihn, der als Sänger in italienischer und altrömischer Sprache, als Wiederhersteller der klassischen Literatur, als Gelehrter, und selbst als Staatsmann, die Zierde seines Jahrhunderts war? Was ihm aber schon allein unsterblichen Ruhm würde geschaffen haben, und was ihm diesen vor Allem schuf, sind die eben so tief gefühlten, als herrlichen und kunstreichen Lieder und Sonette, die er in Wonne und Schmerz seiner geliebten Laura sang. Petrarka unternahm, zur Zerstreuung seines Kummers und zur Befriedigung seiner Wißbegierde, in dem gedachten Jahre eine weite Reise. Er umfuhr Spanien, sah England, das nördliche Frankreich und Flandern, und wandte sich von da nach den Ufern des Rheins. Es ist bemerkenswerth, wie dieser berühmte Mann, der die reizenden Fluren seines Vaterlandes und des südlichen Frankreichs, und dort die prächtigen, mit Kunstwerken des Alterthums prangenden Städte, vorzüglich das hohe Rom, zu schauen gewohnt war, sich überrascht fand, in einem Erdstriche, den man in seiner Heimath für so rauh (noch der spätere Dichter Tasso denkt sich den Rhein als einen dem Nordpole benachbarten Strom) und in geistiger Kultur für so weit zurück hielt, Schönheiten der Natur und der Kunst, und An-

nehmlichkeiten des geselligen Lebens anzutreffen, die in manchem Betracht mit denen des mittäglichen Europa's wetteifern konnten. Seine, in lateinischer Sprache gegebenen, freundschaftlichen Briefe (Epistolae familiares) enthalten treffliche Beobachtungen, die er auf seinen Reisen anstellte, und manche sehr interessante Schilderungen von Merkwürdigkeiten, welche er in den verschiedenen Gegenden sah. Schon in andern Schriften sind seine Bemerkungen über das Rheinland, und namentlich über Köln, aus den Briefen, die er an seinen Freund, den Bischof Johann von Colonna, schrieb, mitgetheilt. Wir geben hier einige Stellen für diejenigen unserer Leser, welchen sie noch nicht bekannt seyn sollten.

„Wunder in dem barbarischen Lande! (ruft Petrarka aus, da er nach Köln gelangt war). Wie herrlich ist der Anblick dieser Stadt! Welche Würde der Männer, welche reine Anmuth der Frauen erscheint uns hier!"

Bei einem Nationalfeste, dem sogenannten Fußwaschen, begab auch er sich an den Rhein, und konnte, so tief auch Laura's Bild in sein leidendes Herz geprägt war, nicht umhin, das hier wohnende, in so wohl verdientem Rufe der Schönheit stehende, Frauengeschlecht zu bewundern.

„Das ganze Ufer (heißt es an dieser Stelle) war mit einer sehr großen und treff-

lichen Schaar von Jungfrauen bedeckt. Ich staunte, ihr gütigen Götter! Welche Gestalten, welche Gesichter, welche schöne Tracht! — Lieben müßte Jeder, der nicht ein schon befangenes Herz hierher gebracht hätte." —

Auch lobt er sehr die Geistesbildung und den poetischen Sinn, welche er in diesen Gegenden fand, und sagt deßhalb seinem Freunde: „Vor Allem wird es deine Bewunderung erregen, daß dieser Himmel auch pierische Geister nährt. Du mußt wissen, daß es hier wohl keinen Maro, aber sehr viele Nasone gibt." Er wollte damit sagen, daß unter den damaligen Dichtern des Rheins weniger als poetische Gehalt und die gediegene Kunst des Virgil, als die üppige Phantasie und die leichte und blühende Darstellung des Ovid, anzutreffen sey.

Wie entzückt der große Mann bei einer nächtlichen Andacht im Kapitol war, das spricht sich in Folgendem aus, wo er sogar eine Vergleichung zwischen diesem Tempel und der hohen römischen Burg anstellt.

„Ich habe das Kapitol gesehen, ein Bild des unsrigen; nur daß man dort in der Versammlung des Senats über Krieg und Frieden berathschlagt, während hier schöne Jünglinge und Mädchen untereinander das nächtliche Lob der Gottheit singen. Dort hören wir das Geräusch der Räder und Waffen,

und die Seufzer der Gefangenen; hier jedoch herrschen Ruhe, Freude und scherzende Töne; ja, dort zieht der kriegerische, hier der friedliche Triumphator ein."

Karl Geib.

Ein Kölner Meister zu Ende des IV. Jahrhunderts.

Nach Ghiberti.

Du hast, Ghiberti, scharf und streng und richtig
Beurtheilt meine Kunst und mich gelobt,
Das Lob aus deinem Munde klang gewichtig.

Ich habe dir, den ich als Freund erprobt,
Von meines Meisters Kunst zu Köln am Rheine
Den höchsten, seltesten Genuß gelobt.

Blick' her! du glühest, wie von jungem Weine
Worauf dein Auge fällt, ein Meisterstück!
Du jauchzest, und du siehest, daß ich weine.

Entschwundene Tage ruft mir dies zurück,
Und auch den Tag, wo ich ihn trug zu Grabe,
Der liebend mich und lehrend war mein Glück.

Auf diesem Bruchstück hier, der blonde Knabe,
Der von der Stirne sich die Locken streicht,
Der bin ich, wie ich einst gedient ihm habe.

Er hat mir treu die Führerhand gereicht,
Ich wurde stark in seinem milden Strahle:
Nun hat der Winter mir das Haar gebleicht.

Die griech'schen Meister sind dir Ideale:
Sei selbst du zwischen ihm und ihnen Richter,
Auf welche Seite neiget sich die Schale?

Sieh, wie er hochgelehrt und doch mit schlichter
Natürlichkeit das Nackte hier gestaltet,
Und hier die hohe Schönheit der Gesichter.

Die Kunst bewundere, die er hier entfaltet,
Die Zierlichkeit der Arbeit, die Vollendung —
Und dieser Riß — da hat wohl Gott gewaltet.

Das Werk bestimmte seines Schicksals Wendung,
Es sollt' ihn zu des Ruhmes Gipfel tragen,
Und ward das Werkzeug einer höhern Sendung.

Ich muß vom frommen Meister mehr dir sagen;
Wie lieblich er in seiner Kunst erscheint,
War selbst er liebenswerth in seinen Tagen.

Anjou, der mit der Kunst es gut gemeint,
Hat ihn geehret vor den Meistern allen,
Die huldreich er an seinem Hof vereint.

Fürst Anjou hat der Meißter den Metallen
  Das Siegel seines Geistes eingedrückt,
  Und Kirchen ihm verziert, Altar und Hallen;

Auch seinen Schenktisch hat er ihm geschmückt,
  Geschmiedet ihm Pokale, Krüge, Schilde,
  Die jedes Kunsterfahrnen Blick entzückt,

Da wollte denn der Fürst in seiner Milde,
  Daß noch aus lauterm Golde, sonder Gleichen,
  Sein Meisterstück er, eine Tafel bilde;

Versehen sollt er die mit seinem Zeichen,
  Auf daß die Nachwelt seinen Ruhm erfahre,
  Und staunend ihm den Lorbeer möge reichen.

Hier liegt der Riß dir vor, den ich bewahre;
  Am Werke selbst hat meines Meisters Hand
  Gehämmert und gefeilt drei volle Jahre.

Und wie er fertig war, wie er's gesandt
  Dem guten Fürsten, welcher es bestellt,
  Da hat sich das Glück von dem gewandt.

Die Feindschaft weißt du, die sich eingestellt
  Verderblich zwischen ihm und Lanzelote
  Und aufgereget eine halbe Welt;

Da kam zum Meißter ein betrübter Bote;
  Einschmelzen hat er jene Tafel lassen,
  Weil ihm kein Geld, kein schnödes, zu Gebote.

Da sahn den guten Meister wir erblassen,
Erschrocken schweigen eine lange Zeit,
Und krampfhaft nach dem wunden Herzen fassen.

Dann, niederknieend in Unterwürfigkeit,
Sprach er und hob die Arme himmelwärts:
Auch das war eitel! eitel Eitelkeit!

Am irdischen Abglanz hieng mein thöricht Herz,
An dem vergänglichen des ew'gen Lichtes,
Nun faßt um Eitles mich ein eitler Schmerz!

O Herr, was falsch und eitel war, vernicht' es!
In meinem Busen dienen dir und büßen,
Das will ich bis zum Tage des Gerichtes.

So stand er auf und sah uns an mit süßen,
Wehmüth'gen Blicken, schritt sodann hinaus,
Rückschauend nur noch einmal uns zu grüßen.

Und in die Berge, in der Wildniß Graus
Trug weltverlaßend ihn sein Fuß, zu bauen
Einsiedlerisch Kapell und niedres Haus.

Da mocht' er Unvergänglichem vertrauen
Und suchen, klaren Auges, reines Licht,
Vermeidend in des Nebenthal zu schauen.

Wie fromm er war, ein Frömmler war er nicht;
Oft suchten wir ihn auf, er sah uns gerne
Und gab uns lächelnd Rath uud Unterricht.

Er liebte noch die Künste, wie die Sterne,
Und seine lieben Schüler und Genossen,
Er hielt sein Herz nur von dem Schlechten ferne.

Einst fanden wir wie schlummernd hingegossen
Am Kreuz ihn, wo zu beten er gepflegt;
Sein altermüdes Auge war geschlossen.

Wir weinten, als wir ihn zur Ruh gelegt.

A. v. Chamisso.

Der Kölner Dom.

„Bevor zum Dom ihr Steine findet,
Bevor das Fundament verschwindet,
Euch Schwätzern rühm' ich in's Gesicht,
Soll mir ein Bach die Stadt begießen,
Gefaßt in Marmelsteine schießen."
Nun höret, was der Andre spricht:

Bevor ihr finden mögt die Quelle,
Bevor ihr leiten mögt die Welle
Die Straßen hin, in Stein gefaßt,
Soll stehn vollendet, was ich baue,
Soll schwimmen in des Himmels Blaue
Des Domes Schiff und Doppelmast.

„Erst dann, wie unter Moses Stabe,
Wird euch des reichsten Quelles Labe
Entspringen aus dem Münsterflur.
Der Quell entströmet nur den Händen
So diesen Gottesbau vollenden;
Ihr kennt den Meister, hört den Schwur!“

Auf seinem Steine steht der Meister,
Die Seinen ruft er, stellt und weist er
Das Pergament in fester Hand;
Auf springt der Erde Felsenkammer,
Der Meißel klingt, es tönt der Hammer
Lebendig wird das weite Land.

Er senkt das Kreuz im Grunde nieder:
Als Säulenwand ersteht es wieder,
Das lebenreiche Samenkorn:
Das Kleeblatt quillt aus seinem Schooße,
Die Lilie steigt, es flammt die Rose
Aus seinem unerschöpften Born.

Die Säulenäst' im Dach verwoben;
Wie eine Brust im Schmerz gehoben,
Gen Himmel athmend, steigt der Chor:
Wie mit Gesang hinangeschwungen,
Wie im Gebet erstarrte Zungen,
Stehn tausend Blumenthürm' empor.

Schon blicken durch des Domes Bäume
Des Himmels lichtgemalte Räume,

Die ew'ge Morgenröthe schon;
Du darfst die Königin der Frauen
Im Seraphinenkranze schauen,
An ihrer Brust den ew'gen Sohn.

Derweil zerquält der andere Meister
Vergebens forschend seine Geister,
Die Stirne drückt der schwarze Wahn,
Er pocht am Hügel, in den Tiefen,
Doch alle Nixen, Elfen schliefen,
Drum hebe mit dem Höchsten an!

Und endlich sprengt des Hauses Jammer
Des Stolzes lang gehaltene Klammer:
„Geh hin, o Weib, ich beuge mich!"
Sie wirft, der Schwester Knie umschlingend,
In bleichem Gram die Hände ringend,
Zu der Beglückten Füßen sich:

„Ich weiß, dir hält er nichts verborgen:
In seinen höchsten, tiefster Sorgen
Hat dich der Meister eingeweiht;
Sein Name tönt im Psalmenruhme,
Er baut ihn auf im Heiligthume:
Nun Schwester übt Barmherzigkeit."

Sie sprach: „Mein Glück will Glück nur sehen;
Geschehe mir, was mag geschehen!
Heb', Schwester, Knie und Augen hell:
Den Stein, auf dem er einst gestanden

Das Pergament in seinen Handen,
Im Flur des Thurmes, deckt den Quell."

Und kaum hat Jener Kund' empfangen,
So kommt er stolz zum Dom gegangen:
„Heran! hier ist der Mosesstab!"
Er schwingt den Hammer, bricht die Schwelle,
Und lustig springt die reiche Quelle
Hervor aus ihrem Marmorgrab.

Des Domes Meister naht im Grimme,
Er singt mit feierlicher Stimme,
In seiner Hand das Pergament:
„Ich leg euch, Thürm', in Zauberbande,
Hinunter Quell, verdürst' im Sande!"
So sang der Meister und verschwand.

Erloschen sind des Himmels Kerzen,
Es starren zwei gebrochene Herzen
Die Thürme noch vom Kölner Dom:
Doch mögt ihr Nachts geruhig lauschen,
So hört ihr dumpf die Tiefe rauschen
Und Geister hadern in dem Strom.

A. L. Follen.

Maximilian Franz, der letzte Churfürst von Köln.

Es stieg zum festlichen Mahl Max Franz
Die Stiegen hinan in fürstlichem Glanz.

Zwei Bischöf' giengen zu jeder Seit'
Dem Churfürsten, den sie gesalbt und geweiht.

Da klirrt es hell auf dem Marmelstein,
Aus des Fürsten Ring sprang der Edelstein.

Und der Bischof von Münster gar ernstlich winkt;
Max Franzens Aug' eine Thräne entsinkt:

„Nicht steigt noch einer die Stufen hinan,
Mit Mantel und Chorhut angethan."

„Doch nehme es, der es gegeben hat!
Wir dürfen nicht murren ob seinem Rath."

Und was er gesprochen in dieser Stund',
Die Folge gab deß trübe Kund'.

Mit Mantel und Chorhut angethan
Stieg er, der Letzte, die Stufen hinan.

Jean Cornelia Wolf.

Der Kampf mit dem Löwen.

Die reiche und mächtige Stadt Köln hatte fast immerfort heftige Fehden mit ihren Erzbischöfen zu bestehen. Kunstfleiß, Gewerbe und Handel hatten sie auf eine der ersten Stufen unter den Städten Deutschlands emporgehoben; neben dem eigentlichen Bürgerstande lebte innerhalb ihren ausgedehnten Mauern ein zahlreicher Adel, oft uneinig unter sich selbst, bald Partei machend mit dem Volke, bald gegen dasselbe. Mit den geistlichen Herrschern setzte es manchen harten Strauß ab, um der Freiheiten und Privilegien willen, welche die Unabhängigkeit liebende Stadt mit großer Beharrlichkeit gegen deren Einfluß und Uebermacht zu behaupten verstand.

Fast zu keiner Zeit indeß ging es toller und wilder zu im Erzstift, als unter Engelbrecht von Falkenburg, welcher im Jahre 1261 dem Gründer des Doms, Konrad von Hochsteden, folgte. Anfangs trat der neue Herr mit großer Kraft auf, und suchte die widerspenstigen Bürger durch Gewaltthätigkeit zu schrecken; noch erinnert an den Beginn seiner Regierung der Bayenthurm, mit seinem

starken Mauerwerk, seinen Gitterfenstern, seinen Wappenschildern und Zinnen, als ein weither schon erblicktes Wahrzeichen der alterthümlichen Stadt am Ufer des Stromes. Aber im zweiten Jahre bereits brach der Sturm gegen die ungewohnte Zwangherrschaft los; die Thürme wurden von den muthigen Bürgern erstürmt und die kölnische Fahne auf ihnen aufgepflanzt, die Söldner des Erzbischofs von den Thoren verjagt. Der entbrannte Engelbrecht belagerte die ungefügsame Stadt, mußte sich aber endlich nothgedrungen zu einem Vergleiche verstehen.

Neben Mathias Overstolz, dem durch seine thätige Theilnahme am Kampfe gegen den Erzbischof Konrad berühmten Voigte, dem Sprößling einer Familie, deren Ursprung in die Römerzeit zurückgeführt, und deren Namen hundertmal in der Geschichte der bürgerlichen Unruhen jener aufstrebenden, bewegten Zeit genannt wird, hatte sich der Bürgermeister Hermann Gryn, einem der ältesten und edelsten Häuser Köln's angehören, vor allen in der mannhaften Verfechtung der Interessen und Gerechtsame des Volkes hervorgethan. Ward er deßhalb von diesem geehrt und geliebt, so hatte ihm dagegen die erzbischöfliche Partei unversöhnlichen Haß und Rache geschworen. Wenn nun, nach eingegangenem Vergleich und wenigstens für den Augenblick

wiederhergestellter Ruhe, keine Gelegenheit vorhanden war, ihm öffentlich etwas anzuhaben, so sannen seine Feinde um so eifriger darauf, ihn durch heimliche Ränke zu verderben. Um zu ihrem Zwecke zu gelangen und den Argwohn einzuschläfern, stellten sie sich freundlich und versöhnt: aber Honig hatten sie auf den Lippen, Galle im Herzen. Endlich war ihr Plan reif: sie glaubten eine sichere Falle gestellt zu haben, den Gryn zu fangen und zu verderben.

Unter den Domherren des Erzstifts gab es zweie, die, durch böse Einflüsterungen des den Kölnern vorzüglich feindlich gesinnten Raths des Erzbischofs, des Hermann von Wittinghof, so wie durch eigenen Groll angetrieben, ja, wie es heißt, vom Falkenburger selbst zu böser That ermuntert, längst schon gesucht hatten, sich mit dem Bürgermeister in ein genaueres Verhältniß zu setzen, und welche scheinbaren Antheil an den Interessen der Stadt geschickt als Vorwand zu gebrauchen wußten. Es gelang ihnen, wie sie wünschten. Der Ritter Hermann, offen, ehrlich, und arglos, hielt ihr Entgegenkommen für aufrichtig, und sah es als Gewinn an, auch die geistlichen Herren zum Theil auf des Volkes Seite herüberziehen zu können. So geschah es denn, daß, als die Beiden ihn eines Tages um seine Gegenwart bei einem Mahle baten, sich

in geselligem Gespräche mit ihm zu vergnügen, er bereitwillig der Einladung folgte. Zur bestimmten Stunde verfügte er sich nach dem Domkloster, welches in diesen Zeiten der Zerwürfniß nur Wenige zu betreten pflegten, und nahm kein Arg, als sie sich erboten, ihm vorerst die verschiedenen Gemächer der schönen Wohnung zu zeigen, um so mehr, da die übrigen Gäste, welche man zu erwarten vorgab, noch nicht eingetroffen waren.

So ging denn Gryn, die wohnliche Einrichtung des stattlichen Stiftsgebäudes bewundernd, mit seinen Führern von einem Zimmer zum andern, bis sie, am Ende eines langen Ganges im Erdgeschosse, an eine Thüre gelangten. Der eine der Domherren schloß auf, der Ritter trat in eine große, halbdunkle, gewölbte Halle — im Augenblick aber, wo er den Fuß hineinsetzte, schlug krachend das schwere Eichenthor hinter ihm zu, während aus einem Winkel ein grausenerregender Ton erscholl. Kaum hatte Gryn Zeit sich zu besinnen, so sah er vor sich in geringer Entfernung die drohenden Augen eines Löwen leuchten, den man hier eingeschlossen hielt, und dessen Wuth tagelanges Hungern noch vermehrt hatte. Der Moment der drohenden Gefahr raubte dem Ritter die Entschlossenheit nicht: einen Schritt zurücktretend, umwickelte er rasch den einen Arm mit dem langen Tuch-

mantel, welchen er trug, riß sein Schwert heraus, stieß, gegen die schützende Wand sich drückend, die Linke in den weit geöffneten Rachen des im Nu mit einem entsetzlichen Sprunge auf ihn einstürzenden Thieres, während sein Stahl ihm die Brust durchbohrte. Der Kampf war bald entschieden: erstickt und im Blute schwimmend lag der Löwe am Boden.

Alles dieses war das Werk weniger Augenblicke. Bevor noch der auf so wunderbare Weise Gerettete Zeit hatte, sich von dem Drange der ihn bestürmenden Empfindungen zu erholen, schlugen verworrene Töne von außen her an sein Ohr. Ein wilder Tumult erhob sich auf der Straße. Die beiden Verräther, denen es nicht in den Sinn gekommen war, an dem Gelingen ihres meuchelmörderischen Planes zu zweifeln, waren sogleich auf die Gasse gerannt, wo sie laut um Hülfe schrien: der Bürgermeister sey von dem Löwen des Erzbischofs angefallen worden. Das Volk strömte herbei — eine ungeheure Menge hatte sich bald zusammengerottet, als man plötzlich wider das letzte Fenster des Gebäudes wiederholt anklopfen hörte. Die Domherren wurden todtenbleich; ein dichter Haufen stürzte hinein — die Thüren wurden erbrochen, und im Jubel wurde der von Blut besprützte, aber nur leicht verletzte Held auf den Armen der Seinigen herausgetragen. Keiner traute seinen

Augen, als er den Löwen todt hingestreckt, den Bürgermeister, den schon verloren geglaubten, lebend erblickte.

Die feigen Missethäter hatten sich durch die Flucht zu retten gesucht. Bald aber wurden sie von der tobenden Menge ergriffen, und nach kurzem Prozeß, ohne Rücksicht auf die Priesterwürde, die sie geschändet, unter dem, nahe am Domkloster gelegenen Thore aufgeknüpft. Dieses soll von dieser Zeit an das Pfaffenthor genannt worden seyn: höher hinauf gehende Alterthumsforscher wollen indeß diese Benennung aus den Römerzeiten herleiten, indem sie eine Porta Paphia daraus machen. Am Portal des alten Rathhauses, einem der merkwürdigsten und am meisten in die Augen fallenden Bauwerke, welche das an Erinnerungen und Denkmalen aus den hier so rührigen Zeiten des Mittelalters reiche Köln zieren, sieht man die That des Bürgermeisters Hermann Gryn auf einem Steine in halb erhobener Arbeit dargestellt.

A. Reumont.

Jost vom Bühl.

„Wenn Gott mit den Aposteln einst zu Gerichte sitzt
Und in der Angststunde die Seele Trübsal schwitzt,

Wenn meiner Sünden Schale dann tief und tiefer schwebt,
Was werf' ich in die andre, daß jene wieder sich hebt?"

So dacht' in Köln ein Kaufherr mit Namen Jost vom Bühl,
Der sorgenvoll sich wälzte bei Nacht auf seidnem Pfühl.
„Die Sünden," schloß er endlich, „sind schwer, die ich beging;
Doch großer Ankersteine Gewicht ist auch nicht gering."
Da ging er hin und kaufte ein Schiff am andern Tag,
Das mit den größten Quadern gefüllt im Hafen lag.
Die Steine waren mächtig wie man in Bell sie bricht
Oder Niedermendig, sie fielen schwer in's Gewicht.

Die wurden gleich auf Karren gekrahnt, und mancher Gaul
Davor gespannt — die zogen ihm aber allzufaul.
Er ließ noch Vorspann nehmen, da ging's vom Fleck zuletzt.
„Wohin denn nun? wo werden die Blöcke niedergesetzt?"

„Vor St. Apostelnkirche," rief er den Schürgern zu,
„Da ladet ab und wendet hierher zurück im Nu:

Ihr müßt noch öfter fahren, sonst leert ihr nicht das Schiff."
So thaten denn die Kärner, sie tanzten gern, wie er pfiff.

Da lagen nun die Blöcke vor St. Aposteln-Stift:
Die Mönche stehn verwundert, der Dechant aber trifft
Den Kaufmann auf dem Platze, der just die Kärner lohnt.
„Was soll uns," frug er diesen, „ein Geschenk so ungewohnt?"

Er sprach: „Ihr bauet wieder einmal, das bleibt nicht aus,
Dann braucht ihr solche Steine zum Fundament des Bau's." —
„Wir bauen bald," sprach Jener, „hier seht ihr schon den Riß,
Da kommen solche Quadern uns sehr gelegen gewiß;"

„Doch das Geschenk befremdet uns sehr, das ihr uns macht,
Hier werden solche Gaben gar selten dargebracht:
Was hat Euch nur bewogen?" Er sprach: Ihr wüßtet's gern,
„Doch das ist mein Geheimniß, darauf verzichtet, ihr Herrn."

„Noch hab' ich einen Skrupel, den löst ihr mir vielleicht:
Seht, diese Bruchsteine sind von Gewicht nicht leicht.
Ihr dienet den Aposteln und wißt, wie stark sie sind:
Hebt Einer solchen Stein wohl, wenn er es ernstlich beginnt?" —

„Das ist den Gottesboten," sprach Jener, „Kinderspiel;
Die ganze Kirche heben, der Heil'gen gibt es viel.
Die tragen sie mit Thürmen und Zinnen auf der Hand
Und werden nimmer müde, das ist hier Allen bekannt."

Da sprachen auch die Mönche: „So ist es, sicherlich."
„Der Auskunft," sprach der Kaufherr, „von Herzen freu ich mich.
Verbaut nur bald die Steine, zum Lohn' begehr ich Nichts,
Mir lohnen die Aposteln am Tag des jüngsten Gerichts."

K. Simrock.

Trauerkunde.

Ich seh' euch schon im Trauerflor;
Und bring' auch, doch sei Gott davor,
Vielleicht nicht gute Kunde:
Nehmt diesen Brief, doch les't ihn nicht,
Gebt, daß ein Andrer ihn erbricht,
Und nicht in dieser Stunde.

„Schwarz muß der Brief gesiegelt sein,
Er kommt von weit, von Köln am Rhein,
Von heute vor acht Tagen:
Und siehe mich hier und mein Kind,
Daß wir bereits berichtet sind,
Und Trauerkleider tragen.

Denn in der bangen Sterbenacht
Hat meiner noch mein Mann gedacht,
Und ist bei mir gewesen:
Er sprach nicht mehr, er winkte doch,
Und gab uns seinen Segen noch —
Gieb, laß den Brief mich lesen.“

O. F. Gruppe.

Jan un Griet.

Motto: „Mer sall keine kölsche Hund versäufe
mer kann nit wesse, wat drus weht.
Kölnisches Sprichwort.

Zu Köln im ahlen Kümpchens-Hof
Wunt ens nä Boersmann,
Dä hat en Mäd, de nannt sich Griet;
Nä Knäch, dä nannt sich Jan.

Dat Griet dat wor en fresche Mäd,
Grad we vun Milch un Bloot,
Dä Jan dat wohr nä starke Boorsch,
Dem Griet vun Häzen good.

Ens säht hä: „Sag," esu säht hä:
„Sag Griet, ben ich der räch?
Nemm mich zom Mann, do bes en Mäd,
Un ich, ich ben nä Knäch."

Do säht it: „„Jan, do bes nä Knäch
Un ich en schöne Mäd,
Ich well nä däft'gen Halfen han
Met Oes un Köh un Päd.""

Un als dä Jan dä Kall gehoot,
Do trok hä en dä Kreeg,
Schlog immer tüchtig en dä Feind,
Holf wennen mänchen Seeg.

We widder hä no Köllen kom,
Sos hä op stazem Päd,
Dä Jähn dä wohr no Feldmarschall,
Dä große Jan vun Wäht.

We widder in de Poz hä kom,
Sos en der Pos dat Griet,
It sos vör einem Aeppelkrom,
Wo it Kruschteien briet.

Un als dä Jan dat Griet dät sin,
Leht stell fing Päd hä stonn,
Un größten it, un säht zo im:
„Griet! wer et hät gedonn!“

Un als dat Griet dä Jan dät sin,
Su blänkig usgeroß,
Do größt it in, un säht zo im:
„„Jan! wer et hät gewoß!““

Ehr kölsche Mädchen, merk üch dat,
Un sitt mer nit zo friet,
Gar mänchen hät et leid gedonn,
Dat lehrt vum Jan un Griet.

Karl Kramer.

Das Heinzelmännchen.

Wie war zu Köln es doch vordem
Mit Heinzelmännchen so bequem!
Denn war man faul . . . man legte sich
Hin auf die Bank und pflegte sich:
Da kamen bei Nacht Ehe mans gedacht
Die Männlein und schwärmten Und klappten und lärmten
Und rupften Und zupften
Und hüpften und trabten Und putzten und schabten,
Und eh ein Faulpelz noch erwacht,
War all sein Tagewerk bereits gemacht.

Die Zimmerleute streckten sich
Hin auf die Spähn und reckten sich,
Indessen kam die Geisterschaar
Und sah was da zu zimmern war:
Nahm Meißel und Beil Und die Säge in Eil
Sie sägten und stachen Und hieben und brachen,
Berapten Und kappten,
Visierten wie Falken Und setzten die Balken:
Eh sichs der Zimmermann versah,
Klapp stand das ganze Haus schon fertig da.

Beim Bäckermeister war nicht Noth,
Die Heinzelmännchen backten Brot.

Die faulen Burschen legten sich,
Die Heinzelmännchen regten sich —
Und ächzten daher Mit den Säcken schwer!
Und kneteten tüchtig Und wogen es richtig
Und hoben Und schoben
Und fegten uud backten Und klopften und hackten.
Die Burschen schnarchten noch im Chor:
Da rückte schon das Brot, das neue, vor.

Beim Fleischer ging es just so zu:
Gesell und Bursche lag in Ruh.
Indessen kamen die Männlein her
Und hackten das Schwein die Kreuz und Quer.
Das ging so geschwind Wie die Mühl im Wind:
Die klappten mit Beilen, Die schnitzten an Speilen,
Die spülten, Und wühlten,
Und mengten und mischten Und stopften und wischten.
That der Gesell die Augen auf —
Wapp! hieng die Wurst da schon im Ausverkauf.

Beim Schenken war es so: es trank
Der Küfer bis er nieder sank,
Am hohlen Fasse schlief er ein,
Die Männlein sorgten um den Wein
Und schwefelten fein Alle Fässer ein
Und rollten und hoben Mit Winden und Kloben
Und schwenkten Und senkten
Und gossen und panschten Und mengten und manschten
Und eh der Küfer noch erwacht
War schon der Wein geschönt und fein gemacht.

Einst hatt ein Schneider große Pein:
Der Staatsrock sollte fertig sein:
Warf hin das Zeug und legte sich
Hin auf das Ohr und pflegte sich:
Da schlüpften sie frisch In den Schneidertisch
Und schnitten und rückten Und nähten und stickten
Und faßten Und paßten
Und strichen und guckten Und zupften und ruckten,
Und eh mein Schneiderlein erwacht,
War Bürgermeisters Rock bereits gemacht.

Neugierig war des Schneiders Weib,
Und macht sich diesen Zeitvertreib:
Streut Erbsen hin, die andre Nacht
Die Heinzelmännchen kommen sacht;
Eins fährt nun aus, Schlägt hin im Haus,
Die gleiten von Stufen Und plumpen in Kufen
Die fallen Mit Schallen,
Die lärmen mit Schreien Und vermaledeien!
Sie springt hinunter auf den Schall
Mit Licht: husch, husch, husch! — verschwinden All!

O weh nun sind sie alle fort
Und keines ist mehr hier am Ort!
Man kann nicht mehr wie sonsten ruhn,
Man muß nun Alles selber thun!
Ein Jeder muß fein Selbst fleißig sein,
Und kratzen und schaben Und rennen und traben
Und schniegeln und biegeln

Und klopfen und hacken Und kochen und backen.
Ach, daß es noch wie vormals wär!
Doch kommt die schöne Zeit nicht wieder her.

August Kopisch.

Die Wahl des Bischofs Hildebold.

Einst sah man Köln sich zweien um eine Bischofswahl,
Die Pfaffen und die Leien mißhellig allzumal.

Als man vernahm die Kunde zu Achen in der Stadt,
Der Kaiser Karl zur Stunde sein Roß bestiegen hat.

Im rauhen Jägerkleide wie er da ging und stand,
So stob er durch die Heide und das umbuschte Land.

Nur seine schnellen Winde geleiteten den Herrn,
Der Degen ritt geschwinde, schon sah er Köln von fern

Da weckt ein Glöcklein helle ihn aus dem blühnden
Traum;
Er band vor der Kapelle das Roß an einen Baum,

Trat ein, dem Herrn zu danken, und als gewandelt war,
Da opfert' er den blanken Goldgulden dem Altar.

„Freund," sprach der Pfaffe bieder, mit Namen Hildebold,
„Nehmt euern Gulden wieder, man opfert hier kein Gold."

Er wähnt', es sei zum Spotte so große Gift geschehen:
Das Goldstück gab ich Gotte." — Das wollt er nicht verstehn.

Er sprach: „Es ist zu schauen, daß ihr ein Jäger seid:
Dies Meßbuch, im Vertrauen, bedarf ein neues Kleid,

„So ihr ein Wild erjaget, ein Hirschlein oder Reh,
Die Haut uns nicht vertraget — nach Gold ist uns nicht weh."

Wohl wunderte den Kaiser der schlichten Rede Sinn,
Ihm schien der Mann ein Weiser, nachdenklich zog er hin.

Als er nun Köln erritten, da boten großes Gut
Die sich so lang gestritten, ihm für den Bischofshut.

Der Eine hundert Gulden, der Andre noch viel mehr;
Er hieß sie sich gedulden: „Doch schickt die Säckel her."

Da ließ er bald berufen den Klerus und den Rath,
Vor seines Thrones Stufen stand mancher Kandidat.

Der Karl hob an zu sprechen: „Man gab mir Geld und Gut,
Und wollte mich bestechen um einen Bischofshut.

„Der Eine hundert Gulden, der Andre tausend gar:
Ich ließ des Stiftes Schulden damit bezahlen baar.

„So ist es wohl verwendet, kein Heller kam davon,
Und die es mir gesendet, die haben Gottes Lohn.

„Das Bisthum frei der Schulden gönn ich dem armen Mann,
Von dem ich einen Gulden, nur einen heut gewann.

„Den schaffet mir zur Stelle, er soll hier Bischof sein:
Bei jener Waldkapelle verweilt er, holt ihn ein."

Das Pfäfflein sah erstaunet was sich mit ihm begab,
Der Kaiser wohlgelaunet half ihm vom Pferd herab:

„Kein Wild mocht ich erjagen, ließ Hirsch und Reh entfliehn:
Dafür nun sollt ihr tragen das edle Hermelin."

Karl Simrock.

Sanct Arnolds Schnellritt.

Arnold, den Aachens Kaiserschloß
Als zweiten David ehrte,
Stieg, seine Harfe mit Geschoß
Und Schwert vertauschen, einst zu Roß
Als Karols Jagdgefährte.

Rings um die Bürg, des Kaisers Wald,
Ritt er, und sah die Bauern
In Strohgemächern, feucht und kalt,
Gerüttelt von des Nords Gewalt,
Und ohne Brennholz schauern.

Das griff ihm in sein fühlend Herz,
Nicht ließ er's bewenden
Beim bloßen Mitgefühl und Schmerz,
Er sah vertrauend himmelwärts
Und sann, die Noth zu enden.

Indessen schellt's zur Tafelrund'
Der nahen Burg; zum Speisen
Bereitet Jäger sich und Hund,
Doch erst begann des Sängers Mund
Barmherzig zu preisen.

Beim Schlusse beuget er das Knie,
Sein Wort ertönte leiser:
„O Kaiser, ich begehrte nie,
Doch eine Bitt', gewähre sie!“
„„Wie heißt sie?““ sprach der Kaiser.

„Daß jener Theil mir zugehört,
Den ich, indem du speisest,
Vom nahen Wald umreisen werd'.“
„„Ja,““ sprach der Fürst, „„es sei gewährt!
Dein ist, was du umreisest.““

Nach Arnolds Plane und Geheiß,
 Der Marschall folgte gerne,
Befanden um des Waldes Kreis
Sich sieben Pferde, schlank und heiß,
 Getrennt in gleicher Ferne.

Und hurtig saß er auf, und jug
 Vom ersten Punkt zum zweiten,
Und immer fort in solchem Flug,
Daß kaum der Sturmwind schnell genug
 Den Reiter zu begleiten.

Und eh' im Schlosse noch das Mahl
 Vom Tisch ist abgetragen,
Sprengt Arnold wie ein Wetterstrahl
Zum Hof hinein, und steht im Saal,
 Um seinen Lohn zu fragen,

„Schon wieder hier? wie manchen Baum
 Hast du dir denn umschritten?"
So Karl, und er: „„Du glaubst es kaum,
Ich hab' des ganzen Waldes Raum
 Umreis't — ich bin geritten!

Komm, forsche nach des Schwertes Hieb:
 Ringsum in hundert Eichen
Hieb ich, als ich die Renner trieb,
Daß bald die Klinge stecken blieb,
 Mit meinem Schwert ein Zeichen.""

„Brav!“ rief der Fürst, „die List gelang.“
Da sprach Arnold vergnüglich:
„„Ich friere nicht bei Klang und Sang,
Die Bauern hier den Wald entlang
Bedürfen Holz vorzüglich.““

Und gleich verschenkte er den Wald
Den Weilern in der Runde.
Nun war's nicht mehr den Bauern kalt,
Des heil'gen Gebers Lob erschallt
Noch jetzt aus ihrem Munde.

P. J. Fischbach.

Die St. Hubertusjagd.

Heut noch gilt die alte Sitte,
Daß auf Sanct Huberti Tag
Jeder christlichfromme Jäger
Auf das Weidwerk ziehen mag.
So auch hielt es Herzog Gerhard,
Der in Frieden und Gefahr
Stets ein braver Landesvater
Und ein wackrer Jäger.

Gerhard, Herzog von den Bergen
Und von Jülich stößt ins Horn:
Da erscheinen wackre Jäger:
Sprengen hin mit scharfem Sporn:
Morgen ist Hubertusjagen
Drüben überm breiten Rhein
Darum mögen wohl die Rosse
Also rasch und hurtig sein.

Aber ei! die wackeren Reiter
Sind ja ganz umhüllt mit Stahl,
Tragen schwere Todeslanzen
Statt der Pfeile leicht und schmal. —
Mag wohl sein ein seltnes Wildpret,
Das sie heut zu hetzen gehen,
Nur auf Leuen, Bären, Drachen
Scheint die Jagd wohl abgesehn?

Freilich ist's ein böses Wildpret,
Das im Lande Jülich haus't
Und zur Tilgung ist von Nöthen
Wackrer Jäger Heldenfaust!
Wilde Eberschaar aus Geldern
Wühlet frech in Gerhards Land,
Hab' und Gut wird weggeraubet,
Städt' und Dörfer stehn in Brand!

Arnold und Egmund von Geldern
Fielen in die Landschaft ein,
Zwei und zwanzighundert Rosse
Sausen brausen hinten drein.

Aber mehr als all die Eber
Schrecket ein gewalt'ger Bär —
Das ist Johann von Bruchhausen,
Der zersplittert manchen Speer.

Am Hubertustag frühmorgens
Mustert Gerhard seine Schaar:
Blos achthundert Lanzen zählt er,
Aber wackre Ritterschaar.
Und der junge Herzog knieet
Mitten vor dem hellen Hauf;
Kurt von Horst, der graue Krieger
Hebet ihn als Ritter auf.

Jedem wackern Edelknappen,
So der Ehre werth,
Gibt den Ritterschlag der Herzog
Jetzo mit dem blanken Schwert.
„„Sanct Hubertus sei uns gnädig!
„„Hoher heil'ger Jagdpatron,
„„Gib der Jagd, die Dir wir weihen,
„„Heute Schutz und Siegerlohn!““

Gerhard rief es und die Ritter
Setzen an den scharfen Sporn,
Zu der Jagd auf böses Wildpret
Schallet hell und laut das Horn.
Mittags um die zweite Stunde
Gings bei Linnich hart und heiß
An dem kühlen Nebeltage
Rinnt von jeder Stirn der Schweiß.

Zwei und zwanzig hundert Geldrer
Setzen grimmig sich zur Wehr,
Aber Sankt Hubertus stählet
Der Achthundert Jäger Speer.
Und der tapfere Herzog Gerhard
Reitet rasch und kühn voran:
Schilde fallen, Helme platzen
Und im Sand rollt mancher Mann.

Arnold Graf von Geldern fühlte
Herzog Gerhards starken Arm
Und er macht sich aus dem Staube,
Feige folgte ihm großer Schwarm;
Doch von Gerhards Muth erhoben
Jubeln laut die Jäger auf,
Gleich als wär's ein Rudel Hirsche
Stürzen sie in Feindeshauf.

Egmund stürmt mit schwerer Lanze
Auf den tapfern Herzog los,
Doch vom Sattel hoch erhoben
Stürzt er fern noch hinters Roß:
Johann von Bruchhausen rennet
Dann dem Herzog in die Quer,
Doch er kollert über'n Grafen
Und sein Roß rollt drüben her.

Drauf gab's eine Hetz zu schauen,
Die tief gewährt bis in die Nacht,
Bis man Beute und Gefang'nen
Froh nach Jülich heimgebracht.

Wohl dreihundert Feind' erblaßten
Dort vor Linnichs hohem Thor;
Gerhard fing sechshundert Geldrer,
Keinen Mann er dort verlor.

Wahrlich denen, die ihn ehrten
Hat Hubertus Ruhm gebracht,
Denn nicht eine volle Stunde
Stand der Feind in heißer Schlacht.
Ewig bleibet hold den Jägern
Er der heil'ge Jagdpatron
Und an seinem Ehrentage
Gibt er gerne reichen Lohn.

Aber jenen Tag zu ehren
Voll des Ruhmes und Gewinns,
Stiftet den Hubertusorden
Herzog Gerhard, frommen Sinns.
Auch das schöne Kreuzherrnkloster,
Das in Düsseldorf am Rhein
Gerhard aus der Beut erbaute,
Soll der Schlacht ein Denkmal sein.

In dem Dom zum Altenberge,
Wo so viele Helden ruhn,
Schläft der tapfere Herzog Gerhard
Bei den hohen Ahnen nun.
Eine große Messingplatte
Deckt das Grab, des Herzogs Bild
Ist darauf zu sehen mit Rüstung,
Spornen, Hüfthorn, Schwert und Schild.

Aber auch steht drauf geschrieben:
„Wann der Held zu Lülsdorf starb,
„Und daß er den Unterthanen
„Ruh und Frieden stets erwarb;
„Daß er tapfer gleich dem Leuen
„Seinen Feind gesucht im Streit,
Daß das Kloster er geschirmet
Als ein Freund der Geistlichkeit;

„Daß sein Herz so mild und gütig
„Jeder Biedre offen fand,
„Daß der Armuth auch begegnet
„Seine nie verschloss'ne Hand;
„Daß er nie ein Recht getrübet,
„Fromm gelebet, wahr und treu,
„Drum auch Gottes Gnadenfülle
„Jetzt sein ewig Erbtheil sei!"

An dem Sanct Hubertusmorgen
Hört an Herzog Gerhards Ruh
Mancher fromme, rüst'ge Waidmann
Oft der Jägermesse zu.
Wenn drauf im Hubertusjagen
Bang das Wild durch Felder setzt,
Denkt er, wie Gerhard bei Linnich
Schlimme Eber einst gehetzt.

Der Ring der Fastrada.

Das anmuthige Thal, in welchem das betriebsame Aachen mit seinem Ruhm alter Zeit und dem Wohlstande und der Blüthe jüngerer Tage sich zwischen sanft aufsteigenden Höhen birgt, hat manches stille freundliche Plätzchen, welches so recht dazu geschaffen scheint, der Poesie vergangener Jahrhunderte, der mittelalterlichen Sage, einen willkommenen Zufluchtsort zu bieten, nachdem es ihr zu laut geworden ist, und unheimlich in dem Getriebe einer Stadt, in welcher das Moderne allmählig den Sieg davon getragen hat über das Alterthümliche des vormaligen Sitzes des heiligen römischen Reiches. Da heften sich denn liebe Erinnerungen an graue bemooste Steine, mit demselben Epich ranket sich der Gedanke an Thurm und Mauer hinauf, jugendliche Tage scheinen dem Grabe zu entsteigen und ungestört darf die Brust sich ihrer Sehnsucht nach Unerreichbarem, ihrer Trauer um Unerreichtes, das die Vergangenheit und in ihr die Zukunft im Traume verschönte, überlassen.

Wer, der die Poesie der Jugend durchlebt hat und geschwelgt hat vor alten Bildern und

in alten Erinnerungen, hat nicht in wehmüthiger Betrachtung vor Frankenbergs Trümmern gestanden? Noch steht, ziemlich erhalten, der innere, bewohnte Theil dieser Friedensburg, deren Thürme halb im Gestürz liegen, mit ihrem Geröll den Abhang des mit Gesträucher und Bäumen bewachsenen Hügels deckend, um welchem sich der schilfbedeckte Teich, von dem Bogen einer hohen Brücke überbaut, dahinzieht, umgeben von üppigen, smaragdnen Wiesen, deren Grenze an mehren Orten die kühle Waldung bildet. An einem schönen Frühlingsmorgen muß man diese Gegend sehen, um ihren Reichthum und ihre Anmuth ganz zu begreifen; wenn der Thau in Perlen glänzt, wenn die Lerche steigt, wenn das frische Grün der Bäume die alten Thürme der nahen Stadt nur halb durchblicken läßt in der duftigen Morgenluft. Dann begreift man, wie er, der gewaltige, ruhmgekrönte Kaiser, dem die ganze Welt offen stand mit ihren Lockedegen und ihrer Majestät und Schönheit, sich dieses Thal auserkohr, das ihm lieb war vor Allem, und das er all seinen Pfalzen und Pallästen vorzog in seinem unermeßlichen Reiche.

Unter den vielen, in alten Chroniken und Gesängen, und im Munde des Volkes aufbewahrten Geschichten von dem größten Kaiser der Deutschen, sind wenige bekannter und rührender, als jene von der Liebe, welche ihn an seine

schöne Gemahlin Fastrada fesselte, hatte sie auch, ihrer Gewalt über Karl sich bisweilen zu eigenen Zwecken bedienend, manche Unruhe im Reiche veranlaßt und manchen Unzufriedenen, Feinde sogar gemacht: er hing ihr stets mit derselben Zuneigung an. Da erkrankte sie schwer, während sie mit dem Hofe zu Frankfurt, am Ufer des ruhig durch die schöne Ebene fließenden Mains, verweilte. Des Kaisers Betrübniß kannte keine Grenzen: sie steigerte sich zur Verzweiflung, als die geliebte Gattin verschied. Aus dem Gemache, wo sie gestorben war, wich er nicht: ein unerklärlicher Zauber schien sich seiner bemächtigt zu haben. Als die Leiche vor ihm lag, da schien es ihm, sie schlafe nur: der Augenblick, wo er an ihren Tod geglaubt, sei ein böser Traum gewesen. Neben ihrem Lager kniete er, bestrebte sich sie zu wecken, rief ihr mit den süßesten Namen.

Des Kaisers Räthe und Höflinge wußten nicht, was zu beginnen: er wollte nicht davon hören, daß Fastradas sterbliche Reste zur Erde bestattet werden sollten; gebietrisch wies er die von sich, welche davon redeten, und antwortete, sie werde bald wieder erwachen aus ihrem Schlummer. Alle fürchteten für die Vernunft, und sogar für das Leben des Herrschers, wenn dieser Zustand noch länger währte. Während sie nun in der quälendsten Ungewißheit schwebten, hatte der fromme Erzbischof Turpinus

von Rheims, der Erste in des Kaisers Rath, ein Traumgesicht, das ihm das Räthsel erklärte. Er sah nämlich einen Ring, welcher in das Haar der Kaiserin geflochten war. — Dieser war es, welcher Karl auch jetzt noch an die Abgeschiedene fesselte. Sein Entschluß war bald gefaßt; am folgenden Morgen trat er in das Gemach, und ohne daß der Kaiser es bemerkte, nahm er heimlich den Ring zu sich.

Kaum hatte er dies gethan, so stand Karl auf und warf sich weinend in seine Arme. Es war, als gingen ihm jetzt die Augen auf, als bemerke er nun erst den Zustand, in welchem der Körper sich befand; er schauderte und wußte nicht wie ihm geschehen war. Willig ließ er sich von dem Erzbischofe aus dem Gemach führen, setzte sich zu Pferde und ritt, von den besorgten Bewohnern der Stadt bei seinem Wiedererscheinen hoch begrüßt, nach dem Rheine hin, worauf er bald in seinem geliebten Ingelheim ankam, und mit erneutem Eifer sich den Geschäften des Reiches hingab. Wie ein Traum war ihm Alles, was seit Fastradas Tode sich ereignet hatte. Ihre sterblichen Reste aber, in Purpur und Gold gehüllt, wurden im feierlichen Trauerzuge von Frankfurt nach Mainz geführt, und dort in der Abtei von St. Alban zur Erde bestattet, wo Karl ihr ein prachtvolles Grabmal, als Erinnerung an ihre Würde und seine Liebe, zu errichten befahl.

Der Kaiser wollte von nun an immer den frommen Prälaten um sich haben: nichts that er ohne seinen Rath, ohne ihn konnte er nicht leben. Der Erzbischof benutzte zwar diese Zuneigung zum Besten des Reiches und der Kirche, denn er war ein wohlmeinender und weiser Mann, aber sein frommer Sinn nahm doch Anstoß an dem, was ihm ein gottloser Zauber dünkte, weßhalb er sich dessen zu entledigen beschloß. Mit diesem Gedanken ging er nun, als er den Kaiser auf einer Reise nach Aachen begleitete, wo dieser bisweilen seinen Aufenthalt zu nehmen pflegte. In dem Thale umherwandernd, wo die wohlthätigen heißen Quellen entspringen, welche Karl bewogen hatten, sich hier eine Pfalz zu bauen, kam Turpinus an einen kleinen stillen See, der rings von Waldung und Wiesenteppich eingeschlossen war. In diesen warf er das verhängnißvolle Kleinod.

Von dieser Zeit an glaubte der Kaiser, dem seine Oberrheinischen Pfalzen nur trübe Erinnerungen an sein verlorenes Glück erweckten, das grüne Thal nicht mehr verlassen zu können. Nur dann, wenn die Reichs-Angelegenheiten, welche damals den Herrschern nicht gestatteten, an einem bestimmten Ort ruhig zu verweilen, sondern sie bald hie, bald dorthin reisen, es nöthig machten, konnte er sich von seinem Lieblingsort, zu dem er zurückkehrte,

sobald er frei war. Nicht blos die Stadt selbst schmückte er mit Pallast und Kirche: auch bei dem nahegelegenen See ließ er eine stattliche Burg erbauen, nachdem er einen Theil der Waldung gelichtet. Hier, in der durch nichts gestörten Einsamkeit, saß er oft stundenlang, und blickte auf den Wasserspiegel zu seinen Füßen, und dachte alternd noch vergangener, glücklicher Zeiten.

A. Reumont.

Die Beichte.

Eine schwere Sünde begangen
Hatte Karl der Große.
Man sah ihn zittern und bangen,
Er sorgte, daß Gott ihn verstoße.

Er wollte sie Niemand beichten,
Er wollte darin ersterben.
Die Gnadenmittel reichten
Nicht hin, ihm Heil zu erwerben.

Da kam der Einsiedel
St. Egidius nach Aachen,
Von dem die Blinden zur Fiedel
Sangen in allen Sprachen.

Da kniete vertrauend nieder
Der Kaiser vor dem Heiligen,
Er hoffte beichtend sich wieder
An Gottes Reich zu betheiligen.

Zuerst bekannt er die leichtern;
Doch als er jetzt von der schweren
Gedachte das Herz zu erleichtern,
Da wehrten es Ströme von Zähren.

Die Zähren begannen so häufig
Ihm aus den Augen zu brechen,
Sonst war ihm Reden geläufig,
Jetzt konnt er nicht reden noch sprechen.

Er wollte Gott zu versöhnen
So gern die Sünde bekennen,
Doch Schluchzen ließ ihn und Stöhnen
So große Unthat nicht nennen.

Der Heilige sprach, „Was seh ich?
Du weinst gleich einem Weibe;
Bist du der Worte nicht fähig,
So nimm die Feder und schreibe."

St. Egidius, laß dir klagen,
Ich kann nicht schreiben, nicht lesen!
O wär ich in jungen Tagen
Zu lernen fleißiger gewesen!

Da wollt ich mit Jägern und Schalken
Das Wild zu Tod nur hetzen,
Da hatt ich an Hunden und Falken
Und Rossen mein einzig Ergötzen.

Da wollt ich nur kriegen und raufen;
Das nimmt ein Ende mit Schrecken!
Nun mögen die Hunde verschnaufen,
Im Stall sich ruhn die Schecken."

Egidius sprach: „Es sei ferne
Das edle Waidwerk zu tadeln;
Was Hänschen nicht lernte, das lerne
Noch Hans, es kann ihn nur adeln.

„Sonst war die Mühe geringer,
Mit größerer geht es noch heute,
So beichten deine drei Finger,
Was der Mund zu beichten sich scheute.

„Zum schreiben dienen drei Finger,
Drei Finger dienen zum Schwören,
Nicht schreiben sollten drei Finger,
Was drei Finger nicht mögen beschwören

„Es steht geschrieben, beileibe
Sollst du nicht unnütz schwören;
Viel unnützes Geschreibe,
Das will sich auch nicht gehören.

„Das sollte wissen ein Jeder.
Der Kaiser wiß es vor allen;
Nun nimm zur Hand die Feder
Und laß sie heute nicht fallen.“

Er lehrt' ihn die Feder halten,
Er lehrt' ihn die Striche führen!
Er lehrt' ihn die Zeichen gestalten
Und die Namen, die jedem gebühren.

Er lehrt' ihn Laute verbinden,
Sylben, Wörter und Sätze,
Wie wir durch Zeilen uns winden
Zu bergen die geistigen Schätze.

Erst zeigte die Hand sich schwierig,
Nur kundig des Schwerts und der Lanze,
Doch hatte sie lernbegierig
Zuletzt begriffen das Ganze.

Nun kannst du schreiben, o Kaiser,
Die Kunst erlerntest du gründlich,
Doch erst versuch, es ist weiser,
Noch einmal zu beichten mündlich.“

Da kniete vertrauend nieder
Der Kaiser vor dem Heiligen,
Er hoffte beichtend sich wieder
An Gottes Reich zu betheiligen.

Zuerst bekannt er die leichtern;
Doch als er jetzt von der schweren
Gedachte das Herz zu erleichtern,
Da wehrten ihm Ströme von Zähren.

Die Zähren begannen so häufig
Ihm aus den Augen zu brechen,
Erst war ihm Reden geläufig,
Jetzt konnt er nicht reden noch sprechen.

Er wollte Gott zu versöhnen
So gern die Sünde bekennen,
Doch Schluchzen ließ ihn und Stöhnen
So große Unthat nicht nennen.

Der Heilige sprach: Aufs Neue
Weinst du gleich einem Weibe,
Zu Reden wehrt die Reue,
So nimm die Feder und schreibe.

Karl sprach: „Ich thu es gerne,"
Und schrieb was er begangen;
Der Heilige sah von ferne
Das Blatt die Zeichen empfangen.

Er schriebs mit wenigen Worten,
Bat Gott, ihm Gnade zu senden.
Nun stand Egidius dorten
Und hielt das Blatt in den Händen.

Er mocht es wenden und drehen,
Er fand da nichts geschrieben:
„Ist hier ein Wunder geschehen,
Oder hast du Spott getrieben?“

„Nicht hab ich Spott getrieben,
Es ist ein Wunder geschehen!
Ich hatt' es deutlich geschrieben
Und nun ist nichts mehr zu sehen.“ —

„Du schriebst, ich kann es bewähren,
Und sieh, die Schrift ist verschwunden:
Dir haben die reuigen Zähren
Im Himmel Gnade gefunden.

„Sie haben dein Herz von Sünde,
Dies Blatt von Sünde gereinigt.
Indem ichs ahnend verkünde,
Hat neue Schrift es bescheinigt.“

Der Kaiser sah erfreuet,
Da stands mit himmlischen Zügen:
„Du hast die Sünde bereuet,
Gott läßt sich der Reue genügen.“

Karl Simrock.

Eginhard und Emma.

Die Fackeln sind erloschen in Kaiser Karls Pallast
Die Müden alle schlafen nach Tages Lust und Last,
Die Stunden gehn so stille und leise fällt der Schnee,
Doch leiser geht die Liebe auf leichtgehobenem Zeh.

Eginhard und Emma, liebselig Paar!
Habt ihr nun einander? nehmt der Stunden wahr!
Sie lehnten Wang an Wange und flüsterten so sacht
Und küßten sich unterweilen wohl in der stillen Nacht.

Da sprang sie aus den Armen des Geliebten auf,
An das Fenster trat sie mit behendem Lauf,
Ach, sie sah mit Schrecken dämmern schon den Tag,
Und daß in dem Hofe Schnee gefallen lag.

Ihre schönen Augen wurden thränennaß:
Kaiser Karls Tochter, die sich so vergaß,
Bin ich nicht unselig und ein Unglückskind?
Geh, Guter, laß uns scheiden, eh die Zeit verrinnt.

„Warum also weinen? Morgen in der Nacht,
Wenn sie alle schlafen, komm ich ja wieder sacht.“ —
Nein geh, und nimmer wieder! Soll ich weinen nicht?
Erbarme dich des Mägdleins, der das Herz bricht.

„Ja, gerne will ich gehen, aber schau doch nur,
Der Schnee im Hof verriethe meiner Füße Spur." —
O so laß mich Arme sterben, lieber Gott:
Kaiser Karls Tochter wird aller Welt zum Spott.

Helle Thränen flossen nieder in ihren Schoß,
In der Dämmerstunde ward ihr Schluchzen groß.
Da sprang sie auf und Freude sprüht' aus den Thränen hervor,
Sie sprach: ich trage dich selber durch den Hof an das Thor.

Auf den schlanken Rücken nahm sie Herrn Eginhard,
Auf ihren schönen Hüften saß er nach Reiterart:
So lief sie mit zarten Zehen durch den dünnen Schnee,
Trug ihn stark und sprang dann zurück so leicht wie ein Reh.

Und warf alsbald sich nieder vor der Himmelsmagd,
Ach, mit pochendem Herzen hat sie Gebete gesagt,
Alle, die sie wußte, und aus dem Herzen noch mehr,
Daß die heilige Jungfrau ihr geschenket Kraft und Ehr.

Kaiser Karl nun aber lag wach in selber Nacht,
Er dachte seines Reiches und dacht an Krieg und Schlacht;
Doch wie er dann sah fallen draußen den leichten Schnee,
Dacht er: Nun, das ist Spurschnee, zu jagen Hirsch und Reh!

Er trat ans Fenster: was sah er? er sah ein Mägdelein;
Drauf saß als wie zu Rosse rittlings ein Ritter fein;

Das Mägdlein war sein Töchterlein, der Ritter war Eginhard:
Da faßte Kaiser Karl sich gar seltsam in den Bart.

In der Morgenstunde zu Aachen vor dem Schloß
Ließ der Jägermeister zäumen Zelter und Roß
Und die Hunde koppeln, denn er dachte sich
Kaiser Karl heut würde jagen lustiglich.

Im lockern Schnee scharrten die Rosse sonder Ruh,
An den Koppeln zerrten die Hund und bellten dazu;
Doch im Schloß die Fräulein suchten die Pelz im Schrank,
Und die Ritter nahmen Armbrust und Bolzen blank.

Nur Kaiser Karl gedachte nicht der Jägerlust,
Hohen Rath zu halten gedacht er in der Brust.
Allen seinen Helden er allsogleich befahl
Zu Gericht zu sitzen im hohen Kaisersaal.

Und wie sie sitzen im Kreise zum hochernsten Gericht,
Und auf dem Thron der Kaiser, siehe, der Kaiser spricht:
Ihr meines Reiches Räthe, rathet mir ohne Hehl:
Eine Königstochter begieng einen schweren Fehl.

In ihre Kammer nahm sie zu Nacht einen Schreiber ein,
Wer weiß, was sie gebriefet? das aber sah man fein,
Daß, als der Morgen tagte und Schnee gefallen lag,
Das Königskind den Schreiber trug rittlings, Huckepack!

Da scholl ein helles Lachen den Saal wohl auf und ab,
Nur Kaiser Karl saß ernst da, bis man sich des begab.
Er sprach: Ihr meine Räthe, wir sitzen zu Gericht;
Was nun verwirkt die beiden, das sagt und hehlt mirs nicht.

Und ferner sprach der Kaiser: gebt mir zum ersten Rath,
Was wohl die Königstochter verdient um solche That.
Sie riethen wohl verschieden, doch alle stimmten ein,
Daß in Sachen der Minne am Besten wäre: verzeihn!

Da schüttelte der Kaiser sein würdig Lockenhaupt:
Erwägt, es ist die Sache wohl ernster, als ihr glaubt.
Nun aber gebet alle mir zum andern Rath,
Was wiederum der Schreiber verdient um solche That.

Sie riethen wohl verschieden, doch alle stimmten ein,
Daß in Sachen der Minne am Besten wär: verzeihn!
Nur der Räthe Jüngster, der ward wohl bleich und roth,
Nun kam an ihn die Reihe, er sprach: Er verdient den Tod!

„Den Tod nicht," sprach der Kaiser, „das wäre wohl zu hart,
Den Tod nicht, weil die Liebe ihn zwang, Herr Eginhard!
Nein nimmermehr, es falle die Schuld auf beide gleich,
So dünkt es mich; nun redet ihr Herrn, wie dünkt es euch?"

Da priesen alle Räthe Kaiser Karls Gerechtigkeit
Und seine große Milde jetzt und allezeit.
Dann aber fragten Manche Kaiser Karl ihren Herrn,
Wer die Königstochter wäre, sie meinten, er sag es gern.

Er sprach: Ja, wie ich sagte, sie ist eines Königs
Kind,
Doch jetzt eines Kaisers Tochter — ich sahs, o wär
ich blind!
Doch wer der Mann gewesen, erkannt ich nicht so recht,
Und weiß es euer einer, wohlan ihr Herrn, so sprecht.

Da sahen wohl die Räthe verwundert einander an,
Doch der da saß zu unterst im Rath der jüngste Mann
Der sprach: mein Herr und Kaiser, ihr wißt und ich
leugne nicht,
Ich wars, nun lasset halten über mich Gericht.

Da war ein großes Staunen wohl auf der Räthe Bank;
Da ging ein Murmeln und Raunen wohl den Saal
entlang.
Dann aber fragten manche Kaiser Karl ihren Herrn,
Wer die Kaiserstochter wäre, sie meinten, er sag es gern.

Er sprach: Ich bin der Kaiser: wer ist an Macht so
reich,
Und Emma ist meine Tochter, wer ist an Schmerz
mir gleich?
Da deckt er mit den Händen, ach, sein Angesicht,
Helle Thränen flossen, er bezwang sie nicht.

Da war im Saal ein Schrecken und ein tiefer Schmerz:
Alle Räthe schwiegen, und Einer schlug sich ans Herz;
Er warf sich auf die Erde, er weinte bitterlich,
Er dachte den Schmerz des Kaisers, er dachte nicht an sich.

Da sprach der Kaiser strenge: Wo bliebe Zucht im Land,
Wenn an des Kaisers Tochter solches würd erkannt!
Ich sage los von ihr mich, fort beide von Hof und Haus!
Sei euch der Himmel gnädig, ich aber stoß euch aus!

Da hob sich von der Erde und gieng Herr Eginhard;
Doch als des Kaisers Tochter der Spruch gemeldet ward,
Da legte sie vor Schmerzen die Hand an ihre Brust;
Genade Gott mir, sprach sie, ich hab es wohl gewußt.

Nun gieng in ihre Kammer die kummervolle Maid,
Da zog sie aus wohl eilig ihr goldgewirktes Kleid,
Und löst' aus ihren Haaren den Kranz von Edelstein,
Das nahm sie und verschloß es jedes in seinem Schrein.

Ein graues Kleid der Trauer zog sie dafür an
Und auf den Tisch die Schlüssel legte sie sorgsam dann,
Und sprach zu sich besinnlich: That ich auch Alles ab?
Vom Vaterhause geht es, ach, wie vom Leben ins Grab.

Noch einmal kam sie wieder, sie hatt ein Täubchen zahm,
Das aus ihrem Munde seine Speise nahm.
Sie küßte die weiße Taube, Thränen brachen ihr aus:
Wir müssen beide nun scheiden, suche dir ein ander Haus!

Herr Eginhard nun aber, so wie er gieng und stand,
Nahm er den Weg zum Thore und ins beschneite Land.
Er mußte die Spur sich treten, der Mann mit düstrem Sinn:
Er gieng neben der Straße, doch wußte er nicht, wohin.

Oft stand er voll Gedanken; da kam die schöne Maid
Des Weges auch gegangen in ihrem grauen Kleid.
Sie giengen geschiedne Stege, der Weg dazwischen lag,
Sie sprachen nicht miteinander und sagten nicht guten Tag.

So pilgerten sie beide den Tag und auch die Nacht,
Wohl übern Rhein und weiter. Wer hätte wohl gedacht,
Daß das die Füße vermöchten! Ohne Speis und Trank
Pilgerten sie drei Tage und drei Mondnächte lang.

Und an dem vierten Abend, es gieng der Wind so kalt,
Da sahen sie ein Feuer in einem schwarzen Wald.
Es saßen Waldleute in einer Felsenkluft,
Die brieten gutes Wildbrät, das war zu spüren am Duft.

Nun kamen die Müden beide und baten um Verlaub
Sich ans Feuer zu setzen. Die Leute häuften Laub
Und machten ihnen Lager, warm, weich und breit,
Zwei besondre Betten, doch von einander nicht weit.

Sie ließen drauf sich nieder und schliefen ein gar bald;
Es rauscht' über ihnen so sanft der Tannenwald.
Sie schliefen bis zu Mittag: wie gönnt ihnen mein Herz
Ihren tiefen Schlummer ohne Traum und Schmerz!

Und doch als Emma erwachte, schien ihr Alles Traum,
Wie sie hieher gekommen in diesen Waldesraum.
Ach, bald mit wachen Augen ward ihr wohl wieder klar,
Daß sie fern von Hause, verwaist, verstoßen war.

Auch die Waldleute waren alle fort,
Zur Arbeit ausgegangen und leer war der Ort.
Doch Eginhard, der schnarchte. Wie sie ihn hört' und sah,
Klopft' ihr das Herz im Busen, wie wohl ward ihr da!

Sie setzte sich zu ihm nieder, doch ließ sie ihm seine Ruh,
Mit Laub die schönen Glieder deckte sie ihm zu;
Dann ließ sie ihre Augen rundum spähend gehn;
Da hat sie an dem Feuer etwas braten gesehn,

Und auch den Duft gerochen, den das Wildbrät gab:
Wie gern für den Geliebten schnitte sie etwas ab.
Und siehe da, ein Messer — zwei Messer lagen hier,
Und Brot zwei gute Schnitte, und standen zwei Krüge Bier.

Da leuchtete dem Mädchen gar bald klärlich ein,
Zur Labung ihnen Beiden solle dieses sein.
Mit raschem Sprunge sprang sie zu Herrn Eginhard
Mit süßem Ton ihn weckend und mit süßtrauter Art.

Wie der die Augen aufschlug und ihren Ton vernahm
Und ihr Gesicht sah lächeln, wie wohl ihm das bekam!
Sie aber kam gesprungen und bracht ihm Fleisch und Brot,
Zugleich auch in der Linken sie ihm zu trinken bot.

Er trank zuerst, dann aß er und sie nicht minder trank,
Den guten Waldleuten sagten sie vielmal Dank,
Und wollten nun sie suchen, doch finden war schwer;
Sie suchten immer weiter und kamen ab je mehr und mehr.

Sie kamen nun im Lande, da war kein Schnee zu sehn,
Doch an des Berges Fuße sahn sie den Mainstrom gehn,
Auch trat die Sonn aus Wolken und schien so licht und warm,
Sie sprachen liebe Worte und waren ohne Harm.

Er sprach: dich anzureden hatt' ich nicht den Muth,
Weil du um mich gelitten; du aber bist so gut.
Vergieb mir und vergiß mir, was ich dir gethan:
Du bist des Kaisers Tochter, mir ziemte nicht dir zu nahn.

Sie sprach: Willst du mich mahnen, daß ich verstoßen bin
Von Vaters Haus und Herzen? Was bleibt mir noch Gewinn?
Und willst du mir nicht bleiben, da Alles mich verläßt —
Hier hielt sie schluchzend inne und schlang um ihn sich fest.

Er trocknet' ihre Thränen und sah sie freundlich an,
Da war Herr Eginhard wohl ein hochbeglückter Mann.
Er fühlte Herz an Herzen ihr hochwogend Blut:
Gern hätt' er sie geküsset, doch hatt' er nicht den Muth.

Sie sahn die Sonne sinken. Da zog er sein Schwert heraus,
Und hieb vom Baum die Zweige und baute davon ein Haus;
Er hieb die Aest und Zweige, sie sammelte und trug,
Und sieh, ein Dach war fertig, für zweie groß genug.

Nun sahn sies an mit Freuden, doch ernster wurden sie:
Sollen wir mitsammen beide wohnen hie?
Und haben doch den Segen selbst des Himmels nicht —
Da rollten wieder Thränen über ihr schönes Gesicht.

Er aber macht' aus Scheiten ein Kreuz und stellt' es hin,
Da knieten vor dem Kreuze die Beiden mit frommen Sinn:
Lieber Gott im Himmel, gescheh der Wille dein,
Gib uns deinen Segen und laß uns ehlich sein.

Wir haben nicht verdienet, daß du uns gnädig bist,
Doch nimm uns an zu Gnaden, gib uns zur Reue Frist.
Um deines Sohnes willen, der hingab seinen Leib,
Gib deinen heiligen Segen und laß uns sein Mann und Weib.

Da schien die Sonn aus Wolken mit rothgoldnem Strahl,
Verklärt in sel'gem Glanze lagen Berg und Thal.
Dann hörten sie ein Flattern, das hoch vom Himmel kam,
Das war eine Taube, die Sitz auf dem Kreuze nahm.

Sie knieten lang, dann standen sie auf so frohbewußt,
Da gab es ein Umarmen, ein Pressen Brust an Brust,
Da gab es ein langes Küssen, Niemand hats gezählt:
So wurde Fräulein Emma Herrn Eginhard vermählt.

Und wie sie sich so küßten, flatternd drängte sich
Zwischen ihre Küsse die Taube wunderlich.
Sie wehte mit sanften Flügeln beider Wangen an
Und drängte sich mit dem Schnabel zwischen Emma
und ihren Mann:

Denn das war Emmas Taube, die nachgeflogen kam,
Die sonst aus ihrem Munde ihre Speise nahm.
Wie Emma sie erkannte, vergaß sie aller Noth
Und kos't ihr und gab ihr von der Waldleute Brot.

Nun kam des Abends Dunkel; sie traten unter Dach
Und ruhten bei einander im niedern Brautgemach.
Sie flüsterten und küßten und schliefen ein gar bald
Und süß zu ihren Träumen rauschte der Buchenwald.

Und nun am andern Morgen, als sie so frisch erwacht,
Wie lag zu Berges Füßen das Land in sonniger Pracht,
Es sprang in ihren Adern neu geschaffen Blut,
Ihr Herz war voller Frieden, die Welt war schön
und gut.

Wie Adam einst mit Eva eintrat ins Paradies
Nicht anders schauten Beide was rings sich schauen ließ
Sie mochten gern erspähen, wo sie gebaut ihr Dach
Und siehe da, dicht neben floß über Felsen ein Bach

Sie folgten nun dem Wasser durchs sonnige Früh-
lingsgrün
Und sahn in einem Grunde viel weiße Blüthen blühn,
Im Wald versteckt, betreten von keines Menschenfuß:
Da boten sie dem Grunde freundlich ihren Gruß.

Sie giengen bald nach Hause, Herr Eginhard rief aus:
Nun muß ich mir auch schaffen gut Geräth ins Haus!
Zuerst aus seinem Helme macht er in Seelenruh
Eine Schaal und schnitzte auch zwei Löffel dazu.

Und schnitt sich einen Bogen aus eines Baumes Ast
Mit seinem Schwert und drehte die Senn aus starkem
Bast.
Dann hat er seinem Weibe „Behüt dich Gott" gesagt,
„Gesegne Gott das Waidwerk und gebe mir gute Jagd."

Er ging am kühlen Bache bergab und thalentlang,
Da sah er, wie am Wasser ein junges Hirschlein sprang.
Rasch spannt' er seinen Bogen mit aller seiner Kraft,
Er schoß — das Hirschlein stürzte, durchbohrt von des
Pfeiles Schaft.

Froh mit der schweren Beute bergauf an Baches Rand
Zu seinem Weibe lief er, die er sitzend fand
Eine Hirschkuh melkend in den Helm: die Kuh
Mit den frommen Augen sah ihr selber zu.

So lebten nun die Beiden nach schönem Waldesbrauch:
Wie sehr muß ich sie neiden, wie gerne thät ichs auch!

Nun laßt uns aber schauen nach Kaiser Karl zurück;
Dem war wohl entflohen seiner Tage Glanz und Glück.

Trüb war sein Blick, sein Gang schwer, die Krone drückt' ihn fast
Was sonst ihm Lust gewährte, war ihm alles Last.
Der Becher, den er leerte, mundete ihm nicht,
Er that nichts recht aus Freude, er that es nur aus Pflicht.

So lebte er fünf Jahre, das war lange Zeit:
Am Tisch und in dem Hause fehlt ihm seine Maid.
Er sprach: Ich habe Kummer und sie hat Leid und Noth;
Vergebens war mein Suchen, ach, sie ist wohl schon todt.

Und selbst das frohe Jagen, das sonst war seine Lust,
Erlabte nicht wie ehemals Kaiser Karls Brust.
Er ließ die Hunde jagen weit ab durch den Tann,
Er selbst ging trüb und einsam, der kaiserliche Mann.

So hatt er auch verloren sich einst im Odenwald,
Er ließ ins Moos sich nieder, Schlaf beschlich ihn bald.
Da träumt' ihm, Räuber kämen und nähmen ihm sein Schwert,
Und als er da erwachte, fand er sich unbewehrt.

Da sah er wohl ein Wunder, nicht Räuber waren da,
Ein kleines blondes Knäbchen war Alles, was er sah.
Das Knäblein trug ein Röcklein von Pelzwerk bunt und werth,
Und hielt in kleinen Händchen des Kaisers großes Schwert.

Da sprach der Kaiser lachend: Ei da, du kleiner Fant
Wo will das Schwert mit dir hin? gib mirs in meine Hand.
Das Knäblein sprach: Ich gebs nicht, ist dir auch nicht Noth,
Unsre Hirsch und Rehe willst du stechen todt.

Da sprach der Kaiser lachend: „Du sprichts in einem Ton,
Du kleiner Waldgeselle, als wärst du Königs Sohn."
Das Knäblein sprach: Und willst du, Mann, nicht hören mir,
So geh ich gleich zur Mutter, wart, ich sag es ihr!

Der Kaiser sprach: „Ja rufe deine Mutter her,
Sag ihr, ich wär der Kaiser und hätt ihrer Begehr."
Da sprach das kleine Knäblein, sein Besinnen war nicht groß:
Mutter kann nicht kommen, sie hat das Kind auf dem Schoß.

Der Kaiser sprach mit Lachen: „So muß ich mich bemühn!"
Das Knäblein mit dem Schwerte lief voran durch das Grün.
Er lief und rief zur Mutter: Mutter, nimm das Schwert,
Der Mann will mirs nehmen, dem hat es zugehört.

Da sah der Kaiser sitzen ein wunderherrlich Weib,
Mit langen goldnen Haaren, von Antlitz schön und Leib:

Eine Königin des Waldes! voll stiller Mutterlust
Säugte sie ein Kindlein an ihrer blühenden Brust.

Voll Scham den schönen Busen bedeckte sie sofort,
Sie sah den Fremden und hörte nicht auf des Knaben Wort.
Den Mann von ernster Hoheit mit greisem Bart und Haar,
Sie glaubt' ihn wohl zu kennen und wußte nicht wer es war.

Er sprach: Gott grüß dich, Tochter — so sprach er, weil sie jung
Und schön war — kannst du reichen mir einen kühlen Trunk?
Sie lief behend hinunter, wo die Quelle sprang
Und schöpft' und kam und reicht' ihm: er trank und sagt ihr Dank.

Sie sprach: Ihr müßt auch essen, ihr könnet so nicht fort,
Denn weithin in der Runde trefft ihr nicht Stadt, nicht Ort.
Nun setzt euch hier ins Kühle, glnich bin ich wieder da.
Mit Staunen sich der Kaiser die schmucke Hütte besah.

Sie war aus glatten Stämmen gefügt mit Kunst und Fleiß,
Geziert mit weißer Rinde und mit geschältem Reis.
Und wohl mit grünem Moose gepolstert und verwahrt,
Und hingen Hirschgeweihe umher nach Jägerart.

Da kam zurück vom Jagen Herr Eginhard nach Haus,
Er bracht auf seinen Schultern ein gutes Wild zum Schmaus,
Und Fisch in einem Netze, die legt er auf den Tisch,
Und schaute drein so munter, so fröhlich und so frisch.

Doch wie er sah den Fremden, hat Staunen ihn erfaßt:
„Willkommen, herzwillkommen, ihr seid mein erster Gast."
Er schüttelt' ihm die Rechte und schlug ihm in die Hand,
Daß es Kaiser Karl war, hat er nicht erkannt.

„Nun Weib, bring uns zu essen, denn es ist Mittagszeit,
Ich habe gejagt im Walde und der Fremde kommt von weit."
Doch Emma stand und lauschte, und lehnt' an die Wand ihr Ohr.
Ihr kam des Fremden Stimme so lieb und traulich vor,

Ihr schlug das Herz im Busen, gleichwie vor Lust und Schmerz,
Längstentschwundne Bilder stürmten an ihr Herz.
Dann mußte sie zum Feuer, sie wendete den Spieß,
Am Dufte schon der Braten sich ringsum spüren ließ.

Den dampfend heißen Braten trug sie unters Dach,
Die Schüssel mit den Beeren trug ihr das Knäbchen nach.
Nun setzten sich die dreie gesellig um den Tisch:
Da gab es süße Früchte und schmackhaft Fleisch und Fisch.

Und Emma schnitt das Wildbrät kunstrecht wie sichs
gehört,
So wie es einst der Vater zu Aachen sie gelehrt.
Er schaute zu und freute sich über jeden Schnitt —
Doch plötzlich eine Thräne Kaiser Karl entglitt.

Und Alles, wie ers liebte, auf Blättern, Beeren roth —
Wie sie nun freundlich bittend, sein Lieblingsstück ihm bot:
Da rief er: Emma! Tochter! — es wankten Fleisch
und Fisch,
Wie sie sich wild umarmten — die Aepfel rollten vom
Tisch.

O Vater, lieber Vater! O Emma, süßes Kind!
Gesegnet diese Stunde, da ich dich endlich find!
Was hab ich dich gesuchet — und das ist Eginhard!
Ich bins, sprach er von ferne aus seinem braunen Bart.

Da bot der Kaiser wieder die Hand ihm traulich hin,
Der legte drein die seine mit ehrerbietgem Sinn.
Doch Emma sprang von dannen, und kam so froh
gerannt,
Den Säugling auf dem Arme, den Knaben an der
Hand.

Der Knab in seinem Fäustchen trug noch das große
Schwert;
Er sprach: Ich soll dirs bringen: hat Mutter mich
gelehrt.
Der Kaiser sprach: Behalt es, bist du groß worden bist,
Dann führ es mir zu Ehren! Und hat ihn viel geküßt.

Da schollen Hörnerklänge lustig durch den Wald,
Laut und immer lauter, nahe kam es bald.
Kaiser Karls Gefolge suchte seinen Herrn,
Jubelstimmen schollen, sie sahn ihn schon von fern.

Der Kaiser sprach: Da sehet, ich that den besten Fang.
Dies hier ist meine Tochter, ich suchte sie jahrelang.
Da beugten sich die Ritter, tief neigten alle sich,
Doch Emma sah so freundlich und stand so königlich.

Der Kaiser sprach: Bescheidet die Ross' und Wagen her
Und bringet Wein zur Stelle, hier sind die Krüge leer.
Nun Kinder, ja das lob ich, ihr habt ein schönes Haus;
Doch über unsrer Freude ist kalt geworden der Schmaus.

Nun giengen sie zu Tische, für alle war genug,
Die Ritter in dem Grase füllten manchen Krug,
Sie tafelten im Grünen beim hellen Sonnenschein,
Die Nachtigallen sangen, die Becher klangen darein.

Doch als der Kaiser mahnte zum Aufbruch aus dem Wald,
Da weinte Emma Thränen? Willst du von uns so bald?
„Nicht ich von euch, ihr müsset ja mit mir auf mein Schloß,
Nun rüstet, macht euch fertig, es geht sogleich zu Roß!"

Sie kleidete die Kinder in warme Pelzchen fein,
Und packte viel zusammen, nur nicht das Haus mit ein.
Sie ließ die zahmen Hirsche aus ihrer Hürd heraus:
„Lebt wohl, ich muß nun scheiden, leb wohl du Waldeshaus."

Sie kamen nun zum Grunde im tiefen Wald versteckt,
Da standen alle Bäume mit Aepfeln reich bedeckt:
„Seht meinen Obstgarten!" sprach Emma hoch zu Roß,
„Wer wird den Segen pflücken? Ich zieh auf des
Vaters Schloß!"

Und weiter an dem Wasser zogen sie ins Thal,
Da wandt im Abendglanze sich Emma noch einmal:
„Leb wohl, o du Wald, nun lebe mir wohl, zu
selge Statt!"
Nach diesem Wort der Odenwald und der Ort den
Namen hat.

Sie lebten nun mitsammen zu Aachen in dem Schloß,
Herr Eginhard am Hofe der Ehren viel genoß;
Er folgte seinem Kaiser in großer Thaten Lauf,
Erst half er sie vollbringen und schrieb hernach sie auf.

Und als sie mußten sterben, hat man sie beigesetzt
Zu Seligenstadt im Kloster, da ruhen sie noch jetzt,
Beide bei einander: und wer mir das nicht glaubt,
Der kann die Steine lesen, die ruhn ob ihrem Haupt.

O. F. Gruppe.

Die bucklichen Musikanten.

Am Tage St. Mathäi, im Jahre nach des Welterlösers Geburt 1549, kam ein armer buckeliger Spielmann spät in der Nacht nach Aachen von einem Dorfe zurück, woselbst er bei einer Hochzeit ausgespielt hatte. Halb im Taumel, bekümmerte ihn weder Zeit noch Ort, und so ging er denn wohlgemuthet am Münster vorbei, als eben die Thurmglocke Mitternacht brummte. Da aber erschrak er auch um so mehr, als er nun hörte, wie spät es in der Nacht sei, und dazu sich in der Luft ein seltsames Geschwirre, wie von Eulen und Fledermausflügeln vernehmen ließ. Schnellen Schrittes eilte er, dem Graus der Geisterstunde und ihrem Spuke zu entfliehen, und beugte schüchtern in die Schmiedstraße ein, um durch sie zu seiner Wohnung zu gelangen, welche in der Jakobsstraße gelegen. Was begegnete ihm aber, als er das Pervisch (den Fischmarkt) betrat! Alle Fischbänke schimmerten von unzähligen Lichtern, welche weithin die Nacht erhellten; köstliche Speisen waren in goldenen und silbernen Schüsseln aufgetragen, und perlender Wein blinkte in großen Krystallkrügen. Um Alles herum aber saß eine Menge der reichgekleidesten Damen

und ließen es sich trefflich schmecken. Erschrocken hockte sich der Spielmann in eine Ecke, denn nun erinnerte er sich entsetzt der Quatember-Nacht und ihres Herenspukes. Doch es war zu spät: eine der zunächst sitzenden Damen hatte ihn bereits bemerkt, und führte ihn zu Tische. Dann aber sprach sie zu dem Spielmann, der mit vor Angst klappernden Zähnen und schlotternden Knieen dastand: „Fürchte dich nicht, und spiele uns eine lustige Weise auf; wir werden Dir dessen Dank wissen.“ Und indem sie so sprach, neigte sie dem Zagenden einen Pokal mit würzigem Wein gefüllt. Dieser ermuthigte wundersam den Spielmann dergestalt, daß, sobald er den Becher bis auf die Nagelprobe geleert hatte, er seine Geige zur Hand nahm, und lustig zu fideln begann.

Da wurden eilig die Bänke mit Allem, was darauf stand, bei Seite geschafft, und die Damen, unter denen er manche vornehme Frau aus der Stadt zu erkennen glaubte, erhoben sich allzumal bei dem Tone seiner Geige, und bald wirbelten die Haare durcheinander. Nun aber ging es immer schneller und schneller, und der Spielmann geigte, wie von unsichtbarer Hand getrieben, immer toller darauf los, so daß er mehrmals vermeinte, die Saiten müßten in tausend Stücke zerspringen und ihm Hören und Sehen vergehen. Indessen sausten die Haare noch immer durchein-

ander, während sein Arm kräftig den Bogen führte, und sein Spiel von selbst aus einer Weise in die andere überging, und so stark wurde, daß es ihn bedünkte, als sei ein ganzes Conzert von Geigen und gellenden Flöten hinter ihm aufgestellt, welche alle in seine Töne einstimmten, und ihm das Ganze wie ein wirrer Traum vorkam. Da summte endlich die Thurmuhr drei viertel auf Eins, und plötzlich hielten die Paare in sichtbarer Erschöpfung inne, Alles wurde wieder mit einem Male ruhig und in seine vorige Ordnung gerückt. Unentschlossen stand aber der Spielmann da, nicht wissend, ob er bleiben müsse, oder scheiden dürfe. Da trat die frühere Dame wieder zu ihm heran, und sprach: „Bruder Spielmann, du hast uns wacker vergnügt, darum soll Dir auch nun des Lohnes werden! Und damit hatte sie ihm bereits sein Wamms ausgezogen, und ehe er noch recht zur Besinnung kommen konnte, war sie schon hinter ihm getreten, und hatte ihm mit einem Griffe seinen Höcker abgenommen. Wer war froher, als unser erleichterter Spielmann! Durchdrungen wollte er niederfallen vor seiner Wohlthäterin. Da aber schlug es Eins, und Damen, Lichter und Schüsseln waren verschwunden, und nur der Spielmann stand noch allein in der dunkeln Nacht. Da aber fühlte er abermals nach seinem Rücken; denn ihm war es noch immer zu

Muthe, als sei sein ganzes Abentheuer ein wirrer Traum gewesen. Doch nein, es war Wirklichkeit, er war gerade und schlank, und sein Höcker verschwunden. Wer vermöchte wohl die Freude seines Herzens zu beschreiben, in welchem er nun nach seinem Wams griff, das vor ihm auf der Erde liegen geblieben! Doch noch eine zweite sollte ihm beschieden sein, denn, als er dasselbe aufnahm, kam es ihm ungewöhnlich schwer vor, und als er nach der Ursache dieser außergewöhnlichen Gewichtigkeit forschte, fand er dessen beide Taschen mit Gold gefüllt und eilte als ein zwiefach glücklicher Mann nach seiner Wohnung.

Dort aber erkannte die harrende Frau ihren verwandelnden Mann fast nicht mehr wieder, bis ihr seine Erzählung von dem Begegnisse der Nacht den Hergang erklärte. Da staunte die fromme Frau sehr, und pries den Himmel, der Alles noch so glücklich gefügt. Am andern Morgen aber wurde die Geige, die all das Glück gebracht, ins Haus gebracht, unter das Bild des Schutzpatrons aufgehängt, und fortan zum ewigen Gedächtniß für Kinder und Kindes-Kinder als ein Heiligthum bewahrt.

Des armen Spielmanns Glück wurde nicht alsbald in der Nachbarschaft bekannt, als es auch viele Neider erregte, unter sich vorzüglich ein anderer, ebenfalls buckeliger Musikant, durch seinen giftigen Groll auszeichnete. Seines vor-

maligen Gesellen nunmehriger Vorzug quälte ihn Tag und Nacht, und richtete sein ganzes Sinnen und Trachten nur nach der Möglichkeit, es jenem gleich, oder noch zuvor thuen zu können. Deswegen übte er sich den ganzen Tag die schönsten Weisen ein, und begab sich nun auf St. Gerhardi Nacht um die zwölfte Stunde nach dem Pervisch. Dort fand er auch richtig dasselbe Gelage, und ward darauf zum Spielen aufgefordert. Aber welch ein Unterschied! Kaum hatte er in stolzem Selbstvertrauen seine lustige künstlichen Melodien angehoben, und die Damen sich zum Tanze erhoben, als er auf einmal aus der Tanzweise in ein Sterbelied fiel, und eine so traurige und herzbrechende Weise auffiedelte, daß höllisches Gepfeife und Gezische sich um ihn herum erhob, und die Paare sich trübselig darunter her bewegten. Der Spielmann aber, noch immer vermeinend, seine besten Melodien vorzutragen, musicirte stracks drauf los, und erwartete nun, da der Tanz geendet war, nichts weniger als einen noch reicheren Lohn, denn sein Vorgänger, und trat daher, Rock und Weste ausziehend, keck zum Tische. „Ei, ei! beste Frau!" rief er spöttisch, da er, in der oben an dem Ehrenplatze der Tafel sitzenden Dame die gestrenge Frau, Bürgermeisterin zu erkennen glaubte, die hier in aller Pracht und Herrlichkeit dem sonderbaren Mahle präsidiere. „Was würde wohl der

Herr Gemahl sagen, wenn er sie hier auf der Besenstielfestlichkeit anträfe? aber lassen Euer Gnaden mich nicht allzulange hier ohne Lohn stehen, denn die Nacht ist kalt, und es schlottern mir alle Knochen in der Herbstluft. Ich denke, mein Spiel ist doch noch wohl eines bessern Preises werth, als das des Stümpers, der Euch beim letzten Feste die Ohren gellen machte?" Doch wie sollte er sich täuschen! Die Dame nahm im Nu den Deckel von einer silbernen Schüssel, und ehe er sich's versah, klebte der darin aufbewahrte Höcker seines Gesellen vor seiner Brust. So stand denn der Neidhart mit doppeltem Bollwerke umgeben, und traute seinen Augen nicht, bis im selben Momente beim ersten Schlage der Morgenstunde der Spuk verschwand, und er sich unter zwiefacher Last nach Hause trollen konnte.

Noch lange Jahre hindurch mußte er das Warnungszeichen seiner Mißgunst herum schleppen, und die Eltern pflegten ihren Kindern bei seinem Anblicke die Geschichte zu erzählen.

A. Reumont.

Der Kirchenbau zu Aachen.

In Aachen ward vor grauer Zeit
Ein Kirchenbau voll Eifer angefangen.
Der Hammer und die Axt erklangen

Sechs Monden lang in seltner Thätigkeit;
Doch leider war der frommen Christenheit,
Die dieses Werk betrieb, das Geld nun ausgegangen.
Es stockte schnell der Baugewerke Lohn,
So schnell auch ihre Lust zu hämmern und zu hauen;
Die Menschen hatten nicht so viel Religion
Ein Gotteshaus auf Conto zu erbauen.

Nur halb vollendet stand es da
Und glich schon sinkenden Ruinen.
In seinen Mauerritzen sah
Man Steinmoos, Gras und Eppich grünen.
Schon suchten hier die Käuzlein einen Platz,
Wo sie gemächlich hausen wollten,
Und täglich schwatzte da der Spatz
Wo Priester heilge Reden halten sollten.

Die Bauherrn sannen Kreuz und Quer
Und liefen hin und liefen her,
Umsonst. Es wollte sich kein reicher Mann entschließen
Ein rundes Sümmchen vorzuschießen.
Bei Sammlungen von Haus zu Haus
Fiel auch die Ernte dürftig aus;
Statt der gehofften goldnen Füchse
Fand man nur Kupfer in der Büchse.

Nach drob empfangenem Bericht
Verzog der Magistrat mißmuthig das Gesicht,
Und blickte nach der Tempelmauer
Mit tief bekümmertem Gemüth,

Gleich einem Vater, der voll Trauer
Sein Lieblingskind verderben sieht.

In dieser ängstlichen Minute
Erschien ein fremder, feiner Mann,
Der etwas stolz im Ton und Blick begann:
„Bondies! Man sagt, euch sey nicht wohl zu Muthe.
Hm! wenns am Geld nur fehlt, so tröstet euch, ihr Herrn!
Mir zollen Gold- und Silberminen:
Ich kann und will daher euch gern
Mit einer Tonne Goldes dienen.“ —

Wie eine Säulenreihe saß
Der staunende Senat und maß
Mit großen Augen still den Fremden auf und nieder.
Der Bürgermeister fand zuerst die Sprache wieder.
„Wer seid ihr, edler Herr, der, uns ganz unbekannt,
Von Tonnen Goldes spricht, als wärens kahle Bohnen?
Nennt euern Namen, euern Stand!
Wie? Oder seid ihr gar aus höhern Regionen
Zu unsrer Rettung hergesandt?“ —

„Ich habe nicht die Ehre, dort zu wohnen.
Mit Fragen: wer und was ich sei?
Bitt ich mich überhaupt großgünstig zu verschonen.
Genug, ich habe Geld wie Heu!“ —
So prahlend zog der Fremdling eine Katze
Voll Gold hervor, und sprach dann fort:
„Dies Beutelchen erfüllt zum zehnten Theil mein Wort;

Den Rest schaff ich sogleich zu Platze,
Und all der Bettel ist und bleibt
Euch rein geschenkt, wenn ihr das Seelchen mir
verschreibt
Das einst zuerst durchs Thor des neuen Tempels
schreitet,
Wenn man zu diesem Weihfest läutet."

Als wie durch Erderschütterung
Emporgeschleudert von den Stühlen,
So fuhren jetzt mit einem raschen Sprung
Die Senatoren auf und rannten, stürzten, fielen
Ins fernste Winkelchen auf einen Klumpen hin,
Und nisteten so eng darin,
Wie scheue Lämmer, sich zusammen,
Wenn um sie her des Himmels Blitze flammen.
Nur Einer, der noch nicht sich selbst so ganz verlor,
Versammelte den Rest von seinen Sinnen,
Zog aus dem Menschenknäul den Kopf mit Müh hervor
Und ächzte: „Hebe dich, du böser Geist, von hinnen!"

Wer aber sich nicht hob, war Meister Urian.
Er spottete: Was ihr euch doch geberdet!
Ist denn mein Gelderwerbungsplan
So übel, daß ihr drob zu schwachen Kindern werdet?
Ich büße bloß beim Handel ein, nicht ihr!
Mit Hunderttausenden brauch ich nicht weit zu laufen
Und Schocke Seelchen zu erkaufen;
Von Euch verlang ich nur ein einziges dafür.
Was macht ihr nun so lange Federlesens?

Man sieht euch an, daß ihr nur Herrscherlinge seid!
Zum Beßten des gemeinen Wesens,
(Das oft auch bloß den schönen Namen leiht)
Wär mancher Fürst wohl stracks bereit,
Ein ganzes Heer zur Schlachtbank hinzuführen:
Und ihr, ihr wollt deßhalb nicht einen Mann verlieren?
Pfui, schämet euch, hochweise Herrn,
So abgeschmackt, so bürgerlich zu denken!
Und glaubet ihr etwa den Kern
Von euerm Völklein zu verschenken,
Wenn ihr mir ein Persönchen gönnt,
Das auf den ersten Ruf der Glock ins Bethaus rennt?
O nein, da fehlt ihr stark; denn wahrlich in der Regel
Sind Gleisner immerfort die frühsten Kirchenvögel."

Indem der Listige so sprach,
Ermannten sich die Rathsherrn nach und nach
Und raunten sich ins Ohr: „Was hilft uns unser Sträuben?
Der grimme Löwe fletscht nun einmal seinen Zahn.
Fürwahr, wenn wir nicht unterschreiben,
So packt er uns wohl selber an:
Drum stopfe lieber ihm das Maul ein Unterthan!"

Kaum war hierauf der Blutkontrakt vollzogen,
Da kam durch Wand und Fenster in den Saal
Ein Schwarm von Beuteln angeflogen.
Und Urian, der sich diesmal,
Gesitteter als sonst, ganz ohne Stank empfahl,
Rief an der Thür: „Zählt nach! ich hab euch nicht betrogen."

Das Gold der Hölle ward getreulich angewandt,
Das Haus des Himmels zu erbauen.
Als es jedoch in voller Schönheit stand,
Befiel die ganze Stadt beim Anblick Furcht und Grauen,
Denn es gelobten zwar, als Urian verschwand,
Die Rathsherrn sich mit Mund und Hand,
Den Vorfall Niemand zu vertrauen;
Doch Einer plauderte zu Haus,
Sein Weibchen machte bald ein Stadtgespräch daraus,
Und nun erscholl der Schwur von allen Seiten
Den Tempel nimmer zu beschreiten.
Der bange Rath besprach sich mit der Klerisei,
Und sie ließ auch die Glatzenköpfe hangen.

Auf einmal rief ein Mönch: „Mir fällt ein Ausweg bei!
Heut ward der Wolf lebendig eingefangen,
Der nah am Weichbild unsrer Stadt
Bisher herum gewüthet hat.
Hetzt diesen Mörder unsrer Schaafe
Zu seiner wohlverdienten Strafe
Dem Teufel in den Flammenschlund!
Zwar wird dem argen Höllenhund
Dies Frühstück eben nicht belieben;
Doch ist es Schuldigkeit, daß er es willig nimmt.
Ihr habt ein Seelchen ihm verschrieben,
Allein von wem? ist nicht bestimmt."

Das Pfaffenplänchen fand Behagen,
Und der Senat beschloß den kühnen Streich zu wagen.

Da nun das Fest der Tempelweih erschien,
Gebot er, stracks den Wolf ans Hauptthor hinzutragen,
Und als die Glocken jetzt begannen anzuschlagen,
Des Käfichts Fallthür aufzuziehn.
Das Raubthier fuhr mit Wetterschnelle
Ins öde Kirchenhaus hinein,
Und grimmig sah auf seiner Lauerstelle
Herr Urian sich dieses Opfer weihn;
Doch rauschend, wie ein Sturm, warf er sich hintendrein,
Und schlug voll Wuth, weil man ihn hintergangen,
Das Thor von Erz so zu, daß seine Flügel sprangen.
Bis heute läßt man diesen Spalt
Von allen Reisenden begaffen,
Und triumphiert, daß eines Pfaffen
Verschmitztheit mehr als Teufelskünste galt.
Damit auch der Beweis nicht fehle,
Wird an dem Kirchenthor der Wolf in Erz gezeigt,
Nebst seiner ewiglich verlornen armen Seele,
Die einem Tannenzapfen gleicht.

Langbein.

Der Graf von Habsburg.

Zu Aachen in seiner Kaiserpracht,
Im alterthümlichen Saale,
Saß Kaiser Rudolphs heilige Macht
Beim festlichen Krönungsmahle.

Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,
Es schenkte der Böhme des perlenden Weins,
Und alle die Wähler, die sieben,
Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
Die Würde des Amtes zu üben.

Und rings erfüllte den hohen Balkon
Das Volk in freudgem Gedränge,
Laut mischte sich in der Posaunen Ton
Das jauchzende Rufen der Menge.
Denn geendigt nach langem verderblichen Streit
War die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
Und ein Richter war wieder auf Erden.
Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer,
Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr,
Des Mächtigen Beute zu werden.

Und der Kaiser ergreift den goldnen Pokal,
Und spricht mit zufriedenen Blicken:
„Wohl glänzet das Fest, wohl pranget das Mahl,
Mein königlich Herz zu entzücken;
Doch den Sänger vermiß ich, den Bringer der Lust,
Der mit süßem Klang mir bewege die Brust
Und mit göttlich erhabenen Lehren.
So hab ichs gehalten von Jugend an,
Und was ich als Ritter gepflegt und gethan,
Nicht will ichs als Kaiser entbehren."

Und sieh! in der Fürsten umgebenden Kreis
Trat der Sänger im langen Talare,

Ihm glänzte die Locke silberweiß,
  Gebleicht von der Fülle der Jahre.
„Süßer Wohllaut schläft in der Saiten Gold,
Der Sänger singt von der Minne Sold,
  Er preiset das Höchste, das Beste,
Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt;
Doch sage, was ist des Kaisers werth
  An seinem herrlichsten Feste?“

„Nicht gebieten werd ich dem Sänger,“ spricht
  Der Herrscher mit lächelndem Munde,
„Er steht in des größeren Herrenpflicht,
  Er gehorcht der gebietenden Stunde.
Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,
  Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
  Die im Herzen wunderbar schliefen.“

Und der Sänger rasch in die Saiten fällt,
  Und beginnt sie mächtig zu schlagen:
Aufs Waidwerk hinaus ritt ein edler Held,
  Den flüchtigen Gemsbock zu jagen.
Ihm folgte der Knapp mit dem Jägergeschoß,
Und als er auf seinem stattlichen Roß
  In eine Au kommt geritten,
Ein Glöcklein hört er erklingen fern,
Ein Priester wars mit dem Leib des Herrn,
  Voran kam der Meßner geschritten.

Und der Graf zur Erde sich neiget hin,
Das Haupt mit Demuth entblößet,
Zu verehren mit gläubigem Christensinn
Was alle Menschen erlöset.
Ein Bächlein aber rauschte durchs Feld,
Von des Gießbachs reißenden Fluthen geschwellt,
Das hemmte der Wandrer Tritte:
Und beiseit legt Jener das Sakrament,
Von den Füßen zieht er die Schuhe behend,
Damit er das Bächlein durchschritte.

„Was schaffst du? redet der Graf ihn an,
Der ihn verwundert betrachtet.
„Herr, ich walle zu einem sterbenden Mann,
Der nach der Himmelskost schmachtet.
Und da ich mich nahe des Baches Steg,
Da hat ihn der strömende Gießbach hinweg
Im Strudel der Wellen gerissen.
Doch daß dem lechzenden werde sein Heil,
So will ich das Wasserlein jetzt in Eil
Durchwaten mit nackenden Füßen."

Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd,
Und reicht ihm die prächtigen Zäume,
Daß er labe den Kranken, der sein begehrt,
Und die heilige Pflicht nicht versäume.
Und er selber auf seines Knappen Thier
Vergnüget noch weiter des Jagens Begier;
Der Andre die Reise vollführet;
Und am nächsten Morgen mit dankendem Blick,

20

Da bringt er dem Grafen sein Roß zurück
  Bescheiden am Zügel geführet.

„Nicht wolle das Gott,“ rief mit Demuthssinn
  Der Graf, „daß zum Streiten und Jagen
Das Roß ich beschritte fürderhin,
  Das meinen Schöpfer getragen!
Und magst dus nicht haben zu eignem Gewinnst,
So bleib es gewidmet dem göttlichen Dienst,
  Denn ich hab es dem ja gegeben,
Von dem ich Ehre und irdisches Gut
Zu Lehne trage und Leib und Blut
  Und Seele und Athem und Leben.“

„So mög euch Gott, der allmächtige Hort,
  Der das Flehen der Schwachen erhöret,
Zu Ehren euch bringen hier und dort,
  So wie ihr jetzt ihn geehret.
Ihr seid ein mächtiger Graf, bekannt
Durch ritterlich Walten im Schweizerland,
  Euch blühn sechs liebliche Töchter.
So mögen sie, rief er begeistert aus,
Sechs Kronen euch bringen in euer Haus
  Und glänzen die spätsten Geschlechter!“

Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da,
  Als dächt er vergangener Zeiten,
Jetzt da er dem Sänger ins Auge sah,
  Da ergreift ihn der Worte Bedeuten.
Die Züge des Priesters erkennt er schnell

Und verbirgt der Thränen stürzenden Quell
In des Mantels purpurnen Falten.
Und alles blickte den Kaiser an,
Und erkannte den Grafen, der das gethan,
Und verehrte das göttliche Walten.

Schiller.

Der Stuhl in Aachen.

In dem hohen Stuhl zu Aachen, welcher jetzt auf deutschem Grund
Wieder stehet, wo begraben Kaiser Karls Gebeine ruhn,

In dem hohen Stuhl zu Aachen ist gestellt der heilige Stuhl,
Wo der Kaiser Karl der Große selbst im Leben einst geruht.

Als man nach dem Tod des Kaisers zu den Heilgen ihn erhub,
Fand daselbst man im Gewölbe sitzen ihn auf jenem Stuhl.

Da saß er, als ob er lebte, angethan, im völlgen
Schmuck;
In der rechten Hand des Kaisers lag das Evange-
lienbuch.

Alle dort gekrönten Kaiser, bis auf Franz den Zweiten
nur,
Haben dort seitdem gesessen auf des großen Ahnherrn
Stuhl.

Alle dort gekrönten Kaiser haben abgelegt den Schwur,
Alle bis auf Franz den Zweiten, auf dies Evangelienbuch.

Unter Franz des Zweiten Zepter kam des deutschen
Reichs Verlust,
Und der Kaiserdom von Aachen ward versetzt auf
fremden Grund.

Aus der Hand gab Franz der Zweite selbst den deut-
schen Kaiserschmuck,
Und kein deutscher Kaiser sollte sitzen mehr auf jenem
Stuhl.

Als der Kaiser der Franzosen Aachens hohen Dom
besucht,
Hatt er auf den Stuhl des großen Karls sich dort
zu setzen Furcht.

Doch das erste Weib des Korsen ward versucht von
Uebermuth;

Setzte dort im Dom von Aachen sich auf Karls des
Großen Stuhl.

Aber Karls des Großen Schatte stieg zuletzt aus seiner
Gruft;
Oder ists sein Geist gewesen, der vom Himmel nie-
derfuhr?

Welcher den Franzosenkaiser mit dem breiten Schwerte
schlug,
Und den Kaiserstuhl von Aachen wieder bracht auf
deutschen Grund.

Sitze, Karol, deutscher Kaiser, wieder nun auf deinem
Stuhl,
Angethan mit völlgem Schmucke, mit dem Evange-
lienbuch!

Zeige so dich unsern Augen, zeig auch einen Kaiser uns,
Der dir selbst in deine Hände bald ablege seinen Schwur!

Rückert.

Klagelied Kaiser Otto III.

O Erde, nimm den Müden, den Lebensmüden auf,
Der hier im fernen Süden beschließt den Pilgerlauf!
Schon steh ich an der Grenze, die Leib und Seele theilt,
Und meine zwanzig Lenze sind rasch dahin geeilt.

Voll unerfüllter Träume, verwaist, in Gram versenkt,
Entfallen mir die Zäume, die dieses Reich gelenkt.
Ein Andrer mag es zügeln mit Händen, minder schlaff,
Von diesen sieben Hügeln bis an des Nordens Haff.

Doch selbst im Seelenreiche harrt meiner noch die Schmach,
Es folgt der blassen Leiche begangner Frevel nach;
Vergebens mit Gebeten beschwör ich diesen Bann
Und mir entgegen treten Crescentius und Johann!

Doch nein! die Stolzen beugte mein reuenmüthig Flehn;
Ihn welcher mich erzeugte, ihn werd ich wiedersehn!
Nach welchem ich als Knabe so oft vergebens frug:
An seinem frühen Grabe hab ich geweint genug.

Des deutschen Volks Berather umwandeln Gottes Thron:
Mir winkt der Aeltervater mit seinem großen Sohn.
Und während, voll von Milde, die frommen Hände legt
Mir auf das Haupt Mathilde, steht Heinrich tief bewegt.

Nun fühl ich erst, wie eitel des Glücks Geschenke sind,
Wiewohl ich auf dem Scheitel schon Kronen trug als Kind!
Was je mir schien gewichtig zerstiebt wie ein Atom!
O Welt! du bist so nichtig, du bist so klein, o Rom!

O Rom, wo meine Blüthen verwelkt wie dürres Laub,
Dir ziemt es nicht zu hüten den kaiserlichen Staub.
Die mir die Treue brachen, zerbrächen mein Gebein:
Beim großen Karl zu Aachen will ich bestattet sein.

Die ächten Palmen wehen nur dort um sein Panier:
Ich hab ihn liegen sehen in seiner Kaiserzier.
Was durfte mich verführen zu öffnen seinen Sarg?
Den Lorbeer anzurühren, der seine Schläfe barg?

O Freunde, laßt das Klagen, mir aber gebt Entsatz
Und macht dem Leichenwagen mit euern Waffen Platz!
Bedeckt das Grab mit Rosen, das ich so früh gewann
Und legt den thatenlosen zum thatenreichsten Mann.

Platen.

Klein Roland.

Frau Berta saß in der Felsenkluft
Sie klagt' ihr bittres Loos,
Klein Roland spielt' in freier Luft,
Des Klage war nicht groß.

„O König Karl, mein Bruder hehr!
O daß ich floh von dir!
Um Liebe ließ ich Pracht und Ehr,
Nun zürnst du schrecklich mir.

„O Milon! mein Gemahl so süß
Die Fluth verschlang mir dich.
Die ich um Liebe Alles ließ,
Nun läßt die Liebe mich.

Klein Roland, du mein theures Kind!
Nun Ehr und Liebe mir!
Klein Roland, komm herein geschwind!
Mein Trost kommt all von dir.

Klein Roland, geh zur Stadt hinab,
Zu bitten um Speis' und Trank,
Und wer dir giebt eine kleine Gab,
Dem wünsche Gottes Dank."

Der König Karl zur Tafel saß
Im goldnen Rittersaal.
Die Diener liefen ohn Unterlaß
Mit Schüssel und Pokal.

Von Flöten, Saitenspiel, Gesang
Ward jedes Herz erfreut,
Doch reichte nicht der helle Klang
Zu Bertas Einsamkeit.

Und draußen in des Hofes Kreis,
Da saßen der Bettler viel,
Die labten sich an Trank und Speis
Mehr als am Saitenspiel.

Der König schaut in ihr Gedräng
Wohl durch die offne Thür,
Da drückt sich durch die dichte Meng
Ein feiner Knab herfür.

Des Knaben Kleid ist wunderbar,
Vierfarb zusammengestickt;
Doch weilt er nicht bei der Bettlerschar,
Herauf zum Saal er blickt.

Herein zum Saal klein Roland tritt,
Als wärs sein eigen Haus.
Er hebt eine Schüssel von Tisches Mitt
Und trägt sie stumm hinaus.

Der König denkt: „was muß ich sehn?"
Das ist ein sondrer Brauch."
Doch weil ers ruhig läßt geschehn,
So lassens die Andern auch.

Es stund nur an eine kleine Weil,
Klein Roland kehrt in den Saal.
Er tritt zum König hin mit Eil
Und faßt seinen Goldpokal.

„Heida, halt an, du kecker Wicht!"
Der König ruft es laut.
Klein Roland läßt den Becher nicht,
Zum König auf er schaut.

Der König erst gar finster sah,
Doch lachen mußt er bald:
„Du trittst in die goldne Halle da
Wie in den grünen Wald.

Du nimmst die Schüssel von Königs Tisch
Wie man Aepfel bricht vom Baum;
Du holst wie aus dem Brunnen frisch
Meines rothen Weines Schaum."

„Die Bäurin schöpft aus dem Brunnen frisch,
Die bricht die Aepfel vom Baum;
Meiner Mutter ziemet Wildbrät und Fisch,
Ihr rothen Weines Schaum."

„Ist deine Mutter so edle Dam,
Wie du berühmst, mein Kind,
So hat sie wohl ein Schloß lustsam
Und stattlich Hofgesind?

„Sag an! wer ist denn ihr Truchseß?
Sag an! wer ist ihr Schenk?"
„Meine rechte Hand ist ihr Truchseß,
Meine linke, die ist ihr Schenk."

„Sag an! wer sind die Wächter treu?"
„Mein Augen blau allstund."
„Sag an! wer ist ihr Sänger frei?"
„Der ist mein rother Mund."

„Die Dam hat wackre Diener, traun!
Doch liebt sie sondre Livrei,
Wie Regenbogen anzuschaun,
Mit Farben mancherlei."

„Ich hab bezwungen der Knaben acht
Von jedem Viertel der Stadt,
Die haben mir als Zins gebracht
Vierfältig Tuch zur Wat.“

„Die Dame hat, nach meinem Sinn,
Den besten Diener der Welt.
Sie ist wohl Bettlerkönigin,
Die offne Tafel hält.

„So edle Dame darf nicht fern
Von meinem Hofe sein.
Wohlauf, drei Damen! auf, drei Herrn!
Führt sie zu mir herein!“

Klein Roland trägt den Becher flink
Hinaus zum Prunkgemach;
Drei, Damen auf des Königs Wink,
Drei Ritter folgen nach.

Es stund nur an eine kleine Weil,
Der König schaut in die Fern,
Da kehren schon zurück mit Eil
Die Damen und die Herrn.

Der König ruft mit einemmal:
„Hilf Himmel! seh ich recht?
Ich hab verspottet im offnen Saal
Mein eigenes Geschlecht.

„Hilf Himmel! Schwester Berta, bleich,
Im grauen Pilgergewand!
Hilf Himmel! in meinem Prunksaal reich
Den Bettelstab in der Hand.“

Frau Berta fällt zu Füßen ihm,
Das bleiche Frauenbild.
Da regt sich plötzlich der alte Grimm,
Er blickt sie an so wild.

Frau Berta senkt die Augen schnell,
Kein Wort zu reden sich traut.
Klein Roland hebt die Augen hell,
Den Oehm begrüßt er laut.

Da spricht der König im milden Ton:
„Steh auf, du Schwester mein!
Um diesen deinen lieben Sohn
Soll dir verziehen sein.“

Frau Berta hebt sich freudenvoll:
„Lieb Bruder mein! wohlan!
Klein Roland dir vergelten soll,
Was du mir Guts gethan.

„Soll werden, seinem König gleich,
Ein hohes Heldenbild;
Soll führen die Farb von manchem Reich
In seinem Banner und Schild.

„Soll greifen in manches Königs Tisch
Mit seiner freien Hand,
Soll bringen zu Heil und Ehre frisch
Sein seufzend Mutterland."

Uhland.

Meister Tancho.

Zu Aachen durch die Gassen, da tönte lustger Braus;
Von Mann und Weib verlassen stand öde jedes Haus,
Mit seinem Hofgelage kam selber Karl zur Schau:
Es war an diesem Tage vollbracht des Domes Bau:

„Gott wird mit Wohlgefallen," begann der Kaiser laut,
„Bewohnen diese Hallen, die wir ihm aufgebaut.
Für unsrer fleißgen Hände vieljähriges Bemühn
Wird reichen Segens Spende im Gotteshaus uns blühn.

„Doch fehlt der Mund, der helle, der uns zu kommen heißt,
Wenn sich der Gnade Quelle im Heiligthum erweist.
Mit ihrem frohen Schallen fehlt noch die Glocke hier:
Drum bringet von Sankt Gallen Tancho den Meister mir."

Der Meister ward gerufen und Karl gab ihm zur Stund
Gediegner Silberstufen drei tausend schwere Pfund,

Und Kupfererz und Eisen hieß er ihm zahlen aus
Und ließ zur Arbeit weisen ihm ein gelegen Haus.

Ans Werk gab unverdrossen der Künstler sich alsdann,
Doch seine Thür verschlossen hielt er vor Jedermann;
Nicht daß die Störung ferne, ihm lag Betrug im Sinn:
Das Silber hätt er gerne vertauscht mit schlechtem Zinn.

Und als dahin drei Wochen, da war das Werk vollbracht,
Die Form ward da abgebrochen: Ha, wie die Glocke lacht!
Seht nur die hellen Bilder, die Sprüche Zeil an Zeil,
Im Sonnenglanz die Schilder! dem hohen Meister Heil!"

So flicht dem Künstler Kränze das Volk mit blindem Sinn
Und merket nicht, es glänze ein falscher Glanz darin.
Man zieht zur Glockenstufe die Glock und fugt sie ein,
Da grüßt mit neuem Rufe das frohe Volk darein.

Und Karl tritt aus der Menge zuerst zu läuten vor,
Er rührt die Glockenstränge, kein Laut dringt in sein Ohr:
„Nicht liegts an meiner Stärke, die regte Größres schier,
Es liegt wohl an dem Werke: den Meister rufet mir!"

Und Tancho tritt inmitten, im Auge grimme Glut,
Er geht mit schwanken Schritten, er reißt am Seil mit Wuth.
Ein Prassen und ein Toben dröhnt durch die Balken dann:
Der Klöpfel fällt von oben und trift den falschen Mann.

Wie sie ihn stürzen sehen, und sehn des Blutes Lauf,
Da staunt das Volk, da gehen ihm erst die Augen auf:
Es schweiget wie vernichtet; der alte Kaiser spricht:
„Wo Gott, der Herr, gerichtet, da reden Menschen nicht."

Wolfgang Müller.

Die heilige Adelheid.

(Legende.)

Einst kniet' die heilige Adelheid
Zu Vilich in dem Chor,
Und eine Nonne sang ihr falsch
Das Alte Lied in's Ohr.
Sie blickt nach ihr
Mit ernstem Blick,
Doch Schwester Agnes
Schaut nicht zurück.

Ihr Auge ruhet halb im Traum
Auf einem Edelknecht. —
Er stützt sich finster auf sein Schwert,
Als wollt er in's Gefecht.
Sechs Jahre schon
Hat sie beweint,
Den Todtgeglaubten,
Der nun erscheint.

Er sieht, umstrahlt vom Abendlicht,
Ganz ihrem Robert gleich.
Doch trüber ist dieß Angesicht
Die Wangen sind zu bleich.
Er blickt so wild
Zu ihr empor,
Daß sie die Stimme
Bald ganz verlor.

Darob ergrimmt in heil'gem Zorn,
Hebt Adelheid die Hand,
Und gibt ihr einen Backenstreich,
Daß Hör'n und Seh'n ihr schwand.
Sie senkt den Blick
Und sagt kein Wort,
Sie hebt ihn wieder
Und — er ist fort.

Und, o des Wunders! plötzlich süß
Und rein wie Engelslied,
Ein sanfter, klagender Gesang
Der jungen Brust entflieht.
Wie Himmelslust
Und ew'ger Schmerz
Tönt es ergreifend
Von Herz zu Herz.

Die Heil'ge braucht die Wunderkraft
An allen Nonnen bald,
Kein falscher Ton ward mehr gehört

Von jungen oder alt.
Doch keine mehr
Wie Agnes sang
Schad' daß ihr Lied
So bald verklang.

Adelheid v. Stolterfoth.

Der Teufel und der Wind.

Zu Bonn vor den Jesuiten beständig weht der Wind;
Ihr forscht woher das rühre? den Grund weiß jedes Kind.

Und fragt ihr eins, so spricht es und sich nicht lang besinnt:
Es ging einmal spazieren der Teufel mit dem Wind.

Und vor den Jesuiten die Straße Raum gewinnt,
Begann der Feind zu sprechen zu seinem Freund, dem Wind:

„Was der Jesuiten Völkchen im Kloster wohl beginnt?
Du weißt, daß sie hier wohnen und mir befreundet sind.

Willst du ein Weilchen warten, mein lieber Bruder Wind,
So geh ich ihnen bieten einen guten Tag geschwind.

Vor der Jesuitenkirche blieb harrend stehn der Wind,
Ein trat zur Klosterpforte der Teufel falschgesinnt.

Da sah er seine Freude! er guckte schier sich blind:
„Gar wohl gefällt mir Alles, was man hier treibt und spinnt."

Mit Freudensprüngen fuhr er in sie hinein geschwind
Und ließ dadraußen harren seinen lieben Freund, den Wind.

Der harrt und harrt, wie manches Jahrhundert auch verrinnt,
Und wird er ungeduldig, so heult er nicht gelind.

Noch stets vor den Jesuiten des Teufels harrt der Wind,
Ob längst mit seinem Freunde sie ausgewandert sind.

Sie kehren nimmer wieder, was mancher auch ersinnt;
Doch weit ist in der Runde berühmt der bönn'sche Wind.

K. S.

Das hohe Kreuz bei Bonn.

An dem Wege von Bonn nach Godesberg, etwa eine Stunde von der Stadt, erhebt sich das Hochkreuz. Auf drei Stufen steht in drei

Gliederungen in gothischem Styl die vierseitige, 36 Fuß hohe Kreuz-Pyramide mit ihren Nischen, Sockeln und Stabsäulchen, von denen aber die Steinbilder im Lauf der Zeiten verschwunden sind. Dieses Denkmal wurde im 14. Jahrhundert vom Erzbischof Walram von Jülich errichtet, und die Sage knüpft folgende Erzählung an dasselbe. In alten Zeiten hatte ein Ritter auf der Burg Drachenfels zwei Kinder, Walter und Maria, aber auch einen unehelichen Sohn Ebbo. Dieser, der den Namen Löwenburg führte, gewann die Liebe des Fräuleins Maria, und einst traf ihn Walter in dem Burggarten bei seiner Schwester. Er sagte ihm manch hartes Wort und als sich bald darauf die beiden Ritter in der Ebene, wo jetzt das Denkmal steht, begegneten, fand Ebbo seinen Tod durch Walters Schwert. Der Probst vom Apollinarisberg brachte letzterem, dessen Vater längst gestorben war, die schreckliche Nachricht, daß er seinen eigenen Bruder erschlagen habe, und er ließ zur Buße das hohe Kreuz errichten. Nach einer alten Sage sollen die beiden Brüder Ebbo von Hochkirchen gewesen sein, woher auch der Name Hochkirchen oder Hochkreuz abgeleitet wird. Nach einer dritten Sage tödtete hier ein Ritter Huy von dem Klocherhofe bei Friesdorf seinen Bruder ohne Verschulden auf der Jagd.

Mal. Rheinland.

Siebengebirge.

Unter den Siebengebirgen hebt sich der Drachenfels mit seinen Ruinen am keckſten am Rhein empor. In uralter Zeit, so erzählt die Sage, lag hier in einer Höhle ein Drache, dem die Umwohner göttliche Verehrung erwiesen, und ihm Menschenopfer brachten. — Gewöhnlich wurden dazu Gefangene gewählt, die man im Kriege gemacht hatte. Unter den Gefangenen befand sich einmal eine Jungfrau von vornehmer Geburt und eine Christin. Sie war von hoher Schönheit, und zwei Anführer stritten sich um ihren Besitz. Da entschieden die Aeltesten, daß sie dem Drachen vorgeworfen werden sollte, damit keine Zwietracht unter ihnen entstünde. — Im weißen Gewande, mit einem Blumenkranz um das Haar, wurde die Jungfrau den Berg hinangeführt, und in der Nähe der Felsenhöhle, wo das Unthier lag, um den Leib an den Baum gebunden, neben welchem ein Stein statt eines Altars stand. Vieles Volk hatte sich in einiger Entfernung versammelt, dem Schauspiel zuzusehen, aber es waren Wenige, die das Loos der Armen nicht bemitleideten,

die Jungfrau stand ruhig, und schaute mit frommer Ergebung zum Himmel.

Die Sonne stieg jetzt hinter den Bergen hervor, und warf ihre ersten Strahlen an den Eingang der Höhle. Bald kam das geflügelte Ungeheuer hervor, und eilte nach der Stätte, wo es seinen Raub zu finden gewohnt war. Die Jungfrau erschrack nicht, — sie zog aus dem Busen ein Kreuz mit dem Bilde des Erlösers, und hielt es dem Drachen entgegen. Dieser bebte zurück, und mit fürchterlichem Gezisch stürzte er sich in den nahen Waldgrund, und war nie wieder zu sehen. — Da trat das Volk, von dem Grauen des Wunders ergriffen, hinzu, und lös'te die Bande der Jungfrau, und sah mit Erstaunen das kleine Kreuz an. Die Jungfrau aber erklärte ihnen die Bedeutung desselben und alle fielen zur Erde und baten sie, zu den Ihrigen zurückzukehren, und ihnen einen Priester zu schicken, der sie unterweisen und taufen möge. So kam das Christenthum in die Gegend, und auf der Stelle, wo der Altar des Drachen gestanden hatte, wurde eine Kapelle erbaut.

Aloys Schreiber.

Die Kapelle auf dem Stromberg.

Am Rhein dort steigen felsig, wild und groß
Die sieben Höh'n zum Wolkenreich hinan;
Dem nahen Wald entragt' ein festes Schloß,
Wo Diether haust', ein edler Rittersmann.

Lang lebt er auf den heimathlichen Au'n
Und seiner Burg von Schwarzeneck in Ruh':
Da schallt Trompetenklang durch alle Gau'n,
Und mancher eilt der hohen Spira zu.

Wo Bernhard mit der Flammenrede Schwung
Der Ritter Waffen lenkt zum heil'gen Krieg;
Auch Diether folgt, wohin Begeisterung
Ihn ruft, und träumt schon fernen Kampf und Sieg.

Er steigt zu Roß und zieht den Strom hinauf,
Und als am ersten Tag die Sonne schwand,
Nimmt gastlich ihn der alte Burgherr auf
Zu Argenfels, an gold'ner Hügel Rand.

Zwei Töchter hat der Greis: Mathilde, reich
An häuslich frommer Tugend, ernst und mild,
Und Bertha, sanft, der zarten Lilie gleich,
Harmlos und schön, ein wahres Engelbild.

Die Holde weckt bei'm ersten Anblick schon
In Diether's Brust der Liebe süße Gluth:
„Ach!" seufzt er, „wäre nicht der schönste Lohn
Ein solches Weib für Treu' und Rittermuth?"

Es ahnet fast dem edlen Mann, wie nah'
Auch ihm schon sey der Jungfrau fühlend Herz:
Ihn dünkt, daß sie bei'm Abschied traurig sah,
Und er entwallt in Hoffnung, Wonn' und Schmerz.

Ihm folgt das Bild weithin auf seinem Zug,
Auf's Meer, nach Asia's Flur, wo Palmen weh'n;
Zu ihr entschwebt der Seele heißer Flug
Fern nach des Rheines Thal und Eichenhöh'n.

Der Name Bertha scholl, wenn Diether kühn
Mit seiner Schaar in Feindeshaufen drang,
So daß ihn oft die Sarazenen flieh'n,
Und er den stolzen Lorbeer sich errang.

Die hohe Stadt umschließt der Franken Heer,
Den festen Wall bedrängend Tag und Nacht;
Doch hält der Feind in muth'ger Gegenwehr,
Und fluthet jetzt heraus mit starker Macht.

Heiß tobt der Kampf, und mancher Tapf're sinkt;
Auch Diether liegt verwundet dort im Feld,
Und als nun Sieg der Christenfahne winkt,
Ist ein Gefang'ner schon der kühne Held.

Mehr als die Wunde brennt des Innern Schmerz;
Im öden Thurm, auf einer Binsenstreu',
Fleht himmelan das tiefgebeugte Herz:
„O heil'ge Macht! Werd' ich des Kerkers frei,

Und ist vergönnt der heimathlichen Au'n
Und meiner holden Bertha Wiederseh'n,
Gelob' ich, dir ein Kirchlein zu erbau'n,
Des Dankes Maal, auf unsers Waldes Höh'n."

Da horch, ein Sturm, horch! Spieß und Schwerterklang!
Die Franken nah'n — es tobt der wilde Streit
Von Mann und Roß die Gassen schon entlang:
Errungen ist die Stadt und er befreit.

Er preißt den Himmel, denkt der heil'gen Pflicht,
Und kaum genesen eilt sein Schritt an's Meer;
Bald fährt er hin im rosenfarb'nen Licht,
Und sanfte Winde weh'n von Osten her.

Schon grüßet er Venedig's reichen Strand,
Eilt über Alpen, Fluren, Ström', und sieht
Mit Thränen jetzt das theure Vaterland,
Und seinen Rhein, vom jungen Lenz umblüht.

Im frohen Muth beflügelt er sein Roß;
Die Liebe lenkt nach Argenfels den Lauf.
Doch Schrecken, ha! in Trümmern liegt das Schloß;
Laut pocht sein Herz — er steigt den Berg hinauf.

Ach, was erblickt sein Aug'? Verwüstung nur,
Auf öden Mauern hohes Gras: er streicht
Voll Angst umher — von Menschen keine Spur!
Nur Eulen flattern aus der Kluft gescheucht.

Wie blitzgetroffen wankt der Ritter, geht
Hinab — als jetzt auf einer Wies', ihm nah',
Ein alter Hirt mit seinen Ziegen steht;
Dem ruft er schnell: „Sag', Freund, was hier geschah!"

O Herr, versetzt der Mann, da ging es schwer!
Der wilde Meno, unsers Burgherrn Feind,
Rückt' an mit Uebermacht; es sank dem Speer
Der muth'ge Greis, von allen rings beweint.

Doch fiel im Streit auch jener Bösewicht;
Von seiner Rotte ward die Burg zerstört!
Die guten Fräulein — ach! man hat noch nicht,
Wohin sie kamen, hier im Land gehört."

Ein Dolchstich für des Ritters Herz! Er eilt
Nach Schwarzeneck in unnennbarem Gram:
„Nie," klagt er, „wird die Wunde mir geheilt,
Die alle Hoffnung, alle Freude nahm!

Warum doch war ich fern von diesem Strand?
Mein Arm — gebeugt hätt' er der Feinde Wuth;
O wär' ich dort im Paläſtin'schen Land
Gefallen in des Heldenkampfes Glut!"

Noch öder scheint ihm jetzt in solchem Leid
Die heim'sche Burg, als Argenfels zu seyn,
Und er beschließt, der frommen Einsamkeit
Im abgeleg'nen Thale sich zu weih'n.

Schon irrt er hin auf mancher wilden Bahn,
Die Waffen mit dem här'nen Kleid vertauscht,
Und kommt, ihm unbewußt, am Stromberg an,
Den bis zum Gipfel hoher Wald umrauscht.

Da sieht er eine Klause tief im Hain,
Und neben ihr ein steinern Kreuz erhöht;
Vor diesem kniet in Siedlertracht allein
Ein Mädchen still und weinend im Gebet.

Der Zell' entwallt ein süßer Rosenduft:
Er naht der Jungfrau sacht', es klopft sein Herz;
Sie blickt herum, und „Bertha! Bertha!" ruft
Er laut — o Wiederseh'n! o Wonn' und Schmerz!

Der Rittersmann erzählt, wie ihn das Leid
Um sie gelenkt in dieses Waldrevier;
Und thränend spricht zu ihm die junge Maid:
„Schon lange bin ich mit der Schwester hier.

Als Argenfels ein schnöder Feind umdrang,
Hieß uns, geführt vom alten treuen Knecht,
Der Vater flieh'n durch den verborg'nen Gang;
Ein Köhler und sein Weib, die schlicht und recht,

Hier hausen, fern vom Strande, tief im Wald,
Sie nahmen gern uns auf in Angst und Noth,

Als auch die jammervolle Kund' erschallt,
Verheert sey unser Schloß, der Vater todt!

Wir gaben, was uns blieb an Schmuck und Geld,
Und ließen hier der Andacht Sitz erbau'n,
Vereint mit diesem kleinen Gartenfeld,
Um nie die Welt, die böse, mehr zu schau'n."

Da tritt die gute Schwester auch herzu,
Und grüßet ihn; es spricht der edle Mann:
„O Fräulein, kommt auf meine Burg, wo Ruh'
Euch werden soll und aller Schutz fortan!

Und — Bertha! Wollt als Gattin Ihr mein Loos
Verschönen? Darf mein Herz —" Die Jungfrau schmiegt
Erröthend sich an ihrer Schwester Schoos:
Die Liebe hat, die Treue hat gesiegt!

Bald wird im Land kein seligeres Paar,
Als Diether und sein holdes Weib, geseh'n;
Mathilde doch will wohnen immerdar
In frommer Einsamkeit auf diesen Höh'n.

Da ließ er bauen ihr das Kirchlein dort
Und ein geräumig Haus zum Aufenthalt:
Auch ruht ihr Staub an jenem stillen Ort,
Wohin noch oft die Schaar der Beter wallt.

Karl Geib.

Der Ring.

Von einem Ritter von Drachenfels erzählt man sich folgende Sage: Als einst die Ritterschaft des Landes versammelt war und Jeder die Kostbarkeit der Edelsteine in seinen Ringen rühmte, zog der von Drachenfels auch seinen Ring hervor, in welchem er ein Stückchen von den Hausteinen seines Berges sorgfältig hatte einfassen lassen und pries denselben als etwas ganz besonders Kostbares. Als ihn nun alle drob verhöhnten, sagte der Eigenthümer: „Wenn auch dieser Stein kein glänzendes Ansehen hat, so schätze ich ihn doch mehr, als alle Eure Edelsteine zusammen, die Euch keinen Nutzen bringen, diese aber, (indem er auf den Stein zeigte) bringt mir von den kölnischen Domherren zur Erbauung ihrer Kirche jährlich viele hundert Gulden ein."

Mal. Rheinland.

Die Wolkenburg.

Nach der Sage hatte ein Ritter von Wolkenburg eine einzige Tochter Hedwig, deren Liebe ein fahrender Sänger gewann. Der

Vater hielt Kunde von diesem Verhältniß, und brachte sie in das ferngelegene Kloster Anna=Zell, wo sie den Schleier nehmen mußte. Ihr Geliebter hatte jedoch ihre Spur gefunden, und entführte sie. Am Ufer des Rheins begegnete das flüchtige Paar dem Vater Hedwigs. Sie stürzte mit den Worten: „Vater, Du treibst mich in den Tod!" in die Fluthen, ihr folgte der Geliebte, und bald hatten die Wellen beide verschlungen. Der unglückliche Ritter von Wolkenburg erbaute sich am Strande, wo er die Tochter verloren hatte, eine Klause, und suchte den Lebensfrieden, den er verloren, in frommem Gebete.

Mal. Rheinland.

Der Mönch von Heisterbach.

Ein junger Mönch wurde, indem er über die Geheimnisse des Daseins nachdachte, von vielfachen Zweifeln bedrängt. Die biblischen Worte: „Dem Herrn ist ein Tag wie tausend Jahre, und tausend Jahre sind ihm wie ein Tag!" beschäftigten ihn einst, als er in dem Klostergarten umher wandelte. Er vertiefte sich immer mehr in seine Gedanken, verließ den Garten, und erging sich eine Zeit

lang in den benachbarten Felsengründen. Als er das Vesperglöcklein läuten hörte, eilte er schnell zurück, und klopfte an die Klosterpforte. Ein ihm unbekannter Bruder öffnete, und fragte, über sein wildes Ansehen und seine fremdartige Kleidung erstaunt, nach seinem Begehr. Er gab keine Antwort, und eilte nach der Kirche, um nicht zu spät zu kommen, aber seine Stelle war schon durch einen Andern eingenommen, und von allen Mönchen, die rings im Chor die Vesper sangen, war ihm kein einziger bekannt. Er fiel den andern Brüdern eben so sehr auf, als dem Pförtner. Als er sich nannte, erinnerte sich keiner des Namens, und erst aus der Chronik des Klosters sah man, daß der letzte, der ihn führte, vor 300 Jahren im Walde verschwunden sei.

Mal. Rheinland.

Burg Rosenau.

Auf dem südwestlichen Gipfel der Rosenau soll früher eine Burg gestanden haben, von der sich ebenfalls noch eine Sage erhalten hat.

Ein junger Ritter von Eltz sah Fräulein

Rosa von Rosenau in der Kirche zu Heisterbach. Er bat um ihre Hand, nachdem er ihr Herz gewonnen hatte, und der alte Ritter gab gern seinen Segen zu einer ehrenwerthen Verbindung. Am Vorabend der Vermählung war die Braut nach dem Rosenauer Kreuze gegangen, um zu beten. Das Fräulein erschien nicht wieder, und vergebens suchte man sie im ganzen Gebirge auf. Der Vater wurde eine Beute des Grams. Eines Abends zog der junge Ritter von Eltz, der nur Trost in seinem Schmerz fand, wenn er in den ihm so theuren Gegenden umher irrte, durch die Bergschlucht am Heisterbacher Kloster. Seine Hunde blieben plötzlich laut bellend vor einer Mauerlücke stehen. Er horchte auf, und vernahm ein Stöhnen und Wimmern aus der Tiefe. Die Stimme war ihm bekannt; es war die seiner verloren geglaubten Braut. Noch in derselben Nacht bahnte er sich einen Eingang in das unterirdische Gefängniß, und des Herzens Ahnen hatte ihn nicht getäuscht; er fand die Geliebte wieder.

Mal. Rheinland.

Rolandseck.

Roland, der mannhafte Neffe Karls des Großen, streifte einst von Ingelheim am Rhein

hinab, um die schönen Gegenden im Frühlings-schmuck zu sehen.

Abends kam er auf eine Burg, wo er um Nachtlager bat, und mit treuherziger Gast-freundschaft aufgenommen wurde. Der Burg-herr schüttelte ihm freundlich die Hand, wie einem alten Bekannten, und seine Tochter holte alsbald Wein und Brod herbei, und füllte einen schönen gläsernen Pokal, worauf das Wappen des Burgherrn gar künstlich in Farben zu sehen war. Als nun die Jungfrau vor ihm stand in aller Schönheit und Anmuth, und mit züch-tigem Erröthen ihm den Pokal darreichte, da ergriff es ihn gar sonderbar, und seine Hand zitterte, indem er das Glas nahm, und er wurde darob glühend roth. Da dachte er bei sich: das ist dir nie vor dem Feinde geschehen, und selbst unter den Säbeln der Sarazenen nicht, und schnell ermannte er sich wieder, und wußte dem Burgherrn auf Alles recht gut Bescheid zu geben. Aber die ganze Nacht durch stand das Bild der Jungfrau vor ihm, und er schlief nur wenige Stunden. Des Morgens beim Abschied fragte ihn der Burg-herr nach seinem Namen. Roland schämte sich fast, ihn zu sagen, denn es war damit gar großer Ruhm verbunden, und das Volk sang viele Lieder von seinen Thaten. Der alte Ritter war höchlich erfreut, einen solchen Gast bei sich zu haben, und bat ihn, noch

einen Tag zu bleiben. Die sittsame Hildegund sagte kein Wörtlein dazu, aber man mocht's ihr wohl ansehen, daß ihr der Fremde nicht ungelegen war.

Roland blieb gern, und seiner Liebe wuchsen die Schwingen so schnell, daß sie muthig wurden. Bald gab es auch eine günstige Gelegenheit. Roland ging in den Schloßgarten, und fand die Jungfrau, wie sie unter einem Apfelbaume saß, die Hände gefaltet, als ob sie betete. Ein frommer, freundlicher Traum mußte in ihrer Seele sein, das sah man an der Huld ihres Mundes und an der Sinnigkeit ihrer Gebehrdung. — Roland ging auf sie zu, und wußte nicht recht ein Gespräch anzuknüpfen. Die schöne Hildegunde sah eine Rosenknospe am Boden liegen, und hob sie auf. Roland bat sie darum. Bis jetzt, sagte er, schmückt meinen Helm noch kein Zeichen eines lieben Andenkens, und wenn meine Kampfgefährten von der Schönheit und Tugend ihrer Fräulein sprechen, muß ich die Augen niederschlagen und schweigen. — Die Jungfrau erröthete, schaute ihn an, überrascht und ergriffen. Sie machte eine Bewegung mit der Hand, als wollte sie ihm die Rose geben, ließ aber schnell den Arm wieder sinken. Rolands Auge flehte so innig und doch so bescheiden, daß sie ihm die Rose darreichte mit den Worten: das Schöne vergeht schnell.

— Roland wagte es jetzt, von seiner Liebe zu reden, und Hildegund gestand ihm, mehr mit Blicken als Worten, daß er ihr nicht gleichgültig sey. Sie gelobten sich ewige Treue, und Roland versprach gleich nach dem bevorstehenden Feldzuge wider die Ungläubigen an den Rhein zurückzukehren, und sie heimzuführen als seine Hausfrau. — Der Abschied der Liebenden war still und schmerzlich. Sie schieden mit einem Händedruck, und was sie sich hätten sagen mögen, lag in ihren Blicken. Die Jungfrau lebte von nun an in gänzlicher Zurückgezogenheit, und harrte täglich auf die Nachricht von dem Geliebten. Bald kam die Kunde von neuem Ruhm, den er sich erworben, und die Schiffer, die auf dem Rhein fuhren, sangen seine Waffenthaten.

Ein Jahr war nun bald verflossen, und die Nachricht von einem Fremden verbreitete sich allgemein. Eines Abends kam ein Ritter in das Schloß, und bat um Herberg. Er hatte in Karls Heer gedient, und Hildegund erkundigte sich, nicht ohne bange Ahnung, nach Roland. Er fiel neben mir, antwortete der Ritter, bedeckt mit Ruhm und mit Wunden. — Die Jungfrau konnte kein Wort hervorbringen und hatte auch keine Thränen. Im stummen Schmerz saß sie da wie ein Marmorbild auf einem Grabmal. Nach acht Tagen bat sie ihren Vater, den Schleier nehmen zu

dürfen, und ging in das Kloster auf den Frauenwerth. Der Bischof, in dessen Sprengel das Kloster gehörte, war ein Verwandter ihres Hauses, und gestattete ihr, das Prüfungsjahr abzukürzen, und nach drei Monaten schon, das Gelübde abzulegen.

Einige Zeit darauf kam Roland auf die Burg ihres Vaters, um sie als Braut heimzuführen. Er war für todt auf der Wahlstatt liegen geblieben, aber doch wieder zu sich gekommen, und durch sorgsame Pflege seiner Wunden genesen. Als er hörte, was vorgegangen, warf er seine Waffen von sich, und ließ eine Klause bauen auf dem Fels, der seitdem Rolandseck heißt, an dessen Fuß der Frauenwerth im Rhein liegt. Da saß er vier Tage lang vor der Thür seiner Einsiedelei, und sah herab auf das Kloster, in welchem seine Geliebte wohnte. Früh, wenn die Glocke zur Mette rief, stand er auf von dem Lager, und ging hinaus, den Chorgesang der Jungfrauen zu hören, und oft wähnte er, Hildegundens Stimme unterscheiden zu können. Spät in der Nacht, wenn er noch ein einsames Licht in einer Zelle schimmern sah, glaubte er, es sey Hildegunde, die für ihn bete.

Zwei Jahren gingen so vorüber, und der Gram hatte bereits die beste Kraft seines Lebens aufgezehrt. An einem trüben Herbst-

morgen schaute er herab auf das Kloster, wie gewöhnlich, und sah auf dem Kirchhof ein Grab aufwerfen, und ihm kam vor, als ob eine Stimme neben ihm flüsterte: Es ist für Hildegunden. Er schickte einen Boten in das Kloster, und erfuhr, daß sie vollendet habe. Er sah sie einsenken in die kühle Ruhestatt, und hörte das schauerliche Requiem singen, den letzten Abschied der Lebenden von den Todten. Der Schmerz überwältigte sein Leben, und man fand ihn vor seiner Klause sitzen, starr und todt, und die Augen nach dem Kloster gewendet.

Aloys Schreiber.

Der letzte Ritter von Altenahr.

O schwarze Nacht, o schwarze Nacht,
Du wandelst still durch öde Mauern,
Worin ein Herz allein noch wacht,
Die Andern alle nicht mehr trauern.

Dort saß der Herr von Altenahr
Verlassen in dem Hochgemache,
An seines Weibes Todtenbahr,
Und schwor in stummer Ohnmacht Rache.

Die Thränen troffen in den Bart,
Das Herz schlug ihm in lauten Schallen,
Dahin war, was er heiß und zart
Auf dieser Welt geliebt vor Allen.

Sie starb so jung in Hungersnoth,
So schmerzenvoll ist sie gestorben,
Kein Priestertrost vor ihrem Tod —
Rings Alles ist im Schloß verdorben.

Sein letztes Glück versank in Nacht,
Sein höchstes Kleinod gieng verloren —
Und draußen toll und trunken lacht
Der Feind gelagert vor den Thoren.

„Fluch ihm!" rief der von Altenahr,
Und stieg zum Waffensaal hernieder,
Stülpte sich den Silberhelm aufs Haar
Und schnallte den Panzer um die Glieder.

Drauf — als die Nacht entwichen war,
So stolz und froh ward ihm zu Sinne,
Da tritt der Herr von Altenahr
Auf seiner Feste höchsten Zinne.

Das Morgenroth umglüht das Schloß,
Süß klang im Wald der Vöglein Stimme,
Da saß er hoch auf schwarzem Roß
Und rief zum Feind hinab im Grimme:

„Schau auf, schau her, du schnöder Troß,
Ich will mich wahrlich dir ergeben,
Nimm hin, nimm hin, mein schönes Schloß,
Darf schonen drin kein Menschleben! —

„Dir aber, grüner Heimathfluß,
Der du dich unten schlingst und windest,
Dir geb ich meinen letzten Gruß,
Daß du mich mit dem Lieb verbindest!

„Fahr wohl auch, theures Vaterhaus,
Wo ich erwuchs in Rittermuthe!
Fahr wohl, o Welt von Gram und Graus!
Ich netz' die Fluth mit meinem Blute.“

Er spornt sein Roß und lag im Nu
Zerschmettert auf dem grünen Grunde;
Blöd staunend sah der Feind ihm zu — —
Weithin erscholl die Heldenkunde.

H. Püttmann.

Kaiser Heinrich IV. zu Hammerstein.

Auf seiner hohen Veste sitzt Wolf von Hammerstein,
So ruht auf seinem Neste der Aar im Abendschein,
So ruht in seiner Höhle der alte Löwe still,
Der nimmer in die Wälder zum Kampfe ziehen will.

Einst trug er stolz im Streite des deutschen Reichs Panier,
Und trotzte seinen Feinden mit offnem Helmvisier,
Und zog mit Kaiser Heinrich getreu von Land zu Land,
Als Sieger und Besiegter, als Rächer und verbannt.

Oft denkt er noch mit Grauen an jenen Wintertag,
Wo Heinrich in Kanossa beinah der Schmach erlag;
Dann aber denkt er wieder mit alter Jugendgluth,
Wie sie zusammen siegten ob aller Feinde Wuth.

Und oftmals vor die Seele schwebt ihm ein sanftes Bild:
Des Kaisers hohe Herrin, so treu, so gut und mild.
Nach manchem bittern Schmerze, den ihr einst Heinrich gab,
Liegt sie in selgem Frieden schon lang im stillen Grab.

Noch aber kämpft der Kaiser mit Zeit, Geschick und Welt;
Doch längst auf seiner Veste ruht Wolf, der greise Held.
Weiß ist sein Haar geworden und schwach die tapfre Hand,
Drum sieht er oft mit Trauer weit über Strom und Land.

Denn ach! vergebens schauet sein trüber Blick hinaus,
Kein Adlerknabe schwingt sich gleich ihm, durch Sturmesgraus,
Kein junger Löwe streitet nun mit der Feinde Schaar
Und bringt den Preis des Sieges dem alten Löwen dar.

O Gram des stolzen Herzens! nur Töchter nennt er sein,
Die schönsten Schwesterrosen, erblüht am weiten Rhein.
Nur selten mag ihn freuen ihr anmuthvolles Bild,
Und wieder hören beide die Rede rauh und wild:

„Hinweg, hinweg den Rocken, die Spindel aus der Hand:
Willst du von dannen ziehen und spinnst dein Brautgewand?"
„Ich spinne dir den Mantel, mein Vater lieb und traut,
So lange du mich liebest mag ich nicht werden Braut." —

„Fort mit der Weberspule, webst du mein Todtenkleid?"
„Ich webe dir, lieber Vater, ein schönes Feierkleid.
O sprich nicht mehr vom Sterben, sonst muß ich weinen gleich,
Du sollst nicht von uns gehen, und wärs ins Himmelreich."

„Ja wärt ihr tapfre Söhne, blieb ich bei euch mit Lust,
Drückt' euch mit Stolz und Freude an die getreue Brust.
Doch schwache Weiber seid ihr, gebannt in engen Kreis,
Und mein Geschlecht verblühet, ich bin sein letztes Reis."

Er sagts und schaut vom Söller mit einem finstern Blick,
In unmuthvoller Seele beklagend sein Geschick.
Schon sinket Nacht hernieder und hüllt die Fernen ein,
Der Sturm durchheult die Lüfte und drunten braust der Rhein.

„Horcht! an der hohen Pforte, wer klopft so spät noch an? —
„Macht auf, macht auf! Herr Ritter, eh die Verfolger nahn."
Da thun sich auf die Hallen, zwei Pilger treten ein;
Am Eingang bleibt der eine, wer mag der andre sein?

Er sinkt erschöpft zusammen und seufzt und klaget laut,
Daß es den holden Mägdlein vor solchem Gaste graut. —
Doch als er endlich wieder das greise Haupt erhebt,
Da beugt der alte Ritter vor ihm das Haupt und bebt.

Er ruft: „Mein Herr und Kaiser, was ist mit dir geschehn!
Ich seh nicht mehr den Purpur von deinen Schultern wehn;
Ich seh nicht mehr die Krone auf deinem theuern Haupt:
Hat dich der Feind geschlagen und frevelhaft beraubt?" —

„Ach, theurer Waffenbruder, mich hielt ein grimmer Feind
In Kerkernacht gefangen, wo nie die Sonne scheint.
Dann raubt er mir den Purpur, stieß mich hinab vom Thron:
Und — weißt du seinen Namen? der Räuber ist — mein Sohn."

Er deckt mit beiden Händen das bleiche Angesicht,
Doch Wolf erhebt sich schweigend, vor seinem Aug wird Licht:
Er fühlt sich sanft umschlungen von seiner Töchter Arm,
Er fühlt auf seinen Händen auch eine Thräne warm.

„Wohl dir!" sagt Kaiser Heinrich mit sanfter Stimme nun,
„Du wirst an treuen Herzen zur letzten Stunde ruhn.
„Kein Sohn ersehnt dein Erbe mit wilder Ungeduld
Und fügt zum stillen Wunsche vielleicht die offne Schuld."

„Doch auf!! — und ohne Säumen entsende Boten aus;
Noch stehet Köln in Treue zum alten Kaiserhaus.
Und morgen mit der Sonne zieh ich hinab an Rhein,
Und bald zum letzten Kampfe will ich gerüstet sein."

Er schweigt und sinkt aufs Lager zur langentbehrten Ruh,
Bald schließt ein sanfter Schlummer die müden Augen zu.
Und Wolf drückt seine Töchter ans Herz, zur guten Nacht. —
Dann hält er bei dem Schläfer getreue Ritterwacht.

A. v. Stolterfoth.

Entstehung der Abtei Laach.

Welch sonnengoldner Himmel! welch himmlischer Maientag;
Im bläulichen See bespiegelt sich die Abtei von Laach;
Mit sechs stolzragenden Thürmen schließt sie das Felsenmeer,
Hört wer sie hat erbauet; hört, wem's geschah zur Ehr'.

Das war der Pfalzgraf zu Aachen, Herr Heinrich der Zweite von Laach,
Der seiner Gattin Adelheid in treuer Liebe pflag.
Durch Himmelsminne verklärten sie noch die irdische Gluth,
Und ehrten die Gottesmutter in Herz und hohen Muth.

Und ihr zu gründen ein hohes, ein stattlich prangendes
Haus,
Dort von der Erde Mühen zu ruhn in Frieden aus,
Das hatte sie beschlossen schon längst in frommem Sinn.
Der Finger des Himmels selber wies sie zur Stätte hin.

Wo, buntbepflanzt, hochwaldig, sich dehnt der Kessel des
Sees,
Der, daß er immer lebe, oft meldet durch laut Getös,
Da sah, von seiner Burg aus, das hehre Ehepaar
Einst ein erhabnes Zeichen vom Himmel hell und klar.

Denn, als der Abend dämmerte, schwamm plötzlich das
Wiesenthal,
Der westliche Hügel, der Spiegel der Fluth im gold-
nen Strahl,
Vieltausend Lichter und Flämmchen erhellten Tiefe und
Höh,
Und wunderbare Klänge umbebten melodisch den See.

Das war ein Zeichen von Droben! Dem Zeichen
folgten sie nach,
Und bald, zum Dienst Mariens, stand dort die Kirche
von Laach,
Und bald das stille Kloster, wo Benediktiner so lang,
Gastfreundlich, gewirkt für Glauben, für Wissen, Kunst
und Gesang.

J. B. Rousseau.

Das versunkene Schloß.

Bei Andernach am Rheine liegt eine tiefe See;
Stiller wie die ist keine unter des Himmels Höh.
Einst lag auf einer Insel mitten darin ein Schloß,
Bis krachend mit Gewinsel es tief hinunter schoß.

Da findt nicht Grund noch Boden der Schiffer noch zur Stund,
Was Leben hat und Odem ziehet hinab der Schlund. —
So schritten zween Wandrer zu Abend da heran,
Zu ihnen trat ein Andrer, bot ihnen Gruß fortan.

„Könnt, wie vor grauen Tagen das Schloß im See versank,
Ihr mir die Kunde sagen, so habet dessen Dank.
Ich wandre schon seit Jahren die Lande aus und ein,
Manch Wunder zu bewahren in meines Herzens Schrein."

Der Jüngste von den Zween bereit der Frage war.
Er sprach: das soll geschehen, so wie ichs hörte zwar.
Als noch die Burgen stunden lebt da ein Ritter gut,
In Trauer fest gebunden grämt' er den stolzen Muth.

Warum er das muß dulden hat keiner noch gesagt;
Ob alter Väter Schulden ihm das Gericht gebracht;
Ob eigne Missethaten ihn rissen in den Schlund,
Wo keiner ihm mag rathen in offnen Grabes Mund.

So sprach von jenen Leiden der jüngste an dem Ort;
Der Fremdling dankt den Beiden als traut er wohl dem Wort.
Der Alte sprach: Mit nichten, wie sprachst du falsch, mein Sohn,
Es soll der Mensch nicht richten, findt jeder seinen Lohn.

Wahr ists, es hausen Geister da unten wundervoll,
Doch nimmer sind sie Meister, wer wandelt fromm und wohl.
Der Ritter gut und bieder war ehrentreu und recht,
Noch rühmen alte Lieder das edele Geschlecht.

Nur daß so schwere Trauer das Herz ihm hält umspannt,
Drum sucht er öde Schauer, all Freude weit verbannt.
Und des Gesanges Klagen sind seine einzge Lust;
Nur diese Wellen schlagen einsam an seine Brust.

Wohl jener Wasser drunten sind voller Klag und Schmerz;
Stets einsam wohnt dort unten wem sie gerührt das Herz.
Denn alles was vergangen steht lockend vor dem Blick,
Es steigt aus dem Gesange klagend die Welt zurück.

Die Gegenwart verschwindet, die Zukunft wird uns hell,
Und was den Menschen bindet geht unter in dem Quell.
Wer in den Schwermutswogen das Licht im Auge hält,
Hat hier schon überflogen die Bande dieser Welt.

So dünkt mich, daß die Geister durch Neid zu ihrem Grab
Ihn des Gesanges Meister zogen den Schlund hinab.

Wir sehn wie jedes Schöne des Todes Wurm verdirbt,
Schnell fliehen so die Töne und der Gesang erstirbt.

Wem alle Zukunft offen, klar die Vergangenheit,
Setzt oben hin sein Hoffen, flieht aus der starren Zeit;
Und wenn er nicht so dächte, so haßt das Irdsche ihn,
Wo es den Tod ihm brächte, zieht es ihn schmeichelnd hin.

So treten nun die Dreie tiefer in dunkeln Wald;
Wie er des Danks sie zeihe, ersinnt der Fremd alsbald:
„Und liebt ihr denn Gesänge, ich bin Gesanges reich,
So sollen Wunderklänge erfreun euch alsogleich."

Es hebt von allen Seiten Gesang zu klingen an,
Bald klagend wie von weitem, bald schwellend himmelan.
Wie Meereswellen brausen brichts überall hervor,
Mit Lust und doch mit Grausen hört es ihr staunend Ohr.

Der Fremd ist nicht zu sehen doch scheint ein Riesenbild
Fern übern See zu gehen wie Abendwolken mild;
Und wie hinaufgezogen sehn sie, die ihm nach schaun,
Rauschen empor die Wogen, sehn es mit Lust und Graun.

Fr. Schlegel.

Die heilige Genofeva.

Eine gute Stunde vom Kloster Laach, hinter Niedermendig, liegt die Meierei Frauen=

kirch mit einer Kapelle, wo der Sage nach die heilige Genofeva begraben liegen soll. Diese Legende wurde häufig zum Stoff poetischer Bearbeitung gewählt. Unter Karl Martell, oder nach andern während der Regierung des Erzbischofs Hillin in Trier, verwaltete der Graf Siegfried den Gau von Maienfeld, der sich von Kapellen bis hinter Andernach erstreckte. Der Graf vertraute, als er nach Palästina zum Kampfe gegen die Ungläubigen zog, seine schöne Gemahlin, Genofeva, eine Prinzessin von Brabant, dem Schutze seines Haushofmeisters Golo an. Dieser machte seiner Gebieterin ehrlose Anträge, und als er mit Verachtung zurückgewiesen ward, verwandelte sich seine Liebe in Rache. Er verläumdete sie bei ihrem zurückgekehrten Gatten als eine Ehebrecherin und Siegfried hielt sie für schuldig, um so mehr, da sie während seiner Abwesenheit mit einem Knäblein niedergekommen war. Er gab Befehl, sie und ihren Sohn zu ermorden. Der Knecht, welcher diesen Auftrag erhielt, rettete jedoch Beider Leben, und Genofeva flüchtete sich in die Wildnisse des Ardenner-Waldes, wo sie den Knaben einer Rehkuh überließ, da Elend und Hunger sie außer Stand setzten, ihm die mütterliche Nahrung an ihrer Brust zu geben. Ihr Gemahl verfolgte einst jenes Thier auf der Jagd in dem Walde, und gelangte zu der

Höhle, in welcher Genofeva, die sich nur von Wurzeln und Kräutern ernährt hatte, ihre Zuflucht fand. Er erkannte sie, wurde von ihrer Unschuld überzeugt, führte sie und ihren Sohn nach seiner Burg zurück, bestrafte den Verläumder und lebte noch lange glücklich mit ihr. Nach ihrem Tode ward sie unter die Zahl der Heiligen aufgenommen, und sowohl bei der Höhle, wo Siegfried sie fand, als zu Andernach, wurden Kirchen erbaut, wo man ihre Reliquien und ihr Andenken verehrt.

Mal. Rheinland.

Die Pfalzgräfin Genofeva.

1.

Der Knecht hat verrathen des Grafen Weib,
Dem Tode geweiht den reinen Leib.

Sie leidet geduldig die herbe Qual.
„O Gott, verschone nur meinen Gemahl!"

Man schleppt sie Nachts von dem Schlosse hinaus:
„O Gott, bewahre nur dieses Haus!"

Sie blickt zu den Sternen am Himmelsdom,
Die spiegeln sich wieder im blinkenden Strom.

Man führt sie über die Brücke hinweg,
Da bleibt sie stehn auf dem schmalen Steg.

Den Trauring zieht sie vom Finger und wirft
Ihn in's Wasser, das ihn gierig verschlürft.

„So geb' ich meinem Herrn die Treu
Und sein Versprechen zurück auf's Neu:"

„Daß seine Blutschuld geringer sei,
Und er von allen Banden frei!"

2.

Gott hat Genofeva's Unschuld bewährt,
Sie kehrt zurück zu dem heimischen Heerd.

Der Pfalzgraf führet sie heim aus dem Wald,
Sie kommen zum Strom, da machen sie Halt.

„Auf, Knechte, schlagt am Wasser mein Zelt,
Die Zeit ist da, wo man Mittag hält."

Da treten zwei Fischer heran zum Tisch,
Verehren dem Herrn einen riesigen Fisch.

„Ich danke, wir woll'n ihn verzehren sogleich."
Man schlachtet ihn alsobald im Gesträuch.

„Schaut, Herr, im Magen des Fisches war
Verwachsen dies Ringlein hold und klar.“ —

„Mein Trauring! O Himmel, ich kenn' ihn genau!
Empfang' ihn wieder du heilige Frau!“

„Der Herr, der im Leid dich beseelt und gestählt,
Hat durch ein Wunder auf's Neu uns vermählt.“

J. B. Rousseau.

Korporal Spohn.

Man kennt in Koblenz und im Thal
Noch Spohn, den großen Korporal.

Was that der Spohn, daß man ihn kennt?
Verdient er wohl ein Monument?

Der Spohn war ein getreuer Mann,
Getreuern Niemand finden kann.

Seinem Kaiser diente treu der Spohn,
Sein Kaiser hieß Napoleon.

Der hatt in der Dreikaiserschlacht
Sich vorgewagt mit Unbedacht.

Da ward er plötzlich angesprengt,
Von Feinden rechts und links bedrängt.

Kosacken sinds, auf schnellem Roß
Entflieht der Kaiser vor dem Troß.

Hier aber hemmt Gebüsch den Ritt:
Der Kaiser ist des Lebens quitt.

Das sah der Spohn, der war nicht faul:
„Herr Kaiser," rief er, „mir den Gaul,

Mir den berühmten, eckgen Hut,
Flieht, eure Rolle spiel ich gut."

Zur Erde sprang Napoleon,
Auf seinem Schimmel saß der Spohn.

Den eckgen Hut wohl auf dem Haupt;
Der Feind sich nicht betrogen glaubt.

Er sprengt heran und jauchzt dem Fang,
Und sieht zu spät, daß er mißlang.

Als sie den Korporal nur schaun,
Da ward der Spohn zusammengehaun.

Der Kaiser lief in schnellem Lauf,
Hatt einen Korporalshut auf.

Von dieser Zeit, hört ich einmal,
Hieß er der kleine Korporal.

Der große Korporal war Spohn,
War größer als Napoleon.

K. S.

Heinrich und Bertha.

„Der Lenz weht an den Bergen hin
Lacht aus des Himmels Bläue:
Ach Heinrich, mahnt dich nicht dein Sinn?
Dein harret die Getreue.
Du klarer Strom, du blickst so gut:
Welch feige Furcht! Es darf der Flut
Die Liebe kühn vertrauen.

Und in dem Nachen stand sie bald,
Der Fährmann lenkt das Steuer;
Das Segel frisch im Winde wallt.
Im Aug des Herzens Feuer,
Fliegt sie vorbei der Höhen Kranz
Hinab im leichten Wellentanz,
Hinab die Schmeichelwogen.

Wo frei die Mosel, eine Braut,
Dem Rhein entgegeneilet,
Ist eine Brücke stolz erbaut:
Da wars, wo Heinrich weilet.

Da stand er sinnend früh und spät,
Sein Blick zur trauten Ferne späht,
Wo seine Bertha wohnet.

Und wie er weithin schaut den Kahn,
Und sieht das Mägdlein prangen,
Hauchts ihn mit Ahnungswonnen an,
Heiß brennen seine Wangen.
Die Holde hat er jetzt erkannt,
Ach! Erd und Himmel floh und schwand
Vor des Entzückten Sinnen.

Welch selger Willkomm hin und her!
Welch Grüßen, süßes Winken!
Der Jungfrau Herz trägt es nicht mehr,
Die vollen Thränen sinken.
Die Schiffer staunen still, gebannt,
Das Ruder fällt aus ihrer Hand,
Der Nachen spielend treibet.

O weh! o weh! o habet Acht,
Ihr läßigen Gesellen!
Schon fasset euch des Strudels Macht,
Das Schiff wird euch zerschellen.
Hilf Himmel, rett uns aus der Noth!
Hart gen den Felsen prallt das Boot,
Zerkracht im Umsturz kreisend.

Ein jäher Angstruf scholl empor,
Scholl von dem Ufer wieder,
Der dumpfe Abgrund rauscht' und gohr,
Reißt seine Beute nieder.

Die Jungfrau aus der tückschen Gruft
Schaut bleich hinauf und sinkt und ruft
Des theuern Jünglings Namen.

Dem schnüret das Entsetzen kalt
Die treue Brust zusammen,
Er fühlt der Liebe Allgewalt
Und der Verzweiflung Flammen.
Und sturmschnell mit entschloßnem Muth
Schwingt er sich in die dräunde Fluth
Hoch von der Brücke Rande.

Und glücklich nahet er dem Strand,
Sein Lieb in starken Armen;
Der Ohnmacht Todesschlummer schwand,
Sie muß an ihm erwarmen;
Sie schlägt die Wimpern auf, erblickt
Gerettet sich, und sieht entzückt
Ach! Heinrich ihren Retter.

Wie glühen beide, Brust an Brust,
Im trunknen Herzen Himmel!
Ein jedes Auge schwimmt in Lust,
Laut jauchzt des Volks Gewimmel:
Und Segen ruft ein jeder Mund
So treuer Seelen heilgem Bund
Und preist die hohe Minne.

Fr. Oebecke.

St. Ritza.

Jenseits Coblenz wohnte Ritza
Einsam von der Welt geschieden,
Jenes frommen Ludwigs Tochter,
Aber frommer selbst als dieser.
Immer Morgens, wenn die Glocken
In St. Castors Kirche riefen,
Schritt sie auf des Rheines Wellen
Freudig hin, vor Gott zu knieen.
Gerne trugen sie die Wellen,
Denn ihr Herz war reich an Frieden,
Und im gläubigen Gemüthe
Wuchs ihr nur Vertrau'n und Liebe.
Berge könntet ihr versetzen,
Hättet ihr Vertrau'n und Liebe,
Ueber Meere sicher wandeln,
Wär' euch Zuversicht beschieden.
Also ging die fromme Ritza,
Wie auf salz'ger Fluth die Kiele,
Und des Rheines Schmeichelwogen
Freundlich ihren Fuß umspielten;
Trock'nen Fußes ging sie täglich
Nach St. Castor und hin wieder,
Und verdoppelt blickt' ihr Antlitz
Aus des Stromes glattem Spiegel.

Aber einst, da wildgehoben
War die Fluth, und Stürme bliesen,
Wollte Zagen sie beschleichen,
Zweifel ihren Muth besiegen.
Standen Reben da am Ufer,
Sich um Kieferpfähle schmiegend,
Riß sie einen aus der Erde,
Daß er ihr zum Stabe diene;
Setzt den Fuß dann auf die Welle,
Und die Welle will sie wiegen,
Aber nur dem Pfahl vertrauend
Hält sie ängstlich sich an diesen:
Sieh, da sinkt ihr Fuß zu Grunde
Und der Stab versagt die Dienste,
Wasser spült um Knie und Hüfte
Und noch sinkt sie tief und tiefer.

Da in Todesnöthen dachte
Sie des Heilands, der gebieten
Kann dem Sturme sich zu legen,
Und der Fluth gemach zu fließen.
Aus den hochgehobnen Händen
Schleudert sie den Schaft der Kiefer,
Streckt sie flehend zum Erlöser
Neues Glaubens voll, und siehe,
Wieder heben sie die Wogen,
Und der wilden Fluth entstiegen
Tritt sie mit dem Fuß die Welle,
Schreitet fürder triumphirend,
Und gestärkt im Glaubensmuthe
Naht sie bald dem sichern Ziele.

In St. Castor wirkt noch Wunder
Was der Welt von ihr geblieben;
In der Schaar der Seel'gen Gottes
Ist der Stuhl ihr angewiesen.



Stolzenfels, Lahneck
et Oberlahnstein.

s, Lahneck
erlahnstein.

Stolz
et Obert

Rheinischer
Sagen- und Liederschatz
in
Volksgeschichten, Legenden und Mythen
vom
Rhein
und seinen Nebenflüssen.



Herausgegeben
von
Joh. Wilh. Spitz,
Inhaber der goldenen Denkmünze für Kunst und Wissenschaften.

3.



1 8 4 3.

Düsseldorf und Cöln,
Buch- und Kunsthandlung von Joh. Wilh. Spitz.

Inhalt des dritten Bändchens.

Die Templer auf Lahneck.

Bei Oberlahnstein, unterhalb Boppard, ergießt sich aus dem wildromantischen Thale kommend, der Lahnfluß in den Rheinstrom. Seitwärts von jener Stadt, auf einem steilen Berggipfel, liegt die schöne Ruine der alten Burg Lahneck. Dieses Schloß soll, wie eine Volkssage meldet, einst dem berühmten Orden der Tempelherren gehört haben. Es ward im Jahr 1118, zum Schutze der Pilger auf den Straßen dieses Landes, zur Vertheidigung der christlichen Religion und zur Behauptung des heiligen Grabes gegen die Muselmänner gestiftet.

Allein dieser Orden zog sich durch seine zunehmende Macht und reichen Güter, den Haß und Neid der hohen und niedern Geistlichkeit, auch mancher Fürsten, auf sich. Man warf ihm Herrschsucht, Ueppigkeit, Uebermuth und Freigeisterei zu, ja man beschuldigte ihn, daß er die Sache der Kreuzfahrer um seines eigenen Vortheils Willen vernachlässigt habe. Der ärgste und mächtigste Feind des Ordens war Philipp der Schöne, König von Frankreich, der frü-

her schon mit jenen in Mißhelligkeiten verwickelt, nunmehr seinen Untergang beschloß. Nach einem verabredeten Plane mit Papst Clemens V. wurde im Jahre 1306 der Großmeister Molay mit 60 Rittern nach Frankreich berufen, angeblich, um sich mit ihnen und den Johannitern über einen neuen Kreuzzug nach Palästina zu berathen. Molay segelte arglos an der Spitze seiner treuen Waffenbrüder nach Frankreich. Hier ward er von dem arglistigen Philipp ganz freundlich empfangen. Aber am 13. Oktober 1307 wurden plötzlich der Großmeister und alle auf ihren Comthureien in Frankreich zerstreut lebenden Mitglieder des Ordens, verhaftet und eingekerkert. Der Inquisitor Wilhelm, Erzbischof von Sens, Beichtvater des Königs, wurde mit der Leitung des Prozesses gegen die Verhafteten beauftragt. Man beschuldigte sie außer dem, was bereits gemeldet, besonders der Ketzerei, der Schwarz- und Teufelskünste, empörender Ausschweifungen und anderer Laster. Das Gericht, meist aus Mönchen des Dominikanerordens, einer die Tempelherren aus Neid oder Fanatismus anfeindenden Klasse, bestehend, ließ die Gefangenen mehrere Jahre lang im Kerker schmachten, und verurtheilte sodann den größten Theil derselben zum Tod. Bald darauf ward der Orden durch ein Edikt des Papstes, in allen Ländern der Christenheit aufgehoben.

Diesen Abriß der Geschichte, von dem unglücklichen Loose des Tempelordens, wird für die Leser der obenerwähnten Sage ein höheres und anschaulicheres Interesse gewinnen. Als — so meldet sie — der König Philipp von Frankreich und der Pabst Clemens V. den Großmeister und mehrere Ritter zum Tempel auf die grausamste Art hinrichten und ihre Güter in Besitz nehmen ließen, da wollte auch der Erzbischof von Mainz, Peter von Aichspalt, die Brüder des Ordens in seinem Lande nicht mehr dulden, und drohete ihnen, wofern sie es nicht sogleich räumen würden, mit Waffengewalt. Wohl sahen die Ritter, daß die Sache des Bundes verloren sei und viele entsagten ihrem Gelübde und suchten anderswo ihr Heil. Aber zwölf der tapfersten warfen sich in die Burg Lahneck, welche der Orden unter der Oberherrschaft des Erzbischofs besaß, und sie beschworen hier unter sich den festen Entschluß, daß man dieser ungerechten Aufforderung nicht gehorchen, sondern sich hier fest halten und das Schloß bis auf den letzten Mann vertheidigen wolle. Darob zürnte nun der stolze Prälat und sandte einen starken Heerhaufen ab, um die Veste mit Vertrag oder Gewalt einzunehmen. Sie ward umringt, und man bot den Rittern freien Abzug an. Allein sie gaben zur Antwort: „wir streiten für unsere Ehre und unser Recht, und wollen siegen oder sterben,

wenn man uns nicht im ruhigen Besitze der Burg lassen will.“ Da ward der Ort mächtig vom Geschütze der Mainzer bedrängt; aber die Belagerten wehrten sich auf's muthigste, schleuderten Wurfgeschoß und Steine herab, und thaten dem Feinde großen Schaden. Dieser voll Grimm, daß eine so beträchtliche und wohlgeübte Schaar nicht den Widerstand von zwölf Gegnern überwinden könne, rüstete sich endlich zu einem Sturm, der in der kommenden Nacht ausgeführt werden sollte. Sie kam so schwarz wie das Schattenreich selbst; denn es stieg zugleich ein furchtbares Gewitter empor, und tobte auf den Wellen des Stromes und in den Klüften der Berge. Im Donner und Blitze drangen die Belagerer zum Schlosse hinan; aber die Ritter fochten wie Löwen, und ihre Schwerter leuchteten hoch im Wetterscheine des Himmels. Doch die Zahl der Feinde wuchs immer mehr, und jene wurden an den Haupteingang gedrängt, den sie noch fest und wüthend schirmten. An ihrer Spitze stand ein greiser Held — warum nennt nicht die Kunde seinen Namen? — der sank jetzt, von einer Lanze durchbohrt, und rief seinen Streitgenossen zu: „Brüder, ergebt Euch nicht! Es drohen Verrath und die Gluthen des Scheiterhaufens. Denkt an die erhabenen Geister unsers Ordens, deren Muth so groß war, als hell und frei ihre Seele! Denkt an den edlen Meister, an ihn,

so für unser heiliges Recht den Tod erlitten, alles ewiges Muster aller Braven, deren Geist und Schwert den Kampf des Lichtes mit der Finsterniß besteht!“ So rief er, schleuderte im wilden Muthe seinen Stahl unter die Leichen der Feinde, und sein edles Auge brach. Mit tiefem, thränenlosem Schmerze sahen die Krieger auf den Gefallenen, und heftiger noch erhob sich von Neuem der Kampf. „Ergebt Euch!“ rief der Feind; jedoch im Sturmgeheul erscholl die kühne Antwort, „die Templer sterben und ergeben sich nicht!“ — Und die Tapfern stritten die halbe Nacht durch, bis das Morgenroth über den Bergwald erschien. Da waren Alle im Riesenkampf gesunken, nur Einer stand noch auf dem Brückenjoche, mit düster drohendem Blick und vorgehaltenem Schwerdt. Jetzt trat der Mainzerische Heerführer gegen ihn, und sprach voll Ehrfurcht: „Haltet ein, Herr! Ihr habt genug gethan. Gebt mir Eure Waffen! Ein so braver Mann soll geschont sein.“ — „Nicht mehr als meine Brüder! (rief der Templer mit trotziger und starker Stimme) habe ich meine Pflicht gethan, so will ich auch jetzt noch kämpfen. „Wer wagt sich auf die Brücke!“ — Zornig wollten ihn die Gegner anfallen; da kam ein fremder Ritter gesprengt. „Botschaft von dem Kaiser! (rief der Anführer seinen Söldnern zu) haltet ein!“ Als er nun solche genommen, wandte er sich wieder zu dem

Templer und sprach: Der Kaiser bietet Euch Gnade, und will Euch Ehre und Gut bewahren.“ — „Die Ehre bleibt uns (entgegnete jener); aber Gnade ist nur bei Gott, nicht bei den Menschen! Das erfuhren unsere Brüder, die man von Cypern hergelockt.“ Und er stürmte in den Feind, und sank todt unter den Erschlagenen nieder. Nach Gaib.

Der Schenk von Limburg.

Zu Limburg auf der Veste,
Da wohnt' ein edler Graf,
Den keiner seiner Gäste
Jemals zu Hause traf.
Er trieb sich allerwegen
Gebirg und Wald entlang.
Kein Sturm und auch kein Regen
Verleidet' ihm den Gang.

Er trug ein Wams von Leder
Und einen Jägerhut
Mit mancher wilden Feden,
Das steht den Jägern gut;
Es hing ihm an der Seiten
Ein Trinkgefäß von Buchs;
Gewaltig konnt' er schreiten
Und war von hohem Wuchs.

Wohl hatt' er Knecht' und Mannen
Und hatt' ein tüchtig Roß,
Ging doch zu Fuß von dannen
Und ließ daheim den Troß.
Es war sein ganz Geleite
Ein Jagdspieß, stark und lang
Mit dem er über breite
Waldströme kühn sich schwang.

Nun hielt auf Hohenstaufen
Der deutsche Kaiser Haus.
Der zog mit hellen Haufen
Einsmals zu jagen aus.
Er rannt' auf eine Hinde
So heiß und hastig vor,
Daß ihn sein Jagdgesinde
Im wilden Forst verlor.

Bei einer kühlen Quelle
Da macht' er endlich Halt;
Gezieret war die Stelle
Mit Blumen mannigfalt.
Hier dacht' er sich zu legen
Zu einem Mittagschlaf,
Da rauscht' es in den Hägen
Und stand vor ihm der Graf.

Da hub er an zu schelten:
„Treff' ich den Nachbar hie?
Zu Hause weilt er selten,
Zu Hofe kommt er nie:

Man muß im Walde streifen,
Wenn man ihn fahen will,
Man muß ihn tapfer greifen,
Sonst hält er nirgends still."

Als drauf ohn' alle Fährde
Der Graf sich niederließ
Und neben in die Erde
Die Jägerstange stieß,
Da griff mit beiden Händen
Der Kaiser nach dem Schaft:
Den Spieß muß ich mir pfänden,
Ich nehm' ihn mir zu Haft.

Der Spieß ist mir verfangen,
Deß ich so lang begehrt,
Du sollst dafür empfangen
Hier dieß mein bestes Pferd.
Nicht schweifen im Gewälde
Darf mir ein solcher Mann,
Der mir zu Hof und Felde
Viel besser dienen kann."

„Herr Kaiser, wollt vergeben!
Ihr macht das Herz mir schwer.
Laßt mir mein freies Leben,
Und laßt mir meinen Speer!
Ein Pferd hab' ich schon eigen,
Für Eures sag' ich Dank;
Zu Rosse will ich steigen,
Bin ich mal alt und krank."

„Mit dir ist nicht zu streiten,
Du bist mir allzu stolz.
Doch führst du an der Seiten
Ein Trinkgefäß von Holz;
Nun macht die Jagd mich dürsten,
Drum thu mir das, Gesell,
Und gieb mir Eins zu bürsten
Aus diesem Wasserquell!"

Der Graf hat sich erhoben,
Er schwenkt den Becher klar,
Er füllt ihn an bis oben,
Hält ihn dem Kaiser dar.
Der schlürft mit vollen Zügen
Den kühlen Trank hinein,
Und zeigt ein solch Vergnügen,
Als wär's der beste Wein.

Dann faßt der schlaue Zecher
Den Grafen bei der Hand:
„Du schwenktest mir den Becher
Und fülltest ihn zum Rand,
Du hieltest mir zum Munde
Das labende Getränk:
Du bist von dieser Stunde
Des deutschen Reiches Schenk!"

Uhland.

Die Frau von Stein.

„Dieser Ehren ist zuviel," sprach die edle Frau vom Steine,
„Auch das Glück will End und Ziel, Ziel noch Ende hat das meine.

„Beide Söhne sind vermählt, sind ein Schmuck des Ritterstandes,
Drei der Töchter auserwählt haben Edle dieses Landes.

„Blieb mir noch das letzte Kind, heute gab ichs einem Grafen,
Also daß es zwölfe sind, die sich hier zur Hochzeit trafen.

„Nun gedoppelt ist die Zahl, Töchter sechs und sechs der Söhne,
Mahnt es mich beim frohen Mahl wie ich das Geschick versöhne:

„Denn der Ehren ist zuviel, denn zuviel ist dieser Ehren."
Becherklang und Saitenspiel überschallt oft weise Lehren.

Unbeachtet blieb das Wort, aber schon am andern Morgen
War des Hauses Mutter fort, war das Haus in Angst und Sorgen.

Nimmer kehrte sie zurück, wiedersah sie nicht die Lieben;
Sühnen wollte sie das Glück: Niemand weiß, wo sie geblieben.

Ob sie sich der Welt begab in der abgeschiednen Zelle,
Ob das Opfer weit hinab trug der Lahn, des Rheines Welle.

Fortgeblüht hat ihr Geschlecht herrlich bis zu unsern Tagen,
Einen Freiherrn recht und echt Deutschland noch zuletzt getragen.

K. S.

Kaiser Wenzel.

„Was schiert mich Reich und Kaiserprunk
Mit all den bösen Plagen,
Will mir viel besser doch ein Trunk
In Ruhe hier behagen!"
So sprach der Kaiser Wenzeslaus
Und trank den vollen Humpen aus
Beim Königstuhl zu Rhense.

Drauf Kurfürst Ruprecht von der Pfalz
Hub an: „Mein Herr und Kaiser,

Ihr sprecht anjetzt mit vielem Salz
Vom rothen Asmannshäuser.
Doch glaubt mirs, ich bericht euch recht:
Auch Bacharacher schmeckt nicht schlecht
Beim Königsstuhl zu Rhense.

Und als der Kaiser Wenzel das
Und all die Herrn vernommen,
Da ließen sie von dort ein Faß
Des edeln Weines kommen;
Und setzten sich früh Tages dran
Und schenkten ein und stießen an
Beim Königstuhl zu Rhense.

Der Kaiser sprach: „Der Wein schmeckt mir,
Das sag ich ohn Bedenken;
Und wer des edeln Weines hier
Genug mir wollte schenken,
Dem gäb ich meine Kron zum Dank!"
Er sprach es, schwieg und trank und trank
Beim Königstuhl zu Rhense.

„Wohlan, den Handel geh ich ein!"
Sprach Ruprecht mit Behagen.
„Ich will statt euer Kaiser sein
Und eure Krone tragen;
Vier Fuder dünkt mich, sind genug;
Die dienen euch derweil zum Trunk
Beim Königstuhl zu Rhense."

„Nimm Scepter, Hermelin und Kron;
Nimm Alles, was ich trage;

Doch quält dich Zwietracht einst und Hohn,
So denk an mich und sage:
Der Wein ist mehr als Kronen werth;
Das hat ein Kaiser mich gelehrt
Beim Königstuhl zu Rhense."

F. G. Drimborn.

Burg Stolzenfels.

1.

Am blauen Himmel schwebet der königliche Aar;
Den mächt'gen Sturm beherrschet sein starkes Flügelpaar;

Auf seinem Haupte trägt er zwei Kronen allzumal;
Mit seinen Blicken späht er hinunter in das Thal.

Es ragt zum blauen Himmel ein Felsen stark und fest:
Drauf will ich mir erbauen ein unersteiglich Nest;

Darauf will ich mir bauen ein königliches Schloß,
Dran jeder Sturm zerschelle und jegliches Geschoß!

Stolz schaut der Bau zum Himmel, schaut weit hinein in's Land,
Die schönste Burg am Rheine, Schloß Stolzenfels genannt.

Wohl ist daran zerschollen manch kühn gewagter Sturm;
Noch steht er unerstiegen, der stolze Felsenthurm.

Doch hielt' der Aar auch selber die königliche Wacht,
Den stärksten Feind, den hat er noch nicht zur Ruh' gebracht.

Und zög' mit tausend Schwertern er selbst hinaus zum Streit,
Viel stärker als Stahl und Eisen ist die allmächtige Zeit.

2.

Der Rhein mit seinen Wellen geht ruhig seinen Lauf;
Die Nachtgespenster kommen im Nebelflor herauf.

Des Stromes Wellen lispeln gar wundersame Mähr;
Aus seinem Schoße tauchet der Träume buntes Heer.

Es öffnen seine Fluthen den sagenreichen Mund;
Der Träumer schaut hinunter auf den kristall'nen Grund.

Da ragen stolze Burgen mit Thürmen mannigfalt,
Draus weithin in die Lande die Lärmtrommete schallt.

Hei, wie die Schwerter blitzen aus kühnem Männertroß!
Wie nächtlich Wetterleuchten umdräut's das stolze Schloß.

Sie zieh'n mit ihren Mannen den Weg zur Burg hinan;
Vom Huf der Rosse zittert des Rheines Spiegelplan.

Vom Klang der Waffen bebet des Rheines tiefster
Grund; —
Wer sind denn die seltsamen Gäste zur späten
Abendstund'?

Die Wellen ziehen vorüber. Die Mährchen wundersam,
Sie hat ein Schwan gesungen, der auf dem Strome
schwamm.

3.

Und wieder steh' ich hierunten — vor mir die Gegenwart.
Die Gräber alter Zeiten, sie liegen aufgescharrt.

Ein Aar sitzt auf dem Felsen und thürmet Stein
auf Stein,
Bis Burg und Zinnen glänzen im neuen Morgenschein.

Die Zeit hat weggeworfen ihr abgetragnes Kleid;
Auf ihrem Haupte prangt nun der Krone Goldgeschmeid.

Den Purpurmantel gürtet sie um den ew'gen Leib;
Der Adler hält umschlungen das königliche Weib.

Das Alles kann ich sehen im feuchtazurenen Blau,
Und kann viel mehr noch sehen, je tiefer drein ich
schau!

Ich sehe, wie zum andern gereift die junge Saat,
Die alten Mährchen werden zur neuen Heldenthat;

Wie über tausend Jahren der blaue Himmelsdom
So klar wie heute spiegelt in dem kristallenen Strom.

Der starke Fels dort oben — wie heute steht er noch,
Nur daß er abgeschüttelt das stolz gethürmte Joch.

Auf seinem Haupte aber wiegt herrlich, wunderbar,
Sein goldenes Gefieder der königliche Aar.

Aus Staub und Asche steigt er, ein andrer Phönix, auf;
In freiem Fluge zeigt er der goldnen Zeiten Lauf:

Indeß der alte Träumer in Thaleseinsamkeit
Den Traum hinüber träumet in alle Ewigkeit.

F. G. Drimborn.

Ritter Konrad Baier von Boppard.

„Warum, o wilder Ungetreuer,
Verließest du Maria, sprich!
Sie war dir doch vor Allen theuer,
Sie liebte doch vor Allen dich.
Steh, Konrad, steh! auf Tod und Leben
Sollst du im Kampf mir Antwort geben,
Erhebe rasch dein treulos Schwert.“

„Wer bist du," ruft der stolze Ritter,
„Der keck in meinen Weg sich legt?
Frei will ich sein wie ein Gewitter,
Das fortzieht oder niederschlägt.
Auf dein Visier, und laß mich sehen,
Wers wagt mit mir in Kampf zu gehen,
Wer fallen will von meiner Hand."

„Blick auf den Schild, kennst du den Leuen?
Ich bin der Bruder deiner Braut,
Dein Abfall soll dich schwer gereuen
Eh noch der Abend niederthaut.
Aus Palästina kehr ich wieder —
Schnell lasse dein Visier hernieder,
Zu lang schon hab ich dich erschaut."

Da stürmt zum Kampf heran der Wilde,
Und schnell erlahmt des Jünglings Arm.
Er seufzt, er sinkt auf das Gefilde,
In Strömen quillt sein Herzblut warm.
Doch Konrad, wunderbar erschüttert,
Von niegefühlter Angst durchzittert,
Nimmt zögernd ihm den Helm vom Haupt.

Weh ihm! er sieht zwei Augen brechen,
Die liebend einst auf ihm geruht,
Er hört zwei Lippen Konrad sprechen,
Die einst geblüht in Rosenglut:
Marieen hat sein Schwert erschlagen;
So rächt sie ihren Schmerz und Klagen
Durch raschen Tod von seiner Hand.

Da nimmt er all sein Gut und Habe
Um seiner Reu genug zu thun,
Und über dem geliebten Grabe,
Wo ihre theuern Glieder ruhn,
Läßt er ein Kloster herrlich bauen,
Wie keins am Rheinstrom mehr zu schauen
Und nennt es St. Marienberg.

Doch rastlos flieht er selbst von dannen,
Als Templer zieht er mit dem Heer,
Nichts kann den wilden Schmerz verbannen,
Der ihn begleitet übers Meer.
Doch endlich, endlich schlägt die Stunde,
Wo die willkommne Todeswunde
Sein langgequältes Herz empfängt.

Sein Schwert, die Feinde niederschlagend,
Glänzt in der Schlachtenwolke weit,
Beauseant, das Tempelbanner tragend,
Stürmt er voran im wildsten Streit.
Er schwingts vor Ptolemais Mauern,
Dann sinkt er, stumm von Todesschauern,
Ein Pfeilschuß hat sein Herz durchbohrt.

A. v. Stolterfoth.

Liebenstein und Sternberg.

„Zu jener Zeit, als die Heiligen Bernhard und Hildegard den Kreuzzug am Rhein predig-

ten, lebte in der alten Stammburg zu Sterne- berg ein Ritter, welcher zwei Söhne hatte. Sie waren die Zöglinge seiner Tapferkeit, der Stolz seines Stammes, die blühende Hoffnung seiner alten Tage. Mit diesen ließ er ein Fräulein aufwachsen, das die Erbin vieler Güter war, und nebst der Schönheit ihrer Gestalt alle die Reize der Sittsamkeit und Sanftmuth besaß, welche damals die geschätzten Tugenden des weib- lichen Geschlechts waren. Der Alte wollte ei- nem seiner Söhne diesen Schatz zuwenden, und um alle nachbarlichen Freier zu verscheuchen, gab er sie für ihre Schwester aus.

Die Zeit nahete, wo ein reiferes Alter zwi- schen den jungen Leuten eine Verbindung mög- lich machte. Das Fräulein sollte unter seinen Söhnen wählen; allein der ältere trat, obwohl das Mädchen einen starken Eindruck auf sein Herz gemacht hatte, mit edler Selbstverläug- nung zurück, sei es weil er höhere Absichten hatte, oder weil er sie in den Armen seines Bruders glücklicher glaubte. Dem erfahrnen Alten wollte dieser Entschluß nicht ganz gefal- len; da aber die drei sogenannten Geschwister damit zufrieden waren, wurde das Eheverlöbniß mit dem Jüngern festgesetzt. Beide Söhne bauten nun, als das Zeichen ewiger Freundschaft und Eintracht, zwei neue Schlösser dicht neben einander, und nannten das eine Sternberg und das andere Liebenstein. Das Volk aber nannte

sie, der seltsamen Lage und Geschichte wegen, die Brüder.

Indeß kam der h. Bernhard nach Deutschland, um einen neuen Kreuzzug zu predigen. Die Ritter vom Rhein und Main zogen haufenweise nach Frankfurt, wo dieser neue Prophet vom Kaiser Konrad selbst dem Volke vorgestellt wurde. Seine Reden ergriffen die Zuhörer mit einem heiligen Enthusiasmus. Bald prangte auf allen Burgen des Rheins die Kreuzfahne, und auf dem Flusse schwammen Schiffe herauf und herunter, die Schaaren der Ritter tragend, welche nach dem gelobten Lande ziehen wollten. Diese fromme Schwärmerei drang auch zu der Wohnung der beiden Brüder. Der ältere hatte sich die Laufbahn seines Ruhms schon im deutschen Reiche eröffnet; aber den jüngern spornte gewaltig der Ruf der Ehre und der Christenheit. Er wollte bei dem allgemeinen Aufgebote deutscher Ritterschaft nicht in einer wollüstigen Ruhe zu Hause sitzen; er dachte bei diesem Zuge Ruhm für diese und für jene Welt zu erwerben. Er nahm Abschied von seiner liebenden aber frommen Braut, und ließ sie mit dem älteren Bruder zurück.

Dieser versuchte alles, um ihre Leiden erträglicher zu machen. So sehr er sie auch liebte und die Geschäfte der Fürstenhöfe ihn fesselten, dachte er dabei doch nur an die Pflichten der Freundschaft. Sie lasen zusammen die

Briefe ihres Geliebten, trösteten sich mit seiner baldigen und ruhmvollen Rückkunft, unterhielten sich über die Gegenstände ihres künftigen häuslichen Glückes. Er begleitete sie auf kleinen Reisen und Spaziergängen am Rhein, er trug mit ihr die sich jetzt schon verdoppelnden Leiden ihres Standes. Kurz es umschlang beide unbemerkt das zärtlichste und reinste Band der wechselseitigen Ergebenheit. Der Vater war indeß gestorben und hatte noch auf seinem Todtenbette die Schritte mißbilligt, welche seine Söhne thaten; des ältern, weil er das Mädchen ausgeschlagen, des jüngern, weil er es verlassen hatte. Er starb in Sorgen über das Glück seiner Kinder.

Um diese Zeit entdeckte der zurückgebliebene Bruder die Keime einer Neigung in der Seele seiner Anvertrauten, welche ihm mehr als Freundschaft schien; allein da sie selbst nicht wußte, was in ihr vorging, ließ er es dabei bewenden, um sie nicht noch unruhiger zu machen. Er schützte eine nothwendige Reise zu dem Fürsten vor, und entfernte sich von ihr. Allein diese Trennung erfolgte schon zu spät. Thränen stürzten ihr aus den Augen, als er Abschied nahm. Sie konnte den Ausbruch ihres Schmerzes selbst nicht mehr in dem Kreise der Weiber zurück halten, so schüchtern und behutsam sie auch war. Er mußte ihr versprechen, bald wieder zurück zu kommen.

Während der Zeit liefen verschiedene Nachrichten ein, daß ihr Bräutigam in der Schlacht bei Nizea geblieben sei; und daß sie so lange keine Briefe von ihm erhalten hatte, fing sie selbst an, der Sage Glauben beizumessen. Sie beweinte den Tod ihres Geliebten, schwur seinem Andenken ewige Treue, und dünkte sich schon eine Wittwe zu sein. Der ältere Bruder dachte an nichts weniger, als sich diese Umstände zu Nutze zu machen, obwohl er jetzt seiner Liebe unbeschränktere Gränzen stellte. Auch er ehrte das Andenken seines Bruders, und äußerte nur geschwisterliche Neigung gegen sie. Sie lebten so in stiller, sanfter Zufriedenheit, ohne weiter zu untersuchen, wie es mit ihrem Herzen stände. Sie vergaßen die Bitterkeit der vorigen Zeiten, und fühlten sich in diesem reinen Verhältnisse glücklich, als auf einmal die Nachricht erscholl, daß der Bruder noch lebe und mit einer Griechinn aus Konstantinopel nach Deutschland käme.

Wie ein Donnerschlag traf diese Post das Herz der beiden Gebliebenen. Der Bruder fing an zu toben und zu wüthen, die Braut versank in starre Gefühllosigkeit. Die geschwisterliche Eintracht verwandelte sich in den feindseligsten Haß, und die Burg des Friedens wurde der Kampfsplatz der bittersten Fehde. Der Kreuzfahrer war wirklich mit seiner orientalischen Geliebten zurückgekommen. Allein der

Bruder verschloß ihm Thor und Burg, die Geliebte Herz und Kammer. Der brüderliche Kampf begann nun mit aller der Wuth und Rachelust, welche diesen Zeiten eigen war. Das väterliche Haus wurde von Grund aus zerstört und zwischen beide Schlösser jene Mauer erbaut, deren Trümmer man noch erblickt, welche die Scheidewand der kämpfenden Brüder und ihrer Liebe sein sollte. Der ältere wohnte in Liebenstein, der jüngere in Sternberg. In der ersten Burg herrschte das Glück der Liebe, in der andern strahlte der Stern der Schönheit.

Nach langem blutigen Kampfe stellten sich die Rechte der Natur wieder ein. Es wurde unter beiden verglichen, daß keiner die Braut und ihr Erbe haben, und, wie zu den Zeiten ihrer Kindheit, nur geschwisterliche Liebe zwischen ihnen herrschen sollte. Das Mädchen, von Gram und Kummer geschwächt, entsagte der Welt. Sie brachte die wenigen Tage ihres unglücklichen Lebens in einem Kloster zu, und hinterließ alle ihre Güter der Kirche und den Armen.

Indeß lebte der jüngere Bruder in großem Glanze in den Armen seiner Griechin. Sie war eine der schönsten Weiber des blühenden Konstantinopel, und besaß bei einem glänzenden Witze die feine Kokettrie des orientalischen Hofes. Die Ritter und Grafen der Nachbarschaft drängten sich um sie her; und da ihre Neigun-

gen in dem freien Konstantinopel keines Zwanges gewohnt waren, entwickelte sich auch mehr ihr natürlicher Hang zu gefallen. Sternberg wurde bald der Sitz der feinen Welt und Galanterie am ganzen Rheine.

Unter diesen Umständen fand der ältere Bruder Gelegenheit, an seinem jüngern eine edle Rache zu nehmen. Er wußte, daß seine Leidenschaft nur sinnliche Neigung zum Grunde gehabt hatte. Er kannte die Griechinn als ein feines gefallsüchtiges Weib, und schmeichelte jetzt selbst ihrer Eitelkeit. Es kostete ihn freilich viel Mühe und Gewandtheit, beiden seinen Plan zu verbergen, aber endlich siegte er über die weibliche Schwäche. Er brachte es dahin, daß er seinem Bruder deutliche Beweise von der Leichtfertigkeit seiner Geliebten geben konnte. Wie von der Hand des Todes ergriffen, stand starr und wüthend der Betrogene vor dem beschämenden Freunde. Thränen der Reue und des tiefsten Schmerzes rollten ihm die Wangen herab. Er sah, welchen Schatz er gleichsam von sich geworfen hatte, um sich dafür eitles Flittergold zu erkaufen. Er wollte die Griechinn ermorden, sie aber entfloh. Die Eintracht wurde hergestellt und zwischen den beiden ewige Bruderliebe angelobt. Durch diese traurige Geschichte ist das Geschlecht ausgestorben, und nichts mehr davon übrig als jene Scheidemauer, als Zeichen einer der blutigsten Fehden,

die seit dem Morde Abels zwischen Brüdern gefochten wurde."
Gaib.

Hans Theuerlich.

Mich dünkt es war ganz neuerlich
Ein Wirth, der hieß Hans Theuerlich,
Sein Braten war nicht käuerlich,
Sein Wein war etwas säuerlich;
Drei Wandrer traten da herein,
Die riefen: Wirth, nun schenk uns ein,
Wir wurden müd im Sonnenschein,
Drum gieb uns echten guten Wein.

Hans Theuerlich lief schlau und fein
Zum Keller mit dem Krug von Stein,
Dort stand ein Faß mit sauerm Wein
Und neben floß der tiefe Rhein;
Bedachtsam wie in eine Nuß,
Zapft er am Weine mit Verdruß,
Läßt dann herein in vollem Schuß
Den hochberühmten klaren Fluß.

Er bringt den Wein den Gästen dar
Und schwört bei seiner Ehr fürwahr,
Daß Wein so rein, so hell, so klar
Noch nie in einem Faße war.

Die durstgen Drei die freuen sich,
Sie danken erst Hans Theuerlich;
Und trinken drauf ganz feierlich
Den Wein so matt und säuerlich.

Wohl werfen sie die Becher fort,
Doch schwört der Wirth bei seinem Wort,
Der Wein sei von der besten Sort,
Ein wahrer echter Niblungshort.
Und schenket dann noch einmal ein
Den Gästen von dem klaren Wein,
Doch sieh! drei Fischlein nett und klein,
Die hüpfen aus dem Krug herein.

Die drehten gar behendiglich
Im Becher dort inwendig sich;
Es ward darum elendiglich
Der Wirth verlacht beständiglich:
Sie zahlten ihm den Wein nicht schlecht,
Auf daß er stäts der Fisch gedächt;
Er thats nicht mehr; doch hör ich recht,
So ist gar groß des Wirths Geschlecht.

G. Görres.

St. Goar.

St. Goar und Goarshausen haben ihre Namen und letzteres seine Entstehung dem hei-

ligen St. Goar zu verdanken, welcher im Jahr 575 in diesem wilden Rheinschlunde seine Zelle aufschlug, um die bei der Bank Schiffbruchleidenden zu erretten und den armen Salmenfischern das Wort Gottes zu predigen. Wie ein anderer Johannes in der Wüste, saß er unter diesen genügsamen Leuten, und verkündete ihnen das Evangelium, indeß die Männer in ihren kleinen Kähnen auf die Fische lauerten, und die Weiber mit ihren Kindern die Netze strickten. Durch seine Wohlthaten und Wunder berühmt, wurde er an den Hof des Königs Siegbert berufen, und nahm diesen Fürsten durch seine Rede und Bescheidenheit so ein, daß er ihn zum Erzbischof von Trier anstellen wollte. Der demüthige Einsiedler zog aber seine schlechte Zelle am Rhein dem glänzenden Stuhle zu Trier vor. Er ging zurück zu seinen armen Salmenfischern, wo ihn Alter und ein zehrendes Fieber bald auf das Krankenlager warf. Bei seinem Tode empfahl er seine Zelle und sein Begräbniß dem Könige Siegbert, und dieser schickte ihm zwei Priester, welche ihn bei einem großen Zulaufe der Geistlichen und des Volks zur Erde brachten und bald dabei ein Bethaus stifteten, was mit Gütern und Opfern beschenkt wurde.

Es scheint, daß die rheinischen Fürsten und Völker bei dem Grabe dieses Apostels vorzüglich die unter den Deutschen geheiligte Gast-

freundschaft verehren wollten, welche Tugend er hier mit so großem Eifer ausgeübt hatte. Die ersten Wunder, welche seine heiligen Gebeine hier gewirkt, und die ersten Schenkungen, welche Kaiser und Fürsten seiner Kirche gemacht hatten, werden den gastlichen Besuchen seiner Zelle zugeschrieben. Schon Philipp bestrafte den Vorsteher der Kirche, weil er seiner Gemahlinn Burtrade nicht gastfreundschaftlich begegnete, als sie dem heiligen Goar ihre Verehrung erweisen wollte. Eben so wurde hernach Karl der Große selbst bestraft, indem er bei einer Rheinreise an der Zelle des Heiligen leichtsinnig vorbei fuhr, und plötzlich von einem dicken und so finstern Nebel umgeben wurde, daß er auf offenem Felde zwischen St. Goar und Koblenz übernachten mußte. Dagegen wurden seine Söhne Pipin und Karl an dem Grabe des Heiligen aus den bittersten Feinden in Freunde verwandelt, und seine geliebte Gemahlinn Fastrade plötzlich von einer schmerzlichen Krankheit befreit, als sie da Zuflucht suchte. Eingedenk dieser wunderbaren Begebenheiten, schenkte der Kaiser dem heiligen Goar den Hof zu Näsen und ließ ihm zu Ehren eine neue Kirche bauen, welche mit aller Pracht von dem Erzbischof Lullus von Mainz eingeweiht und den Aebten von Prüm unterworfen wurde.

Diese fromme Verehrung der Gastfreundschaft wurde späterhin von dem rheinischen Volke

in einer lustigen fortgesetzt. Die Mönche behaupteten, daß Karl der Große nebst seinen andern Schenkungeu auch dem Kloster jährlich noch 20 Mark hinterlassen habe, um damit die Fremden mit Rheinwein bewirthen zu können. Sie geben ferner vor, daß der dafür jährlich angeschaffte Wein nie ausgehen könnte, ja, daß sogar einmal, als der Pater Kellner den Krahnen am Faß offen gelassen, eine Spinne das Spundloch so dicht verwebt habe, daß kein Tropfen herausgelaufen sei. Aus diesen Sagen und Stiftungen ist bis auf diese Zeiten folgender gastlicher Gebrauch in Uebung geblieben. Jeder Fremde, welcher das erste Mal zu St. Goar einkehrte, mußte sich sogleich einen Pathen wählen, wenn er gastfreundschaftllch aufgenommen, oder, wie man dort sagt, gehänselt sein wollte. Dieser legte ihm hierauf ein an dem Zollhause befestigtes Band um den Hals, mit der Frage: ob er in Wasser oder Wein getauft sein wolle? da nun die Antwort meistens für den Wein ausfiel, so mußte er einen Beitrag in die Armenbüchse geben, und dreimal einen mit Wein gefüllten goldenen Becher auf die Gesundheit des Kaisers, des Landesherrn und der Gesellschaft austrinken. Hierauf wurde ihm eine vergoldete Krone aufgesetzt, die Gesetze des lustigen Ordens vorgelesen, und die Fischerei auf dem Lurlei, die Jagd aber auf der Bank als Lehen gegeben. Nach vollendeter Zeremo-

nie mußte er mit Tag-Datum seinen Namen in das sogenannte Hänselbuch einschreiben, welches mit der Geschichte dieses gastfreundschaftlichen Gebrauchs manche Sprüche, Reime und Namen von vielen Jahrhunderten her enthält.

Gaib.

Sankt Goar.

Sankt Goar war ein frommer Mann,
Viele Mirakel hat er gethan.
Er wohnt' in einer Schlucht am Rhein
Vor langen Jahren ganz allein.
Es wuchsen da noch nicht die Reben,
Doch war dem Heiligen Kraft gegeben,
Daß er des Rheines grüne Fluth
Mocht' wandeln in der Traube Blut.
Und weil er Wein so wohlfeil hatt',
Gab er dem Geize keine Statt,
Wer nur bei ihm vorüberschritt,
Dem theilet er vom Labsal mit.
So ist es, sagt man, denn gekommen,
Daß zu ihm wallten viele Frommen.
Solch ein Gewerbe hätte jetzt
Die Schenken all' in Brand gesetzt;
Allein zu der Zeit nahmen bloß
Daran die Pfäfflein viel Anstoß.
Sie mußten den Wein sich kaufen theuer·
Konnten nicht Wasser machen zu Feuer.

Auch war noch locker des Glaubens Grund;
Ich trinke für euch, sprach wohl ihr Mund,
Doch den halben Heiden war es eben,
Als hätt' man ihnen nichts gegeben.
Zu trocken sie die Predigt fanden
Und sich zu Goars Zelle wandten.
Die Pfäfflein gingen voll Verdruß
Drob klagen beim Bischof Rusticus.
Als der zu Trier nun vernahm,
Wie's Goar triebe sonder Schaam,
Und daß er sogar den Zehnt geweigert,
Da ward des Hirten Zorn gesteigert;
Er rief: Bringt her den Wundermann,
Hier soll er zeigen, was er kann!
Sankt Goar hatte nichts dagegen,
Den Boten labt' er mit seinem Segen
Und ist dann mit ihm eingezogen
Durch der porta nigra alten Bogen.
Der Bischof sitzt zusammt dem Rath
Im weiten Saal in großem Staat;
Es dränget sich des Volkes Schaar, —
Vielleicht gibt es ein Feuer gar.
Sankt Goar tritt gelassen ein
Und grüßt den Bischof, die Väter fein.
Der Bischof spricht: Häng auf deinen Hut!
Das dünket auch dem Heiligen gut.
Er blickt hinauf, hinab die Wand
Einen Nagel nicht sein Auge fand.
Und wie schon Gelächter anhebt im Saal,
Da fällt durch's Fenster ein Sonnenstrahl;

Sankt Goar mit dem Hut ihn trifft,
Fest hängt der dran, wie am güldnen Stift.
Das war dem Bischof noch nicht genug,
Mit hoher Stimm' er den Heiligen frug:
Wenn du vom Geist erleuchtet bist,
So sage wer der Vater ist
Vom Säugling auf des Weibes Arm
Dort unten in des Volkes Schwarm!
Sankt Goar schauet sich langsam um,
Hebt auf den Finger ernst und stumm.
Der Säugling, kaum zwei Wochen alt,
Thut auf sein kleines Mündlein bald
Und ruft in verständlicher Rede Fluß:
Mein Vater ist Bischof Rusticus!
Den Bischof fasset frommer Graus,
Ohne Spruch schickt er den Heiligen nach Haus.

Adolph v. Marées.

Rheinfels.

Graf Philipp hatte seine Länder durch Klugheit und Gerechtigkeitsliebe zu einem solchen Wohlstand gebracht, dessen sich zu seiner Zeit Keiner rühmen konnte. Er selbst galt für den reichsten Herrn am Rheine. So glücklich er aber als Fürst genannt zu werden verdiente, so unglücklich war er als Gatte und Vater. Er hatte Anna, die Tochter des Grafen Lud-

wigs von Würtemberg geheirathet, und mit ihr einen Sohn, Philipp den Jüngern, und eine Tochter gezeugt, welche den Namen der Mutter erhielt; allein diese häuslichen Freuden wurden ihm bald durch Zwist und Todesfälle verbittert. Anna war stolz auf ihre Herkunft, und von ihrer Mutter, der Henriette von Mompelgart, gebildet. Sie begegnete ihrem Gemahl mit Eigensinn, ihren Kindern mit Gleichgültigkeit, und ihren Untergebenen mit Härte. Ihr unfreundliches Wesen machte sie ihrem Gatten unerträglich. Er schied sich von ihr bei Tisch und Bett, und wies ihr das Schloß Lichtenstein zum Aufenthalt an.

Aber auch dort blieb er nicht von ihren Unarten frei. Sie plagte ihr Gesinde, mißhandelte die Bauern und Hofleute, und überwarf sich endlich mit dem Amtmann des Schlosses, weil er nicht blind ihren Launen fröhnen wollte. Philipp ließ den Zwist durch den Grafen von Isenburg, den Johann von Wallbrun und seinen eigenen Sohn untersuchen. Die aufgebrachte Gräfinn warf die ganze Schuld ihres Benehmens auf den Kellner und gab unter andern vor: „er habe ihr unnatürliche teuflische Künste lehren wollen, wodurch sie die Liebe ihres Gemahls wieder gewinnen könnte.“ Aus diesem erdachten Vorwande konnten die Bevollmächtigten wohl sehen, daß verschmähte Liebe die Hauptursache ihrer bösartigen Aufführ-

rung sei; sie riethen daher dem Grafen, dem aufgebrachten Weibe nachzugeben, und er versprach durch einen förmlichen Vertrag, daß er ihren Zustand verbessern, und sie bisweilen besuchen wollte, jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß er bei ihr zu bleiben nicht verbunden sei.

Man kann sich leicht vorstellen, daß dieser Vertrag die Wünsche der schon in der Jugend verwöhnten Frau nicht befriedigte. Sie zettelte neue Verdrießlichkeiten, sowohl auf dem Schlosse, als unter ihrer Familie an. Philipp wandte sich demnach an den Papst Calixt III. und forderte von ihm, da er bei ihr weder seiner Gesundheit, noch seines Lebens mehr sicher sei, Scheidung von Tisch und Bett. Der Papst trug die Untersuchung einer so verwirrten Sache dem Erzbischofe von Mainz auf und der häusliche Unfriede wurde endlich dadurch gehoben, daß Graf Ulrich von Würtemberg sie zu sich nahm, und ihr eine schöne Wohnung in Weiblingen anwies, wo sie bald ihr unglückliches Leben endigte.

Nach dem Tode seiner Gattinn hätte Philipp das häusliche Glück wieder bei seinen Kindern finden können; denn sein Sohn Philipp war an Ottilien, die Tochter Grafen Heinrichs von Nassau-Dillenburg vermählt, wodurch er Ansprüche auf beträchtliche Länder in den Niederlanden erhielt, seine Tochter Anna hatte

Heinrich IV. Landgrafen von Hessen zum Gemahle, wodurch sie mit einem der ersten Häuser in Deutschland verbunden war; aber auch diese Freude sollte ihm vernichtet werden. Sein einziger Sohn, auf den er die Fortpflanzung seines alten Geschlechts gegründet, dem er so viele Länder und Schätze erworben hatte, wurde schon im Jahr 1454 zu Brügge in Flandern erstochen, als er mit seinem Oheim, dem Grafen Johann von Nassau nach den Niederlanden gezogen war, um dort die Ansprüche seiner Gattin auf die Grafschaft Vianden zu behaupten. Nicht nur, daß dieser frühe Tod seines geliebten einzigen Sohnes den Vater tief kränken mußte, auch die Ungewißheit, wer nach seinem eigenen Hinscheiden seinen Stamm fortsetzen, oder wie er seine Länder unter seine Tochter Anna und seine Enkelin Ottilia vertheilen möchte, machte ihm großen Kummer.

Aus dieser schmerzlichen Verlegenheit riß ihn eine Zeit lang Friedrich der Siegreiche, Kurfürst von der Pfalz. Dieser suchte nämlich um die Hand Ottiliens für seinen Neffen den Kurprinzen Ludwig an, weil er hoffte, durch diese Verbindung auch die Grafschaft von Katzenellenbogen mit der Rheinpfalz verbinden zu können. Der Antrag schmeichelte dem alten Grafen sehr. Er sah dadurch seine Enkelin auf dem Throne eines mächtigen Kurfürsten glänzen, und erhielt damit die tröstende Aussicht, wenig-

stens von weiblicher Seite, seine Enkel unter die ersten Fürsten Deutschlands zählen zu können. Es schien aber, als wenn ihm diese stolzen Pläne nur darum vorgespiegelt werden sollten, um ihn noch mehr zu kränken und zu demüthigen. Der Kurprinz verwarf mit Widerwillen die Hand Ottiliens und er mußte sie an den Markgrafen von Baden, Christoph, vermählen, wodurch er neue Uneinigkeiten unter seinen Erben zu befürchten hatte. In diesem Drange häuslicher Mühseligkeiten entschloß sich Philipp, obwohl schon an Jahren ein Greis, eine zweite Gemahlin zu suchen, mit welcher er durch Gottes Hülfe noch einen männlichen Erben zu erzeugen hoffte. Er wählte dazu Anne, eine geborne von Nassau, welche die Wittwe Herzogs Otto von Braunschweig war, und in ihrem ersten Ehestande gelernt hatte, die letzten Tage eines zweiten Gemahls zu erheitern. Allein diese Verbindung war gegen den Vortheil vieler Anverwandten und fremden Fürsten, welche nach Philipps Tode dessen Länder theilen wollten. Diese versuchten daher alle, auch unerlaubte Mittel, um sie zu zerreißen, oder wenigstens für sie unschädlich zu machen, und sie fanden auch eins, selbst bei einem Priester. Graf Philipp hatte nämlich zu der Zeit, als er mit seiner neuen Gemahlin glücklich auf Rheinfels lebte, einen Schloßpfaffen, Johann von Bornich genannt, welcher ihm in der Kapelle die Messe

las und den Gottesdienst besorgte. Dieser verruchte Bösewicht hatte sich heimlich mit Giftmischerei abgegeben, und war schon mehrmals zur Vergiftung gedungen worden. An ihm fanden auch jene das Mittel ihres Zweckes, welche des Grafen Philipps Länder und Schätze erhalten wollten. Der Schloßpfaff wurde bestochen, und erwählte selbst das heilige Meßopfer zur Vollbringung seiner Schandthat. Es war üblich, daß, wenn die Gräfin die Messe hörte, ein Becher voll Wein auf den Altar gestellt wurde, welchen der Priester nach der Wandlung segnete, und ihn ihr hernach zur Ehre des heiligen Johannes zum Trinken reichte. In diesen Wein mischte Bornik Arsenik, und da die Gräfin, als sie den Becher an den Mund setzen wollte, eine gewisse trübe Gährung darin bemerkte, entschuldigte er sich damit, daß vielleicht Unrath hinein gefallen sein möge. Die arglose Gräfin ließ sich durch diese Ausrede beruhigen. Sie trank von dem Weine, fühlte aber bald die Folgen des genommenen Giftes. Sie erkrankte sogleich auf den Tod, und der Schloßpfaff bestätigte durch seine schnelle Flucht den Verdacht der Vergiftung. Philipp fiel dadurch in einen Schmerz, der ihn selbst mit dem Ende seines Lebens bedrohte. Er verließ das Bett seiner vergifteten Gattin nicht, und glaubte sie bei jeder Ohnmacht oder Konvulsion schon verloren. Selbst die Gegenwart seiner Kinder und Enkel

konnte ihn nicht trösten, obwohl seine Tochter Anna mit ihrem Gemahl Heinrich von Hessen, das Fortdauern seines Stammes wenigstens von weiblicher Seite versprach. Auch hatte zugleich der Vater der vergifteten Gräfin alle Mittel ergriffen, um den Meuchelmörder ausfindig zu machen. Er wurde zu Köln entdeckt, gefangen und verhört, wo er mit beispielloser Frechheit nicht nur dieses, sondern auch ähnliche Verbrechen eingestand, ohne aber diejenigen zu nennen, welche ihn dazu gedungen hatten. Hierauf wurde er als Priester degradirt, öffentlich seiner geistlichen Zeichen beraubt, und als ein bis zu seinem Tode verstockter Sünder bei dem Galgen lebendig verbrannt. Indessen hatte die noch blühende Jugend und Leibesstärke der Gräfin die Anfälle des Giftes besiegt. Sie genas allmählig von ihrer Krankheit, konnte aber dem leidenden Grafen keine Kinder mehr geben. Er wandte daher alle seine Liebe und Hoffnung wieder zu seiner Tochter Anna, und diese versüßte ihm seine letzten Tage an der Seite ihres wakkern Gatten, des Landgrafen Heinrichs. Blühende Enkel versprach er sich von Beiden als Sprößlinge seines alten Stammes. Dafür segnete er auch sein neues Geschlecht, und setzte seine Tochter, als Erbin seiner Länder ein. So kam also St. Goar mit dem Schlosse Rheinfels, und alle katzenellenbogische Aemter und Schlösser an das Haus Hessen, welches diese

starke Felsenfestung bis auf unsere Zeiten, als eine Schutzwehr der deutschen Rheingränze bewachte. Es gründete auch da eine neue Linie seines Stammes, welche von dem Schlosse die Hessen-Rheinfelsische genannt wurde. Im Jahr 1692 vertheidigte der tapfere hessische Obrist Görg die Feste Rheinfels gegen Gallard, der zuletzt sein eigenes Lager in Brand stecken und sich zurückziehen mußte. Im Jahr 1794 dagegen ergab sich Rheinfels einem französischen Corps auf dessen erste Aufforderung und wurde gesprengt. Ein zu Ziegenhain eingesetztes Kriegsgericht bestimmte, daß „wegen eigenmächtig unternommener Räumung dieser Festung nach Maaßgabe des verschiedenen Grades ihrer Verschuldung der erste Kommandant mit dem Schwerte vom Leben zum Tode zu bringen, der zweite zu arquebusiren, die übrigen Staabsoffiziere zu kassiren, die Subaltern-Offiziere aber mit Arrest zu bestrafen seien.“ Dieses Urtheil ward von dem Landgrafen von Hessen-Kassel dahin abgeändert, daß vor versammelter Garnison, nachdem das zum Arquebusiren bestimmte Detaschement dem ersten Kommandanten gegenüber vorgetreten, demselben der Degen zu zerbrechen, der infam zu kassiren und zu lebenslänglicher Gefangenschaft nach der Festung Spangenberg abzuführen, der zweite Kommandant zu kassiren, und mit fünfjähriger Festungsstrafe, die übrigen Offiziere aber mit verhältnißmäßigem Festungs-

arrest zu bestrafen seien, welche Urtheile auch sämmtlich vollzogen wurden. Das Innere der ehemaligen Festungswerke wurde durch den jetzigen Besitzer mit einem geschmackvoll erbauten Landhaus und schönen Anlagen, so wie mit Rebenpflanzungen, welche sich bis an den Fuß des Berges ziehen, geziert.

Malerisches Rheinland.

Die Zauberin Lore-Lei.

In den Tagen unserer altdeutschen Zeit lebte zu Bacharach eine wunderschöne Jungfrau, Namens Lore-Lei. Alles was man holdseliges von der Frau im Orient oder von den Göttinnen des griechischen Alterthums erzählt, vereinigte sich in ihrer Gestalt und ihrem Antlitze; denn sie besaß den niedlichsten Wuchs und das unwiederstehliche Lächeln der anmuthigen Cythere, die blonden Locken und das himmelblaue, göttlich leuchtende Auge der hohen Pallas, den zierlichen raschen Gang der schönen Jägerin Diana, und die mit blendendem Weiß umgebenen Rosenwangen der reizenden Fee, die sich Oberon selbst zur Gemahlin erkor. Auch ihr ganzes Wesen war lieblich und fein, ihr Herz mild, und ihr Geist verständig und weise. Viele, sehr viele Männer in der ganzen Gegend waren von

ihrem wonnigen Blick entzündet, viele baten flehentlich um ihre Liebe, jedoch umsonst; denn schnell gab sie Jedem zur Antwort, daß er sich keine Hoffnung auf ihren Besitz machen dürfe. Da irrten Manche voll tiefer Schwermuth in den Wäldern und Felsengründen umher, schnitten den Namen der Holden in die Rinde grüner Buchen, oder sangen der Wildniß ein trauriges Lied; Andere stürmten fort, oder suchten Ruhe oder Tod in Schlachten und Fehden. War aber die schöne Maid selbst frei von aller Liebe? Das war sie nicht. Auf einer nahen Felsenburg, die von wilder Höhe auf die Fluthen des Rheines herabsah, hauste ein Rittersmann, kühn, feuervoll und edel an Gestalt. Er liebte die Jungfrau, und ward eben so zärtlich von ihr geliebt. Sie hielten manchmal, wenn das Morgenroth erschien, oder im Mondenglanz ihre trauliche Zusammenkunft an einer einsamen Stelle des Waldes, doch stets in Züchten und Ehren. Auch wußte Niemand darum, und man ahnete es erst, als der Ritter mit einmal aus der Gegend verschwunden war; doch wurden nach wie vor die Männerherzen von ihrem Anblick entflammt, und Manche verfielen sogar in Wahnsinn. Da man in jener Zeit jede außerordent liche Wirkung der göttlichen Natur für Wunder, Zauberei oder Eingebung eines bösen Geistes zu halten geneigt war, so ward auch die arme Lore-Lei solcher Künste beschuldigt, ob-

schon Aufgeklärtere denken mochten, daß ihr magisches Band kein anderes sei, als das, wodurch uns der herrliche Walter Scott erzählt: die reizende und tugendhafte Rebecca den mächtigen Ritter Brian de Bois-Gulibert fesselte. Der Bischof von Köln, der in Rhense Hof hielt, lud sie jetzt vor seinen geistlichen Richterstuhl. Sie erschien furchtlos, und jener ward von ihrer blühenden Jugend, ihrer Schönheit und sittsamen Weise eben so gerührt, als der greise Vorsteher des Tempelordens von denen der Jungfrau, die jene Geschichte verherrlicht. „Unglückliches Mädchen! (sprach er mit huldreicher Stimme zu ihr). Ich kann nur Mitleid, aber nicht Haß gegen dich fühlen. Deine Unschuld ist gewiß von irgend einer bösen, dem Satan verfallenen Seele überlistet und zur Zauberei verführt worden. Sage mir, durch wen geschah es?" — Da vergoß Lore-Lei bittere Thränen und als sie sich wieder etwas erholt, antwortete sie mit edlem Anstande: „Herr Bischof! Mein Wunsch ist der Tod. Ich bin freilich ein unglückliches Mädchen, weil Jedermann verderben muß, der mir in's Auge blickt. Denn zwei Flammen sind meine Augen, und ein Zauberstab ist mein Arm. Darum brechet mir den Stab und übergebt mich dem Feuer! Ich bin des Lebens müde." — Nach einer Pause versetzte der Prälat! „Schöne Jungfrau! Wie kann ich dir den Stab brechen, ohne daß mein eige-

nes Herz zerbricht? Darum lasse ich kein Urtheil ergehen, bevor du mir bekannt hast, warum ich selber schon, seitdem du vor mir stehst, in diesen Flammen brenne.“ — „Es ist nicht recht, Herr!“ entgegnete sie sanft und traurig, daß ihr Spott mit einem armen Kinde treibt. Statt dessen flehet zu dem Himmel, daß er sich mein erbarmen wolle! Denn sterben will ich, deßhalb kam ich zu euch her. Ich kann und darf nicht länger leben. Nur ein Einziger ward von mir geliebt und liebte mich wieder. Allein plötzlich ward er lau gegen mich; ihm gefiel nicht mehr das einsame Leben auf seiner Burg, er strebte nach Ruhm und Glanz in fremden Landen, und zog mit seinen Reisigen davon. O, er kehrt niemals wieder, oder vielleicht mit einer Dame von hohem Geschlecht, die ihn seine treue Lore-Lei vergessen läßt. Man nennt mich eine Zauberinn. Sanfte und seelenvolle Augen, Wangen von lieblichem Weiß und Roth, zarte und milde Worte — dies allein ist mein Zauberkreis. O, ich fühle wohl, daß ich selbst darin untergehen muß. Mein Herz möchte vor Gram zerreißen, wenn ich mein Bild in einer Quelle des Thales erschaue und das gewahre, was Andern durch mich Verderben bringt. Laßt also das Gericht über die Trostlose ergehen, und mich dann sterben als eine Christin! Denn Alles soll mir in Nacht verschwinden, da er nicht mehr bei mir ist.“ —

Der Bischof sann ein wenig nach, dann ließ er drei Ritter nach seinem Schlosse bescheiden, und bald traten sie im Waffenschmucke herein. „Geleitet, sagte er, diese Jungfrau nach dem Kloster, das ihrer Heimath nahe im Thale jenseits des Rheines liegt. Gehe hin, gute Lore! Ich befehle Gott deinen zerstörten Sinn. Dort sollst du mit einem schwarzen und weißen Gewande bekleidet und in die Zahl der Nonnen aufgenommen sein. Dort in klösterlicher Stille und Andacht wirst du Trost und Ruhe finden, und bereitest dich auf Erden schon zu der Todesfahrt.“ — Stumm und traurig folgte Lore-Lei den Rittern, sie bestieg im Hof einen Zelter, und jene geleiteten sie zu Roß am Ufer des Rheines hin, und fuhren oberhalb St. Goar mit ihr über den Strom. Als sie an den hohen Felsen gelangt, der schaurig in die Fluth sich spiegelt, und wo das Echo siebenfach aus den Klüften des Thales zurückschallt, da wandte sich die Jungfrau bittend zu den Männern und sprach: „Erfüllt mir, edle Ritter, einen Wunsch! Ich möchte diese Höhen ersteigen, damit ich noch einmal das Schloß meines Geliebten, das dort am jenseitigen Ufer steht, und noch einmal fernhin die grünen Wogen des Rheines betrachten kann. Ist dies geschehen, dann zieh' ich gern nach dem Kloster und will eine Braut des Himmels werden.“ — „Eure Bitte sei gewährt, schöne Maid!“ sagten die Ritter und hoben sie

von dem leichten Roß. Die Jungfrau erklomm jetzt mit unglaublicher Schnelle die Felsenspitzen und stand bald oben auf dem Gipfel des Berges. Düster schaute sie von dort herab auf den Strom, der wie in dumpfen Klagetönen dahin rauschte, und dann mit einem tiefen Seufzer nach dem waldigen Hügel entragenden Burg.

Da segelte von fern ein prächtiges Schiff heran; es war grün und goldgeschnäbelt, und die Flagge, grün und golden, wehte stolz im östlichen Winde. Lore-Lei blickte nach dem Fahrzeug und rief: „Was seh' ich? die Farben, die sein Banner schmückten. Ach! sie rufen mir noch einmal die Erinnerung holder Tage zurück; aber um so tiefer ist auch mein Leid!" sie barg weinend ihr Gesicht in den Schleier. Endlich erhob sie wieder das Auge, nahe war das Schiff; laut scholl der Matrosen freudiger Gesang, und ein Ritter, schön gewappnet, stand auf dem Verdeck. „Er ist es, mein Geliebter! Er kehrt aus fernem Land; kein Weib steht neben ihm. O, er ist noch mein! ich fühle mich so wohl, so leicht und munter! Es reißt mich wie auf Flügeln der Morgenröthe zu ihm hin!" So rief sie in wonniger Begeisterung, bog weit sich vor, glitt aus und stürzte von der jähen Felsenwand herab in die Fluthen des Rheines.

Carl Geib.

Lore-Lei.

Zu Bacharach am Rheine wohnt' eine Zauberin;
Sie war so schön und feine und riß viel Herzen hin.

Und brachte viel zu Schanden der Männer rings
umher;
Aus ihren Liebesbanden war keine Rettung mehr.

Der Bischof ließ sie laden vor geistliche Gewalt,
Und mußte sie begnaden, so schön war ihre Gestalt.

Er sprach zu ihr gerühret: „Du arme Lorelei,
Wer hat dich denn verführet zu böser Zauberei?“ —

„Herr Bischof, laßt mich sterben, ich bin des Le-
bens müd;
Weil Jeder muß verderben, der mir ins Auge sieht.“

„Meine Augen sind zwei Flammen! Mein Arm ein
Zauberstab:
O legt mich in die Flammen! O brechet mir den
Stab!“ —

„Ich kann dich nicht verdammen, bis du mir erst bekennt.
Warum in diesen Flammen mein eigen Herz schon
brennt.

„Den Stab kann ich nicht brechen, du schöne Lorelei.
Ich müßte denn zerbrechen mein eigen Herz entzwei.“ —

„Herr Bischof, mit mir Armen treibt nicht so bösen
Spott,
Und bittet um Erbarmen für mich den lieben Gott.

„Ich darf nicht länger leben, ich liebe keinen mehr;
Den Tod sollt ihr mir geben, drum kam ich zu
euch her.

„Mein Schatz hat mich betrogen, hat sich von mir
gewandt,
Ist fort von hier gezogen, fort in ein fremdes Land.

„Die Augen sanft und wilde, die Wangen roth
und weiß,
Die Worte still und milde, das ist mein Zauberkreis.

„Ich selbst muß drin verderben, das Herz thut mir
so weh,
Vor Schmerzen möcht ich sterben, wenn ich mein
Bildniß seh.

„Drum laßt mein Recht mich finden, mich sterben
wie ein Christ,
Denn Alles muß verschwinden, weil er nicht bei
mir ist.“ —

Drei Ritter läßt er holen: „Bringt sie ins Kloster
hin! —
Geh Lore! Gott befohlen, sei dein bethörter Sinn.

„Du sollst ein Nönnchen werden, ein Nönnchen
schwarz und weiß,
Bereite dich auf Erden zu deiner Todesreis'.“ —

Zum Kloster sie nun ritten die Ritter alle drei
Und traurig in der Mitten die schöne Lorelei.

„O Ritter, laßt mich gehen auf diesen Felsen groß,
Ich will noch einmal sehen nach meines Liebsten
Schloß.

„Ich will noch einmal sehen wohl in den tiefen Rhein
Und dann ins Kloster gehen und Gottes Jungfrau sein."

Der Felsen ist so jähe, so steil ist seine Wand,
Doch klimmt sie in die Höhe, bis daß sie oben stand.

Die Jungfrau sprach: „Da gehet ein Schifflein auf
dem Rhein,
Der in dem Schifflein stehet, der soll mein Liebster sein.

„Mein Herz wird mir so munter, es muß mein
Liebster sein!"
Da lehnt sie sich hinunter und stürzet in den Rhein.

Klemens Brentano.

Die Jungfrau vom Lurlei.

Unterhalb Caub, wo das Rheinthal noch enger wird, der Strom sich in mancher Krümmung durch die steilen Berge windet, und schauerliche Wildnisse mit freundlichen Obstgärten und Weinhöhen malerisch wechseln, glaubt man

sich mehr als irgendwo in die romantische Welt der Zauberer, Feen und abendtheuernden Ritter versetzt, besonders da, wo unweit Oberwesel die waldige Bergschlucht zum Vorschein kommt, deren Hintergrund ein Felsenschloß bildet, der sich in seltsamen Formen und Geklüften emporthürmt. Es heißt der Lurleifels. Wir geben hier das Bekannteste jener Volksmährchen.

In den Tagen der Vorzeit hörte man oft, wenn der stille Mond Wälder und Strom beglänzte, von dem Lurleifelsen herab eine Stimme, süß wie Flötenthon, schallen, und manchmal ward auf dem steilen Gipfel eine Jungfrau von der lieblichsten Gestalt erblickt, die aber, sobald jemand das Auge zu ihr empor gerichtet, wie ein Morgenduft entschwand und wehmüthige Sehnsucht in seinem Herzen zurückließ. Mancher auch erfuhr noch ein traurigeres Loos, denn auf seinem Kahne den Strom hinablenkend, horchte er im wonnigen Traume dem holden Gesange, stieß an verborgene Klippen und sank in's feuchte Grab. Aber in dem moosbedeckten Hüttchen am nahen Strande wohnte ein Fischer mit seiner jungen Gattin — ein treuliebendes und fleißiges Paar. Als dieses einmal im letzten Schein der Abendröthe noch hier sein Tagewerk trieb, erschien ihm plötzlich die holde Jungfrau, und in scheuer Ehrfurcht traten beide zurück, doch ein freundlicher Gruß der lächelnden Nymphe milderte ihre Furcht, und auf den

Wink derselben folgten sie zu einer Stelle des Rheins. „Fischet hier!“ so sprach die Jungfrau, damit verschwand sie in das Gebirg. Und sie warfen ihr Netz aus, und thaten den reichsten Fang.

Bald nun verbreitete sich auf den Höhen und in den Thälern rings umher die wundersame Kunde, wie jenes Fischerpaar das göttliche schöne Frauenbild gesehen. Damals herrschte ein Pfalzgraf Namens Albrecht hier am Rhein. Sein Sohn, ein edler, feuervoller Jüngling, war ein großer Freund der Jagd. Darum hielt er gern sein freudiges und glänzendes Hoflager in dieser Gegend, wo er schon in der Morgenröthe Schimmer mit rüstigen Jägern, bei Hörnerklang und Meutegebell, das Hochwild durch Flur und Hain verfolgte und manchen stattlichen Hirsch sein sicherer Bogen traf. Als aber nur zu ihm die Sage erscholl, wie man dort am Strande das Felsenkind in so wunderschöner Gestalt erblickt, da schuf er sich von diesem Wesen ein so reizendes Bild, daß es, ihn Tag und Nacht verfolgend, sein Herz mit Lust und Gram bewegte; denn wie eine liebliche Fee des Morgenlandes, wenn sie, mit den Rosen ihres Zauberreiches geschmückt, aus einer Silberwolke tritt und ihrem Günstling Wonne und Glück verheißt, so stand oft die holde Maid in nächtlichen Träumen vor ihm, und voll Trauer und Unmuth fuhr er auf, wenn der

heitere Tag ihn weckte. Er vergaß die Freuden des Hofes und der Jagd, und suchte nur einsame Stellen des Waldes, wo er den Gedanken seiner Sehnsucht nachhing. Aber diese ließ ihn endlich nicht mehr ruhen; er bot seine Sassen auf, und alsbald stiegen Alle mit ihm zu Roß; und stromabwärts ging der Ritt. Nicht weit von Wesel wurde Halt gemacht. Hier trat der junge Graf in einen Kahn, und fuhr gegen den Lurlei. Schon sank die stille Nacht auf Wiesen und waldige Höhen, und am klaren Himmel funkelten die goldnen Sterne. Mit einmal riefen die Ruderer: „Ach, Herr! Seht ihr dort die Zauberin? — Doch laßt uns ja nicht weiter fahren!“ — Der Jüngling schaute empor, und sah die Jungfrau im schneeweißen Gewand am Felsabhange sitzen, und jetzt tönte ihr himmlischer Gesang. Darauf erhob sie sich, wallte lächelnd zum Ufer herab und flocht, vom sanften Mond beschienen, sich einen Kranz von Wasserblumen, Binsen und Schilf für ihre Locken. „O edler Herr, riefen jene wieder, wie schön ist diese Wellenfee! Welch' bezauberndes Antlitz! Welch' langes, goldnes Haar! — Doch fahrt, o, fahrt ja nicht hin!“ — Aber wie ein westlicher Sturm die krause Wolke dahin jagt, so drängte ihn fort die süße Qual, und er gebot: Lenkt, ihr Schiffer, den Kahn zu jenem! Nur schnell und ohne Säumen!“ — Sie folgten seinem Befehl, obschon mit bangem Grauen,

und als man dem Strande nahe kam, da winkte freundlich die Jungfrau, und der Graf, nicht mehr seiner Sehnsucht mächtig, konnte die Landung nicht erwarten, sondern that, die Heißgeliebte zu umarmen, einen Sprung aus dem Kahn; doch erreichte er das Ufer nicht, und ihn rissen die Wellen des Stromes hinab, der grollend sich hier an dem Felsen brach.

Angstvoll und in rascher Eile fuhren die Knechte zurück, und meldeten dem Pfalzgrafen die traurige Geschichte. Wer beschreibt den unsäglichen Schmerz, der dem Vater um den geliebten, ihm so schrecklich entrissenen, Sohn ergriff? Doch gebot er mit wildem Grimme seinen Reisigen: „Auf! hascht mir die Unholdin und bringt sie, lebendig oder todt, in meine Gewalt!“ — „Hochedler Herr, sprach der Hauptmann dieser Schaar, euer Wort in Ehren. Doch halte ich für's Beste, wir stürzen die Hexe gleich dort hinunter in die Fluth, sonst kommt der Teufel selbst, und lös't ihr wieder die Ketten und Bande.“ — „Sehr wohl, mein Freund, sehr wohl!“ versetzte der Pfalzgraf — und die Reiter zogen ab.

Schon erblaßten die Sterne, und halb kam der junge Morgenstrahl über das rauhe Gebirg, und erhellte rings den Strom, die Auen und das wilde Thal. Der Ritter fuhr mit seinen Waffenknechten über den Rhein, und sie umgaben zu Roß den Lurleifels von jeglicher Seite.

Mit drei sehr wackern Kämpen erstieg der Hauptmann die Höhen; da erschien auf der obersten Spitze die Jungfrau. Ihre Locken weh'ten im Zephyrwind, und in der lilienweißen Hand hielt sie eine Schnur von Bernstein. „Ihr Männer von jener Flur des Rheins! So rief sie mit melodischer Stimme den Abgesandten zu, wen sucht ihr an dieser steilen Felsenwand!" — „Niemand als dich, verwünschte Zauberin! gab der Führer zur Antwort, du bist unsere Gefangene, und darum sollst du auch sogleich den Sprung in's Wasser thun." — Lachend erwiederte jene: „Wohlan! das Wasser hole mich!" Und leichten Ganges wandelte sie dreimal auf und ab, warf dann ihre Bernsteinschnur in den Rhein, und sang mit schauerlichen Tönen:

Die weißen Rosse schicke mir,
O Vater, deinem Kind
Auf daß ich reite fort von hier
Mit Wogenlauf und Wind!

Da, plötzlich war der Himmel rings umdüstert, ein gewaltiger Sturmwind braus'te mit Regengüssen heran, hoch schäumte die Brandung am jähen Gestade, und — zwei Wellen fast an Gestalt zwei weißen Rossen gleich, erhoben sich aus dem Fluß, wandelten hoch zum Lurleifelsen empor, und trugen schnell wie der Blitz die Jungfrau in den Strom. Sie fuhr hinab, da legte sich des Orkan's Wuth, die Wolken

zogen davon, und neu bestrahlte Sonnenglanz die Fluren.

Staunend ob dem Wunder, erkannte nun die reisige Schaar, daß jene zu den weiblichen Wassergeistern gehörte, die man Undinen nennt, welche krystallene Grotten im Schooße der Fluth, auch schön gewölbte Klüfte am Ufer bewohnen, und den Guten oft hülfreich, dem Tückischen oder Mißtrauischen oft feindlich sind. Als sie nun mit dieser Kunde zu ihrem Herrn zurück eilten, da trat auch zugleich mit ihnen — o, welch' ein Glück für das Vaterherz! — der todtgeglaubte Sohn wieder ein. Den Halbbetäubten hatte ein Wellenspiel aus dem Strom emporgehoben und ihn dann sanft an das Ufer gebracht.

Selten nur ließ seitdem die Jungfrau hier sich sehen. Doch rief sie, wenn Schiffe vorüber gingen, aus der Felsenkluft mit neckendem Schall die Stimme der Segler nach.

Karl Geib.

Die sieben Schwestern.

Die sieben Schwestern! habt Acht! habt Acht!
Wir könnten scheitern, da würdens acht.

Sie trieben immer mit Liebe Spott,
Die Felsenherzen; das rächte Gott.

Dort über Wesel, wo Schönberg ragt,
Da haben sie manchen Verliebten geplagt.

Erst angezogen, verlacht hernach
Und heimgesendet mit Hohn und Schmach.

Hier sind sie versunken dafür im Rhein,
In Fels verwandelt und harten Stein.

Und wenn ein Schifflein vorüber fährt,
Das sei mit Spröden nur nicht beschwert.

Die niemals liebte, sie muß herbei,
Daß bei den sieben die achte sei.

Ist eine Spröde hier auf dem Schiff
So wirds zerschellen am Felsenriff.

„Wir dreie hätten nicht Schuld daran,
Denn wir sind Frauen und lieben den Mann."

Das wollen wir hoffen, und wär es nicht wahr
Wir Alle schwebten in großer Gefahr.

„So bin ich eine verlobte Braut,
Die nie verlangend nach andern schaut."

Das wollen wir hoffen, und wär es nicht wahr,
Wir Alle schwebten in großer Gefahr.

„Ich bin noch ledig, doch will ich gestehn,
Daß ich den und jenen nicht ungern gesehn."

Das wollen wir hoffen, und wär es nicht wahr,
Wir Alle schwebten in großer Gefahr.

„Mir alten Jungfer spricht Niemand Trost,
Doch dieses Hündchen mir freundlich kost."

Das wollen wir hoffen, und wär es nicht wahr,
Wir Alle schwebten in großer Gefahr.

Zwölfjährige.

„Daß ihr nicht jämmerlich ertrinken müßt,
Hab ich heimlich des Nachbars Gottfriedchen geküßt.

Das wollen wir hoffen, und wär es nicht wahr,
Wir Alle schwebten in großer Gefahr.

K. S.

St. Theonest.

Ihr Männer Kaubs, warum vergeßt
Ihr eures Heilgen, Theonest?
O säht ihr euer altes Siegel,
Da treibt er auf des Rheines Spiegel
In jener Kufe sanft hinab,
Die Kaub erst einen Namen gab.

In Mainz gemartert bis zum Tod,
Besargt in lecker Kufe Boot,

So wiegen ihn die blauen Fluten
Und wecken neue Lebensgluten.
Er fühlt sich heil, das Wasser dringt
Nicht ein zu ihm, der Feuer bringt.

Der Salm umhüpft den seltnen Kahn,
Ihn lachen alle Hügel an,
Das Rheingau grüßt mit freudgem Rufe
Den heilgen Mann und seine Kufe,
Aufjubelnd rauscht der Niederwald!
Im Nahthal jauchzt ihm Jung und Alt.

Nun schnellt er durch das Binger Loch,
Der Rheinstein denkt: o käm er doch!
Gefiel' es ihm bei uns zu hausen!
Erseufzen Lorch und Trechtingshausen,
Erwählt' er unser warmes Thal,
Ruft Bacharach und Steg zumal.

Ihr Alle haltet ihn nicht fest,
In Kaub erst landet Theonest:
Er pflanzte mit dem Christenglauben,
In Kaub die ersten süßen Trauben.
In seiner Kufe preßt' er sie:
Ihr Kauber, das vergeßt ihm nie.

Wann feiern wir St. Theonest?
In den October fällt sein Fest,
Wenn aus der Kufe Todesbanden
Der junge Wein ist auferstanden.

Ja, wenn ihr um die Kelter tanzt,
Dann denket des, der ihn gepflanzt.

K. S.

Pfalzgrafenstein.

Ueber die Grundbestimmung dieser Pfalz im Rheine giebt es verschiedene Vermuthungen, von denen die prosaischste das Ganze für einen Wartthurm erklärt, welcher Kaub gegenüber angelegt wurde, um die Schiffe, welche hier den Rheinzoll entrichten müssen, beobachten zu können. Die poetischere Sage dagegen erzählt von einer Liebe des tapfern Herzogs Heinrich von Braunschweig zur schönen Agnese; der Tochter Pfalzgrafs Konrad von Staufen; welche jener Absichten zuwider war, weil Kaiser Heinrich VI. sich bei ihm um die Hand der Jungfrau für einen seiner nächsten Verwandten bewarb. Um die Tochter vor jedem Versuche des feurigen und mächtigen Braunschweigers zu hüten, ließ Konrad die Pfalz im Rheine erbauen, und schloß Agnesen bis zu völlig entschiedener Sache ein. Die Mutter aber nahm sich der Liebenden an, und ließ dem jungen Herzoge, wenn er zur Nachtzeit im Fischerkahne zur schönen Rheinundine heranschwamm, das Fallgatter der Wasserburg öff-

nen, damit das Pärchen vertraulich zusammen kosen könne. Dieses geschah denn auch nach der Ordnung der Natur, und Agnese fühlte bald ein süßes Pfand der stillen Liebe im Schooße erblühen. Jetzt entdeckte die Pfalzgräfin ihrem Gatten das Geheimniß, und dieser eilte, außer sich, nach Speyer zum Kaiser, und bat um Schonung und Verzeihung. Heinrich aber, der, weil Konrad keine männlichen Nachkommen hatte, die schöne Pfalz beim Rhein schon seinem Hause anvermählt sah, zürnte gewaltig auf, und verweigerte ihm die Anerkennung seiner Erben zu Pfalzgrafen, so lange, bis er ihm ein förmliches Dokument über die Trauung sowohl, wie über die erfolgte Geburt eines Enkels würde vorgelegt haben. Die schlaue Pfalzgräfin wußte auch hierin Rath zu schaffen, und der tapfere Braunschweiger brachte so eines der schönsten deutschen Länder zu seinem sächsischen Erbe, und wurde zugleich Pfalzgraf bei Rhein. Konrad aber gab, um für die Zukunft der Zeugen bei solchen Vorfällen sicher zu sein, ein Hausgesetz, vermöge dessen alle künftigen Pfalzgräfinnen ihr Wochenbette hier über den Fluthen des Rheins aufschlagen und auf dem Pfalzgrafenstein coram testibus, die neugeborenen Erbrechte ihres Stammes darlegen sollten. Dieses einzige Kämmerlein, welches nur eben für das Wochenbett und den Geburtsprozeß selbst Raum hat, weiset man noch jetzt vor, wenn man zur

einsamen Pfalz hinüberschiffen und auf schmaler Treppe durch die Fallthüre eingehen will.

Malerisches Rheinland.

Pfalzgrafenstein.

„Das Kämmerlein ist eng und klein,"
Sprach Otto der Erlauchte
Zu Agnes, die in solcher Pein
Viel guten Trostes brauchte:
„Dich und die Amme faßt es kaum,
Die Sonne schielt nur in den Raum,
Und unten spritzt die Welle Schaum;
Doch denk an deine Mutter.

„Ihr diente Heinrich, Braunschweigs Sohn,
Den man den Welfen nannte,
Als zwischen Welf und Staufe schon
Die Fehd im Reich entbrannte.
Der Pfalzgraf Konrad gar vernahm,
Daß Heinrich oft nach Stahleck kam
Zu Agnes, denn so war der Nam
Auch, Agnes, deiner Mutter.

„Der sich wohl listig nur erpicht
Wie er die Pfalz erwerbe,
Dem Staufenfeinde gönnt' er nicht
Die Tochter und das Erbe.

Schön Agnes ist ein einzig Kind,
Man weiß, wie die zu hüten sind:
Da baut' er dieses Schloß geschwind
Zu hüten deine Mutter.

„Er baut' es mitten in die Flut
Mit Thürmen und mit Zinnen;
Da hielt er sie in strenger Hut
Vor aller Welfen Minnen.
Doch auf den Wäßern Nächte lang,
Da seufzt' und fleht' es wie Gesang:
Deine Mutter hörte gern den Klang
Und deiner Mutter Mutter.

Die Alte sprach: „Ich weiß was frommt,
Laß ihn ein Weilchen schmachten,
Doch wenn er mit dem Pfaffen kommt,
Ist Welf nicht zu verachten.
Mich dünkt doch besser Freund als Feind,
Die Sonne Deutschlands heller scheint,
Wo Welf und Staufe sich vereint."
Dem folgte deine Mutter.

„Man ließ ihn mit dem Pfaffen ein,
Der gab sie bald zusammen,
Mit vollen Wogen ging der Rhein,
Doch kühlt er nicht die Flammen.
Da ward die enge Kammer weit,
Die Sonne strahlte Seligkeit,
Der Welfen und der Staufen Streit
Versöhnte deine Mutter.

„Der Pfalzgraf und der Kaiser zwar
Ergrimmten erst, die Staufen,
Doch weil es nicht zu ändern war,
So ließen sie es laufen.
Der Kaiser sprach: „Sam mir der Bart!
Das giebt Pfalzgrafen sondrer Art:
Drum hütet fleißig und verwahrt
Auf jener Pfalz die Mütter."

„Von solchen Eltern stammtest du,
Kein Pfalzgraf ward geboren,
Nun bringst du mir die Pfalzen zu,
Den du dir frei erkoren.
Und liebst du recht den Wittelsbach,
So schwindet bald dein Weh und Ach,
Und Raum genug hat dies Gemach
Für eine frohe Mutter.

K. S.

Die Teufelsleiter.

Bei Lorch, an der Grenze des Rheingaues, sieht man noch die wenigen Ueberreste einer alten Ritterburg. Hier wohnte vormals Sibo von Lorch, ein wackerer Degen, aber von unfreundlicher Gemüthsart. An seiner Pforte klopfte einst, in stürmischer Nacht, ein kleines, altes Männlein und bat um Herberge. Der

Ritter wies den seltsamen Fremdling ab mit unsanften Worten. „Das will ich Dir gedenken", brummte das Männlein in seinen grauen Bart und zog von dannen. Herr Sibo dachte des Vorgangs nicht weiter; als aber des andern Tages zu Tische geläutet wurde, da war seine Tochter, ein schön aufblühendes Mägdlein von zwölf Jahren, nirgends zu finden. Man schickte Boten aus nach ihr, und zuletzt ging der Vater selbst, sie aufzusuchen. Ein Hirtenknabe, bei welchem er Kunde einzog, erzählte: er habe in der Frühe ein Mägdlein gesehen, welches drüben, am Fuße des jähen, unzugänglichen Kedrichs Blumen gebrochen. Da seien plötzlich einige kleine graue Männlein auf sie zugekommen, hätten sie bei den Armen ergriffen, und wären mit ihr den steilen Berg so behende hinaufgesprungen, wie auf ebenem Boden. Ach, setzte der Knabe hinzu, und gesegnete sich, das sind gewiß von den schlimmen Berggeistern, die in dem Kedrich hausen und leicht zum Zorn gebracht werden. — Der Ritter sah mit Schrecken nach der Bergspitze, und erblickte jetzt wirklich seine Garlinde, die oben stand, und es kam ihm vor, als strecke sie ihre Hände nach ihm aus. — Er versammelte alsbald seine Leute, ob vielleicht einer darunter die Höhe erklimmen möchte, aber jeder Versuch mißlang. Jetzt befahl er ihnen, Werkzeuge herbeizuholen und einen Weg in den

Berg zu machen. Sie gehorchten mit größter Bereitwilligkeit; aber die Arbeiter hatten kaum ihr Werk begonnen, als von dem Gipfel ein Steinregen herabflog, der Alles zur Flucht nöthigte. Zugleich rief eine Stimme, die aus dem Berg zu kommen schien: So vergelten wir die Gastfreundschaft auf Lorch!"

Herr Sibo wendete Alles an, um seine Tochter aus den Händen der Unholde zu befreien. Er that mancherlei Gelübde, und spendete reichliche Almosen den Klöstern und den Armen, doch nirgendwo zeigte sich Rath und Hülfe. — Tage, Wochen und Monate vergingen, und des armen Vaters einziger Trost war die Gewißheit, daß seine Tochter noch lebe; denn sein erster Blick am Morgen und sein letzter am Abend war nach dem Kedrich gerichtet, und da sah er sie jedesmal auf der Kuppe stehen und herabschauen. Die Grauen ließen es dem Mägdlein auch wirklich an nichts fehlen; sie bauten ihr eine kleine, aber artige Wohnung, und verzierten die Wände mit Muscheln und Kristallen und farbigen Steinen. Die Bergweiblein verfertigten ihr Kleider, Halsbände von Korallen und anderm Schmuck, suchten sie durch Gesang und die Erzählung wunderbarer Mährchen aufzumuntern. Ihr Tisch war täglich mit Milch und schmackhaften Baumfrüchten besetzt. Zumal bewies ein altes Mütterchen sich gar hold gegen sie, und rannte ihr

oft ins Ohr: „Getrost Goldkind, ich sammle dir einen Brautschatz, wie ihn keine Königstochter erhält.“

Vier Jahre waren bereits verflossen, seit dem Tage, an welchem die arme Garlinde entführt worden, und ihr Vater gab fast alle Hoffnung auf, sie je wiederzusehen. Da kam Ruthelm, ein junger, tapferer Kriegsmann, aus dem Ungarlande zurück, wo er mit großem Ruhm gegen die Ungläubigen gefochten. Seine Burg war nur eine halbe Stunde von Lorch entfernt, und als er vernahm, welches Schicksal die Tochter seines Nachbarn getroffen, da entstand augenblicklich in seiner Seele der Gedanke, sie zu befreien. Er ging zu dem bekümmerten Vater, und meldete diesem sein Vorhaben. Sibo drückte ihm die Hand und sagte: „Ich bin reich, und habe nur dieses einzige Kind. Wirst du mir sie wiederbringen, so magst du sie als Gattin heimführen.“

Ruthelm ging alsbald an den Fuß des Kedrichs, um die Gelegenheit des Berges auszuspähen; aber er sah keine Möglichkeit, die jähe Wand zu ersteigen. So stand er in sich gekehrt und nachsinnend, bis die Dämmerung hereinbrach. Eben wollte er den Weg nach seiner Burg zurücknehmen, als ein kleines, altes Männlein auf ihn zukam, und ihn anredete: „Nicht wahr, Herr Ritter, ihr habt auch von der schönen Garlinde gehört, die da

drüben auf dem Berge wohnt? Sie ist meine Pflegetochter, und wenn ihr sie zur Braut haben wollt, so dürft ihr sie nur abholen.“ — „Ein Mann, ein Wort!“ entgegnete Ruthelm, und reichte dem Männlein die Hand. — „Ich bin gegen euch nur ein Zwerg, erwiederte dieser, aber mein Wort ist ein Riese. Die Jungfrau überlaß ich euch, wohlgemerkt, wenn der Weg dahin euch nicht zu sauer wird. Aber wahrlich, der Preis lohnt der Mühe, denn schwerlich mag sich im Rheingau ein Mägdlein dieser da vergleichen an Schönheit und Verstand und züchtigem Wesen.“ Mit diesen Worten verlor sich der Alte lachend ins Gebüsch, und Ruthelm mochte wohl denken, daß er ihn zum Besten gehabt. Er betrachtete nochmals den Berg, und murmelte dann halblaut vor sich hin: „Ja wer nur Flügel hätte, die First zu erschweben!“

„'s geht wohl auch ohne Flügel,“ sagte jetzt eine Stimme. Der Ritter sah sich betroffen um, und erblickte ein kleines, altes Mütterchen, welches ihn freundlich auf die Schultern klopfte. — „Ich habe mit angehört, was mein Bruder eben jetzt zu euch gesprochen. Garlindens Vater hat ihn beleidigt, aber er büßt nun seit vier Jahren dafür, und das Mädchen hat keinen Theil an der Härte ihres Vaters. Sie ist schön und fromm und mitleidig, und versagt gewiß keinem Müden ein Obdach. Ich habe sie

liebgewonnen wie eine Tochter, und mag ihr wohl gönnen, daß ein wackerer Rittersmann sie zur Hausgenossin erkiese. Mein Bruder hat euch sein Wort gegeben, und unser Wort brechen wir nie. Nehmet dieses silberne Glöcklein, und geht damit hinüber ins Wisperthal. Dort findet ihr einen abgebauten Schacht, an dessen Eingang eine Buche und eine Tanne stehen, die in einander verwachsen sind. Tretet ohne Furcht in die Oeffnung, und läutet dreimal mit dem Glöcklein. In dem Schacht wohnt mein jüngster Bruder, und sobald er das Glöcklein hört, kommt er herauf. Auch dient es zum Wahrzeichen, daß ich euch schicke. Bittet ihn, euch eine Leiter zu verfertigen, so hoch als der Kedrich und so mögt ihr dann den Gipfel ohne Gefahr ersteigen."

Ruthelm that, wie ihm die Alte gesagt hatte. Er eilte auf der Stelle ins Wisperthal, und fand den verlassenen Schacht, und gab das Zeichen mit dem Glöcklein. Kaum hatte er zum drittenmale geläutet, als ein graues Männlein mit einem Grubenlicht in der Hand aus der Tiefe kam und nach seinem Begehr fragte. Der Ritter brachte seine Bitte vor, der Alte hieß ihn gutes Muthes sein und er möchte sich mit Tagesanbruch an dem Fuße des Kedrichs einfinden. Zugleich nahm er ein Pfeiflein aus einer Quertasche, und pfiff dreimal, und im Nu wimmelte das

Thal von Bergmännlein, die Beile und Sägen und Hämmer trugen. Der Ritter hörte noch auf seinem Heimwege das Geränsch der fallenden Bäume und die Schläge der Beile und in sein Herz kamen Hoffnung und Freude. Schon beim ersten Hahnenschrei eilte er zum Kedrich und fand bereits die Leiter aufgestellt und wohl befestigt. Ein kleines Grauen wandelte ihn an, da er die ersten Sprossen bestieg, aber sein Muth wuchs mit jedem Schritt in die Höhe. Glücklich erreichte er den Gipfel, als eben die Morgenröthe über dem Hochgebirg flammte. Das erste, was sein Auge oben erblickte, war Garlinde. Auf einer Moosbank, zwischen wilden Rosen und würzigten Kräutern, lag sie hingegossen in süßem Schlummer. Unbeweglich stand der Ritter vor ihr, und sein Auge sog sich ein in ihre Reize, wie die Waldbienen umher sich einsogen in die Kelche der Blumen. Aber als sie nun erwachte, und der Himmel ihrer blauen Augen sich vor ihm aufthat, da versank er im überströmenden Gefühl; er ließ sich vor der Jungfrau auf ein Knie nieder, und sagte, daß er gekommen sei, sie zu ihrem Vater zurückzubringen. — Garlinde wußte nicht, wie ihr geschah. Sie erröthete und fing zu weinen an, und lächelte dann unter den Thränen, wie die Sonne lächelt unter dem Mairegen.

Jetzt erschien das alte Männlein, welches die Jungfrau entführt hatte, und hinter ihm drein trippelte das graue Mütterchen. — Beim Anblick des Ritters runzelte das Männlein die Stirne ein wenig, als es aber die Leiter erblickte, und den Zusammenhang ahnete, lachte es laut auf und sagte: — „Das wurde gewiß im weichen Herzen der Alten da an- und abgesponnen. Aber Wort ist Wort und bleibt Wort. Nimm sie, die du suchst, und sei gastfreundlicher als ihr Vater. Doch allzuwohlfeil sollst du die schöne Jungfrau auch nicht haben; darum gehst du den Weg zurück, welchen du gekommen bist; unserer Pflegetochter wollen wir's bequemer machen, wie billig.“ — Ruthelm ließ es sich gern gefallen, die Leiter wieder hinabzusteigen; Garlinde aber wurde von dem Männlein und seiner Schwester durch die Höhlung des Berges bis unten an den Fuß desselben geführt, wo ein verborgener Ausgang war. Beim Abschied reichte das Mütterchen der Jungfrau ein schönes Kästchen von versteinertem Palmenholz, mit kostbaren Edelsteinen angefüllt, und sagte: „Nimm, mein Kind, das ist der Mahlschatz, den ich für dich gesammelt.“ — Garlinde dankte mit Thränen im Auge.

Ruthelm geleitete nun die Jungfrau auf die Burg ihres Vaters. Die Freude des alten Sibo, als er sein Kind wieder sah, läßt sich nicht beschreiben. Er gab sogleich Befehl, je-

den Wanderer, der auf Lorch kommen würde, freundlich aufzunehmen und acht Tage lang zu bewirthen. Ruthelm aber erhielt zur Belohnung Garlindens Hand. Beide lebten glücklich bis ins hohe Alter, und so oft Garlinde eines Knäbleins oder Mägdleins genaß, kam das graue Mütterchen aus dem Kedrich, und brachte ein Pathengeschenk.

Die Leiter stand noch viele Jahre hindurch am Berg, und die Umwohner hielten sie für das Werk eines bösen Geistes, und gaben darum dem Kedrich den Namen der Teufelsleiter.

Der Ritter von Lorch.

„Hinauf trotz Furcht und Zagen,
Hinauf mein starkes Roß,
Dort oben bei grünen Auen,
Steht meiner Liebsten Schloß.
Ich will in Wein dich baden,
Dich kämmen mit goldnem Kamm,
Und ewig mit Brot der Gnaden
Dich füttern wie ein Lamm.

Drum immer ohne Zagen,
Mein treues Roß, hinauf;
Hast oft mich zur Schlacht getragen,
Zu Kampf und Siegeslauf.

Ich soll mir mein Lieb gewinnen,
So sprach ihres Vaters Mund,
Und ich will mir mein Lieb gewinnen
Oder stürzen in den Schlund."

So ruft der kühne Reiter
Umstarrt von Tod und Grab —
Das Roß stürmt weiter und weiter,
Der Ritter schaut nicht hinab.
Er hört tief unten brausen
Die Wisper zum wilden Rhein,
Hört Sturm in der Höhe sausen
Und hängt wie ein Aar am Gestein.

Und wie zwei schwarze Flügel
Umflattert ihn sein Gewand,
Es flattert von Hügel zu Hügel,
Es wallt von Wand zu Wand.
Ha sieh! schon leuchten ihm Sterne,
Zwei Sterne wunderbar,
Und aus der duftigen Ferne
Weht goldnes Lockenhaar.

Und horch! jetzt tönen Lieder,
Jetzt strahlts wie Himmelsglanz —
Vom Thurme beugt sich hernieder
Sein Lieb und hält den Kranz.
Ihr Vater ruft bezwungen:
„Willkommen, mein junger Held,
Du hast dir die Braut errungen
Dem Kühnen gehört die Welt."

A. v. Stolterfoth.

Das Wisperthal.

Hinter Lorch liegt ein wildes, einsames Thal, mit einigen armen Hütten. Lange war es unbewohnt, denn Viele, die es betreten hatten, wurden auf mancherlei Weise geneckt und geängstigt, und einige kamen auch gar nicht wieder zum Vorschein. Vor mehreren Jahrhunderten begab sich's, daß drei kecke junge Gesellen in der Rheingegend lustwandelten. Es waren Söhne reicher Kaufherren aus Nürnberg. In der Herberge zu Lorch hörten sie von dem wunderlichen Thale, und faßten alsbald den Entschluß, dasselbe zu besuchen. Muthig arbeiteten sie sich durch die Wildniß, und gelangten, nach einer halben Stunde, zu einer ungeheuren Felsenmasse, welche fast die Gestalt eines Schlosses hatte. Auch waren oben schmale spitz zulaufende Fenster eingehauen, wie die Fenster eines Doms. Aus einem der Fenster schauten, neben und übereinander, drei wunderschöne weibliche Köpfe. Sie riefen den Jünglingen ein wiederholtes: „Bst!“ zu, und diese sagten untereinander: „Das sieht nicht so grausig aus, wie man uns gesagt hat. Die schönen Jungfrauen mögen wohl Langeweile haben, wir wollen hinauf, und ihnen die Zeit verkürzen.“ Der Fels hatte zur Seite eine schmale Thüre. Die drei Gesellen gingen hinein, und

kamen durch einen langen dunkeln Gang an eine Treppe. Diese führte in eine geräumige Vorhalle. Aber die Finsterniß war hier so groß, daß man die Hand vor den Augen nicht sehen konnte. Nach langem Herumtappen gerieth einer der Wanderer an eine Thür und öffnete sie. — Ein Glanz von tausend Kerzen flimmerte ihnen entgegen und blendete ihr Gesicht. Sie befanden sich am Eingang einer weiten Halle, deren Wände von oben bis unten mit großen Spiegeln bedeckt waren. Zwischen den Spiegeln waren unzählige Leuchter mit brennenden Kerzen. — „Seid uns willkommen!“ riefen die drei Jungfrauen, und reichten ihnen die Hände entgegen, aber die Gesellen befanden sich in großer Verlegenheit, denn statt den drei sahen sie mehr als hundert schöne Mädchengestalten; aus jedem Spiegel schauten welche hervor, und boten den Fremden die Hände zum Gruß, und lachten ob ihrer Verdutztheit. Jetzt öffnete sich in einer Nische der Halle eine Spiegelthüre, und ein hochgestalteter Greis trat heraus, im schwarzen Gewand, und mit kreideweißem Bart. Er ging auf die Jünglinge zu und sagte: „Ihr seid wohl gekommen, meine Töchter zu freien? Ich will nicht knickern, denn ich bin kein Kaufherr, und einem Jeden von Euch tausend Pfund Goldes zur Aussteuer geben.“ — Da lachten die Mädchen noch mehr, und die jungen Leute wußten nicht, was sie

denken oder sagen sollten. — „Nun, so nehme sich ein Jeder die Seinige“ — rief endlich der Alte mit donnernder Stimme. Zitternd ging jeder der Jünglinge auf eines der Mädchen zu, und indem er ihr die Hand zu geben meinte, berührte er einen Spiegel. Da fing auch der Greis zu lachen an, und sagte: „Ich will's euch bequemer machen.“ Er führte jetzt einem Jeden eine der Jungfrauen zu, und wie unheimlich es auch den Gesellen ums Herz sein mochte, so siegte doch der Zauber der Schönheit über die Furcht, und sie entbrannten alle drei in verderblicher Glut zu den Töchtern des Alten. — „Ich erlaube Euch, Eure Bräute zu küssen — sagte dieser. Sie ließen sich das nicht zweimal sagen, aber die Küsse bethörten ihnen Herz und Sinne noch mehr.“ — Jetzt müßt Ihr aber auch eine Probe Eurer Liebe geben, fing der Greis wieder an. Meine Töchter haben seit gestern Abend ihre drei Schooßthiere verloren; das eine ist ein Staar, das andere ein Rabe, das dritte eine Elster. Wahrscheinlich sitzen sie draußen im Walde. Ihr mögt sie daran kennen; daß der Staar ein Räthsel weiß, der Rabe ein Liedlein, die Elster aber die Geschichte ihrer Großmutter erzählt, sobald sie darum gefragt wird. — Geht nun, ihr wackern Freier, und holt die lieben Thierchen, die fromm sind, und sich gern fangen lassen.“

Die drei Gesellen thaten nach den Worten des Greises. Ohngefähr eine Viertelstunde von der Felsenburg fanden sie die drei Vögel nebeneinander auf dem Ast einer abgestorbenen Eiche sitzen.

„Staarmatz, sag uns Dein Räthsel!" — rief einer der Gesellen. —

Der Staar flog herab, ihm auf die Schulter und sagte:

Sprich, was sitzt Dir im Gesicht,
Und Du sieh'st im Spiegel nicht? —

„Rabe, Rabe, sing' Dein Liedlein!" — rief der Zweite. — Der Rabe sang, mit etwas heiserm Ton:

Einst in's Schlaraffenland zogen
Drei Pfaffen auf einem Gaul;
Da kamen die Vögel geflogen
Gebraten jedem vor's Maul;
Doch keiner kam in ein Maul hinein,
Die Vögel waren groß, die Mäuler klein.

Gar hungrig kehrten die Pfaffen
Wieder um in's Vaterland
Und schwören, bei den Schlaraffen
Sei doch kein Funke Verstand,
Sonst müßten die gebratenen Vögel klein
Die Mäuler aber viel größer sein.

Kaum hatte der Vogel sein Liedlein vollendet, als er gleichfalls vom Baum herabflatterte,

und sich dem zweiten Gesellen auf den Kopf setzte.

„Elster, Elster, erzähl' mir die Geschichte von Deiner Großmutter," rief jetzt der Dritte.

Die Elster warf sich in die Brust und erzählte: „Meine Großmutter war eine Elster und legte Eier, und daraus wurden wieder Elstern, und wenn sie nicht gestorben wäre, so lebte sie noch."

Mit diesen Worten schlug sie ihre Fittige, und flog dem dritten Jüngling auf die Hand.

Die jungen Kaufherren waren nicht wenig erfreut, die Probe so leicht bestanden zu haben, und sie eilten Hals über Kopf der Felsenburg zu, welche sie auch mit einbrechender Nacht erreichten. Als sie aber in die Halle traten, war nichts mehr von der Pracht der Spiegelwände zu sehen, und eben so wenig von den schönen Jungfrauen. Die grauen Wände und Pfeiler des weiten Gewölbes hatten keine Bekleidung, und in drei Nischen standen drei Tische, mit Wein und Speisen besetzt. Drei uralte, zahnlose Mütterchen wackelten den Jünglingen entgegen, und reichten ihnen die welken Hände zum Gruß. „Ach, unsere lieben Freier, krähten sie, wie aus einem Munde, und umarmten die betroffenen Jünglinge so herzlich, daß es diese kalt und warm überlief. Nun fingen die Mütterchen durcheinander zu schnattern und zu

klappern an, der Staar sagte sein Räthsel her, der Rabe sang sein Liedlein, und die Elster erzählte die Geschichte von ihrer Großmutter. — Kurz es war ein Gequick und Gepiep, daß Niemand ein Wörtlein verstehen mochte. Jedes Mütterlein ergriff jetzt seinen Auserwählten beim Arm, und führte ihn an einen der drei Tische, und sprach ihm von den goldenen Tagen, die sie miteinander verleben wollten auf der Felsenburg. Auch die drei Vögel sangen und schwatzten in einem fort. Die Gesellen fühlten weder Hunger noch Durst, doch ließ sich jeder einen Becher köstlichen Weins aufnöthigen, und kaum hatten sie den geleert, als ein tiefer Schlaf sich ihrer bemächtigte.

Die Sonne stand bereits hoch am Himmel, als sie erwachten. Sie lagen im dichten Gestrüpp, am Fuß einer wild zerrissenen Felsenwand, und hatten Mühe, auf die Beine zu kommen, und sich in's Freie zu arbeiten. Voll Schaam und Aerger nahmen sie den Weg durch das Thal zurück, aber an allen Seiten tönte aus den Bäumen das verwünschte: „Bst, Bst!“ herab, und es kam ihnen vor, als ob aus jedem Wipfel der Kopf eines alten Mütterchens ihnen zugrinze. Am Ausgange aus dem Thal in die Ebene saßen die drei Vögel auf einer alten Ulme, und der Rabe sang sein Lied und der Staar sagte sein Räthsel, und die Elster erzählte ihre Geschichte. Einer der Gesellen

der nun wieder keck wurde, weil er freies Feld und Menschen vor sich sah, fragte einen Bauersmann, der eben vorüber ging: „Guter Freund, kannst Du uns wohl sagen, was diese verwünschten Vögel eigentlich meinen?“

„Wenn Ihr mir's nicht übel nehmen wollt, — antwortete der Bauer, so deut ich Euch den Scherz. Das Räthsel des Staars geht auf eine Nase, wie sie Mancher wohl schon bekommen hat, die aber, zum Glück, Niemand sehen kann. Der Rabe mit seinem Lied will sagen, man soll die gebratenen Vögel lieber mit der Hand fangen, als mit dem Maul, und die Elster erzählt eine Geschichte, die Eure Enkel vielleicht auch einmal von Euch erzählen werden.“

Die drei Gesellen sahen sich einander fast etwas einfältig an, und vermaßen sich hoch und theuer, nie wieder auf ein „Bst!“ zu hören, auch wenn es aus dem schönsten Munde kommen sollte.

Aloys Schreiber.

Pfalzgraf Hermann von Stahleck.

Pfalzgraf Hermann zieht vor seiner Schaar
Stumm und düster, ein gelähmter Aar,
Und ihm folgen traurig die Vasallen
Wieder heim in Stahleck's stolze Hallen,

Durch die Säle tönt nicht Becherklang,
Nicht wie sonst der Harfner froher Sang.

Tief verwundet ward sein kühnes Herz,
Aber nicht von heißem Liebesschmerz,
Längst vergessen ruht nach mancher Klage
Die Geliebte seiner Jugendtage.
Was ihm nun den innern Frieden nahm
Ist ein andrer nie gefühlter Gram.

Kaiser Friedrich, weise, groß und kühn,
Häufte Schmach auf Arnold und auf ihn,
Denn sie brachen wild des Landes Frieden,
Und zum Reichstag waren sie beschieden,
Dort erklang des edlen Kaisers Spruch:
„Traget Hunde für den Friedensbruch.“

Und der hohe Pfalzgraf beugt das Haupt,
Wie die Eiche, die der Sturm entlaubt,
Und dann folgen traurig die Vasallen
Wieder ihm nach Stahlecks stolzen Hallen,
Durch die Säle tönt nicht Becherklang,
Nicht wie sonst der Harfner froher Sang.

Und er stützt sich matt aufs treue Schwert,
Einst in jedem Kampf so gut und werth,
Blickt hinab in's Thal mit tiefem Trauern,
Ueber Stahlecks hochgethürmte Mauern:
Aus der Tiefe rauschet leis' der Rhein,
Und die Berge grüßet Abendschein.

Lange steht er stumm und starrt hinab,
Wie in eines Freundes offenes Grab —
Aber endlich aus dem wunden Herzen
Brechen wild die lang verhehlten Schmerzen,
Und mit alter schnellentflammter Glut
Schleudert er das Schwert hinab zur Flut.

Und er ruft die Mannen allzumal
Und die treuen Diener in den Saal.
Als sie still und staunend ihn umringen,
Läßt er seine reichen Schätze bringen,
Gold und Silber, Waffen und Gewand,
Und er theilet sie mit güt'ger Hand.

„Lebet wohl!" so ruft er endlich aus:
„Ewig laß ich nun mein Vaterhaus
Und verborgen hinter Klostermauern,
Will ich ob verlorner Ehre trauern."
Eilig legt er seine Rüstung ab,
Und ergreift den dürren Pilgerstab.

Alle weinen, Alle klagen laut,
Die so kühn und stolz ihn geschaut,
Und sie sinken flehend vor ihm nieder:
Aber schweigend steigt der Graf hernieder,
Denn beschlossen ist sein Heldenlauf,
Und ein stilles Kloster nimmt ihn auf.

Adelh. v. Stolterfoth.

Gilgen Lorch vom Rheinberge.

Mit dem heil'gen Kreuz geschmücket,
Zog ins Land der Sarazenen
Gilgen Lorch, ein deutscher Ritter,
Von des Rheinbergs altem Schlosse,
Wo auf steilem Felsengipfel
Seiner harrte Frau Gertrudis.
Länger nicht im fremden Lande
Bleibt er fern von seiner Holden,
Kehret heim auf schnellem Schiffe,
Sieht, wie Rheinbergs Fels und Zinnen
Stattlich ihm entgegen blicken.
Aber fremde Zeichen tragen
Reisige, die Damm und Mauer
An des Berges Fuß bereiten;
Und erstaunt befragt er diese.
Heinz der wilde, ist die Antwort,
Haust dort oben, Gilgen Lorch kann
Sein Ehweib wieder holen,
Wenn er dieses Berges Gipfel
Hat erreicht im schnellsten Rennen.

Ha, wie warf er da die Augen
Glühend um und um im Kopfe!
Ha, wie zischten aus der Scheide
Da des Schwertes Flammenblitze!
Doch der Unhold auf dem Felsen
Lachte deß mit lautem Hohne,

Und des Ritters Augen glühen
Wandte sich zu düsterm Starren,
Und des Schwertes Flammenspitze
In der Mitternächte Grausen
Zog im Sande Zauberkreise.
Sieh! und plötzlich seinem Rufen
Trat hervor aus Schutt und Moder
Nah an eines Sumpfes Gähren
Ein gebeugtes altes Männlein,
Graus gestaltet, zum Entsetzen.
Aber Lorch, voll Wuth und Liebe,
Schaute nicht die Teufelsfratze,
Ruft: Auf, auf, du alter Unhold,
Schaff im schnellsten Flug zur Stelle
Einen Gaul, der Teufelseile
Mir zum Felsenritt, besitzet!
Laut auf wieherte das Männlein,
Hob den Nacken hoch gewaltig,
Und die zottigen, schwarzen Haare
Flatterten von Haupt und Schulter
Schnell zur Mähne umgestaltet,
Und es ballten sich die Krallen
Fest zum Hufe, der die Felsen
Schlug, daß Funken aufwärts zischten.
Da mit Grauen und mit Wüthen
Schwang der Ritter sich behende
Auf des Teufelrosses Nacken:
„Gute Fahrt!“ rief eine Stimme
Kreischend aus des Rheines Tiefen,
Schickte nach ein wild Gelächter.

Und der Rappen und der Ritter
Sausten von des Berges Fuße
Schnell hinan zum steilen Gipfel.
Hinz der Wilde stand vom Donner
Angerühret, und des Feindes
Schwerthieb schlug ihn gar in Stücke.
Da voll Schrecken Frau Gertrudis
Eilt herbei, und sieht den Theuren,
Sinket nieder, ruft in Ohnmacht:
Nicht mit Menschenkraft erlanget
Hast du deines Lebens Freuden!
Bist dem Bösen heimgefallen!
Jesus Christus sei dir gnädig!
Rufts und sinkt entseelet nieder.
Ach, als Gilgen sieht die Schöne
Niedersinken und erbleichen
Und zu Tode gar erstarren.
Arger Teufel, ruft er zürnend,
Höllisch hast du mich betrogen.
Sätt'ge deine wilde Rache!
Stößt das Schwert sich in den Busen,
Und die schwarze Seel' entführet
Kreisend durch die Luft der Böse,
Schlägt mit wildgewalt'gem Hufschlag
An des Thurmes hohe Zinne
Und das Schloß versinkt in Trümmer.

W. Smets.

Des Rheinbergers Grab.

Kommt eine junge Maid gegangen,
Mit Muschelhut und Pilgerstab,
Ihr Blick ist trüb und bleich die Wangen,
Sie suchet ihres Liebsten Grab.

Er gab ihr einst in schönern Tagen
Der Treue Schwur und hielt ihn nicht.
Lebt er beglückt — sie hätt's ertragen,
Doch seinen Tod erträgt sie nicht.

Und wo des Rheinbergs Thürme schauen
Hoch übers wilde Wisperthal
Da zeigt ein Landmann ihr voll Grauen,
Wo ihn getroffen Feindesstahl.

Da ruht er in dem lockern Grunde,
Des Landes Furcht, der wilde Graf.
In seiner Brust die Todeswunde
So schläft er nun den längsten Schlaf.

Er ist im kühnen Kampf gefallen
Mit Bischof Werners Uebermuth.
Verödet nun sind Rheinbergs Hallen
Verheert sein Land, geraubt sein Gut.

Es blieb kein Freund ihm, kein Getreuer
Die Bundesgenossen fielen ab;

Doch — einem Herzen ist er theuer,
Rauscht gleich der Bannfluch um sein Grab.

Gebete tönten nicht und Lieder,
Weihwasser netzt die Stelle nicht. —
Doch heil'ge Thränen fallen nieder,
Verdunkelnd ihrer Augen Licht.

Und mit dem schwachen Pilgerstabe
Gräbt sie ein Eichenbäumchen aus,
Pflanzt es zu Häupten an dem Grabe
Und wandert fort in's Gotteshaus.

Doch wenn in stillen Klosterhallen,
Sie ausgeträumt den Lebenstraum,
Wenn längst des Ritters Grab zerfallen,
Dann rauscht noch stolz und schön der Baum.

A. v. Stolterfoth.

Burg Rheinstein.

Zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts bewohnte diese Burg Sifrid von Rheinstein, ein eben so reicher und mächtiger als seiner Räubereien und Uebelthaten wegen berüchtigter Ritter.

Einst als von einem seiner Streifzüge er mit schwerer Beute heimkehrte, brachte er ein Weib von ausgezeichneter Schönheit mit, das

er aus Frankenland entführet hatte. Aber wie er als Sieger über die Erbeutete triumphirte, fühlte er bald auch von der Sanftmuth der schönen Frau sich besiegt.

Der edlen Jutta Ankunft auf Rheinstein bewirkte in des Ritters Wesen eine überraschende Aenderung. Von nun an keine Gewaltthätigkeiten, keine Räubereien mehr; ruhig zog der Kaufmann vor dem sonst so gefürchteten Schlosse vorbei und furchtlos steuerte der Schiffer an den Mauern der Veste vorüber — Jutta's schmeichelnde Stimme hatte den Ritter beredet, der früheren Lebensweise gänzlich zu entsagen; so viel vermag die Liebe!

Vordem der geräuschvolle Aufenthaltsort frecher Wegelagerer, ward Rheinstein jetzt die trauliche Behausung des Friedens und harmlosen Genusses. Die wilden Gäste verließen es nach und nach, und die rauhen Kriegsgesellen, lüstern nach Beute und Willkühr, suchten anderwärts Dienst; im Dienste Sifrid's war kein Raubgewinn mehr zu erndten, seit auf seiner Burg das Glück stiller Häuslichkeit herrschte. So hatte es Jutta gewollt, und Sifrid ehrte sie hoch, wie Schönheit und Tugend man ehrt.

Aber dies stille Glück sollte nicht lange ungetrübt bleiben. Nach einem Jahre ihres häuslichen Waltens starb Jutta bei der Geburt eines Töchterlein, das sie dem Gatten hinterließ. Der Verlust des geliebten Weibes versetzte den

Ritter in eine tiefe Schwermuth, die nach und nach zu einer düsteren Menschenscheu ward. Nur der Trost, in dem Kinde ein theueres Andenken zu haben, und die Sorge um dies kostbare Unterpfand fesselten ihn noch am Leben, und der Pflege und Erziehung der Tochter widmete er seine Tage.

Gerda, so hieß das Mädchen, entwickelte bald jene herrlichen Eigenschaften, die das Erbtheil der edelen Mutter; wie eine zarte Blume allmälig zur Pracht sich entfaltet, wuchs sie auf zu Anmuth und Liebreiz unter der schirmenden Sorgfalt des Vaters.

Indeß, wie zurückgezogen auch bisher Sifrid lebte, so konnte er doch ermüdeten Wanderern oder frommen Pilgern, die am Fuße des Berges anhielten, gastliche Aufnahme nicht versagen, und so ward denn gar bald der Schatz, welchen Rheinstein barg, entdeckt und verbreitete sich der Ruf von Gerda's Schönheit weit im ganzen Gaue und im Lande umher. Nicht lange sodann währte es, als auch schon eine Menge Ritter, hohen sowohl wie niederern Adels, auf Sifrid's Burg sich einfanden, alle in dem Wunsche, eine Ehe zu schließen, welche doppelten Gewinn verhieß, nebst den Reizen der herrlichen Jungfrau die großen Reichthümer des Vaters. Um sich endlich der Freier, die mit jedem Tage sich mehrten, mit einem Male zu erwehren, beschied der alte Herr von Rheinstein

sie alle nach Mainz, zu einem Turniere, welchem daselbst er mit Gerda beiwohnen wolle; die Hand der schönen Erbin solle der Preis des tapfersten Kämpfers sein.

Nicht leicht zählte ein Turnier mehr Theilnehmer als dieses, und der Ritter prangend Gefolge und glänzender Waffenschmuck vermehrte die Pracht des Festes; aber die schönste Zierde dabei däuchte Allen sie selber, Gerda, die zu gewinnen, so viele Edle in die Schranken jetzt traten, während von hohem Balkone sie mit ihrem Vater dem Kampfspiele zusah.

Unter den anwesenden Rittern zeichneten vor Allen sich zwei aus, Kurt von Ehrenfels, Besitzer der Burg gleichen Namens, und Kuno von Reichenstein, das, dem Schlosse Rheinstein benachbart, damals wohl mit diesem noch nicht zusammen gehörte. Beide Ritter führten einen rühmlichst bekannten Degen, und hatte Kuno, jünger als sein Gegner, die Vorzüge einer feineren Bildung und eines edleren Gemühes, so überbot ihn der rauhe Kurt, der den Beinamen der Böse trug, an Reichthum und an ausgebreiteten Besitzthümern. Sifrid wünschte daher dem Ehrenfelser den Sieg, Gerda indeß hegte schon längst eine stille Neigung zu dem liebenswürdigen Reichensteiner; aber wie die Laune des Glücks meist wunderlich entscheidet, so entschied es auch diesmal zu Gunsten dessen, welchem die Liebe den Sieg so gerne entwun-

den hätte. Nachdem Kuno alle andere Nebenbuhler vom Kampfplatze entfernt und mehr als einen der Heirathslustigen schon auf den Sand geworfen, mußte er endlich der überlegenen Kraft des von Ehrenfels weichen, und freudig begrüßte Sifrid nun Kurt den Bösen als seinen zukünftigen Eidam.

Und es kam sodann der zur Vermählung bestimmte Tag, ohne daß Gerda's Bitten und Thränen den Entschluß des Vaters wanken zu machen vermogten. Mit bleichen Wangen und vom Weinen getrübten Augen schien sie, im reichen Gewande und glänzenden Hochzeitsschmucke, nicht eine glückliche Braut, sondern einem Opfer gleich, das man einem feierlichen Tode geweiht. Aber bevor sie zum Opfer des unbeugsamen Willens ihres Vaters würde, bevor an den Altar man sie zwänge, wollte sie erst noch Trost und Hülfe bei der mächtigen Beschützerin leidender Jungfrauen suchen, ihr, der Himmelskönigin sich zu Füßen werfen und in der Kapelle des Schlosses zu ihr beten. Und so eilte sie denn in die Kapelle und warf sich vor dem Bilde der heiligen Jungfrau hin. Ohne Deinen Beistand, o Maria, die Du voll der Gnaden, bin ich auf immer verloren, Schmerz und Gram wird mich tödten! o beschütze mich, schirme Dein Kind vor solchem Elende!" Also flehte sie zu der Heiligen und lange lag vor ihr im Staube sie da, als endlich ungeduldig

Kurt herbeieilte und sie ungestüm zum Hochzeitszuge aufforderte. Aber das inständige Gebet hatte Gerda's Muth wunderbar gestärkt, und mit ruhiger Miene trat sie dem Ritter entgegen, warf einen letzten Blick nach der Seite hin, wo auf der Zinne von Reichenstein Kuno düster und traurig nach der Burg Rheinstein herübersah, und folgte voll Vertrauen auf des Erlösers Mutter dem voraneilenden Ehrenfelser.

Zu den sie erwartenden Gästen des Festes gekommen, bat sie, daß man, um zur Kirche zu reiten, den weißen Zelter ihr sattle, den ihr Kuno von Reichenstein an ihrem achtzehnten Geburtstage geschenkt. Man that, wie sie wünschte, und nun ging der festliche Zug den Berg hinab zur St. Clemenskirche, deren Reste zwischen den beiden alten Behausungen heutigen Tags wieder hergestellt sind.

Kuno von seiner Burg herab sah den Zug, und unentschlossen, ob er an seinem Nebenbuhler sich rächen oder sich auf immer in ein Kloster begraben solle, starrte er, in Kummer versunken, vor sich hin, als plötzlich ein außerordentlicher Anblick ihn aus dem schwermüthigen Sinnen weckte. In dem Augenblicke, da eben der Zug bei der Kirche angelangt war, begann Gerda's Pferd, welches bis jetzt ganz ruhigen Schritt gehalten, heftig sich zu bäumen, und Alles, was sich ihm näherte, über Haufen werfend, riß es wüthend aus. Sogleich jagten die

Reiter ihm nach, es zurückzuführen; aber vergebens: es stürmte dahin, erst dem Rheine zu, in welchen sich zu stürzen, Gerda, auf das Zurufen Kurt's nicht achtend, es noch antrieb, denn der Tod im kühlen Strome wäre ihr erwünscht gewesen; am Ufer des Flusses jedoch wandte das treue Thier um, und schnell wie ein Pfeil flog es nun den steilen Felsen hinauf, auf dessen Gipfel Reichenstein mit seinen gewaltigen Mauern ruhte; kaum, daß Kuno schnell genug die Zugbrücke niederlassen konnte, die Geliebte zu empfangen, welche auf so wunderbare Weise ihm in die Arme geführt wurde.

Dann, nachdem sich beide der lebhaftesten Freude hingegeben, befahl er, daß man sogleich die Thore schließe, die Schießscharten versorge und überhaupt Alles in besten Vertheidigungsstand setze — unnöthige Mühe jedoch! der Himmel hatte schon sein Urtheil ausgesprochen. Wenige Minuten nach Gerda's Ankunft wurde Sifrid, ihr Vater, durch einen Sturz seines Pferdes schwer verwundet, auf einer Bahre an die Thore Reichensteins gebracht; er begehrte freundschaftlichen Einlaß, und segnete, aus freiem Antriebe, eine Verbindung, die zu vollziehen, Gott unverkennbar ihm vorgeschrieben. Das dem Ritter von Ehrenfels gegebene Versprechen aber hatte bereits der Tod gelöst; denn in demselben Kahne, in welchem vor einigen Stunden Kurt frohlockend nach Rheinstein gefahren war,

fuhr man jetzt eine hochzeitlich geschmückte Leiche nach Ehrenfels zurück: in blinder Wuth hinter den Spuren des Zelters, der Gerda entführte, nachjagend, war der Unglückliche an einem Felsen des Ufers mit seinem Rosse gestürzt und hatte den Schädel zerschellt. — Die Ueberlieferung erzählt nicht, ob Sifrid noch lange nach der Vermählung Gerda's lebte und ob blühende Enkel ihm das Greisenalter erheiterten, und eben so wenig, ob seitdem Rheinstein und Reichenstein einen Namen erhalten....

A. d. Franz. n. Savoye v. H. J. Kiefer.

Der Mäusethurm.

Fürwahr es ist kein Zweifel dran,
Daß die Maus gar wohl schwimmen kann:
Denn als Hatto, Bischof von Menz,
Das Korn sammelt' in seiner Grenz,
Und arme Leute kamen gelaufen
Um für ihr Geld ihm Korn abzukaufen,
Versperrt' er die in einer Scheur
Und ließ sie verbrennen im Feur.

Als aber die gefangenen Mann
Ihr Jammergeschrei huben an,
Lacht der Bischof von Herzensgrund,
Sprach mit seinem gottlosen Mund:

„Wie schön können die Kornmäus singen!
Kommt, kommt, ich will euch mehr Korn bringen."
Von Stund an sah er Abenteur,
Die Mäus liefen zu ihm vom Feuer,
So häufig, daß Niemand konnt wehren,
Sie wollten ihn lebend verzehren.

Darum baut' er mitten im Rhein
Einen hohen Thurm von rothem Stein,
Den Euer Viele haben gesehen,
Darauf den Mäusen zu entgehen.
Aber es war verlor'ne Sach,
Sie schwammen ihm mit Haufen nach,
Stiegen muthig den Thurm hinauf,
Fraßen ihn ungebraten auf.

Froschmäuseler.

Der Mäusethurm.

Am Mäusethurm um Mitternacht
Des Bischofs Hatto Geist erwacht:
Er flieht um die Zinnen im Höllenschein
Und glühende Mäuslein hinter ihm drein!

Der Hungrigen hast du Hatto gelacht,
Die Scheuer Gottes zur Hölle gemacht!
Drum ward jedes Körnlein im Speicher dein
Verkehrt in ein nagendes Mäuselein

Du flohst auf den Rhein in den Inselthurm,
Doch hinter dir rauschte der Mäusesturm;
Du schlossest den Thurm mit eherner Thür,
Sie nagten den Stein und drangen herfür.

Sie fraßen die Speisen, die Lagerstatt,
Sie fraßen die Tisch dir und wurden nicht satt.
Sie fraßen dich selber zu Aller Graus
Und nagten den Namen dein überall aus.

Fern rudern die Schiffer um Mitternacht,
Wenn schwirrend dein irrender Geist erwacht.
Er flieht um die Zinnen im Höllenschein
Und glühende Mäuslein hinter ihm drein.

Aug. Kopisch.

Die Klemenskirche.

Wenn man durch den schauerlichen Felsenschlund bei Bingen, an Hattos gespenstigem Thurme vorübergeschifft ist, und Aßmannshausen hinter sich hat, macht der Rhein eine starke Krümmung, und das linke Ufer tritt wie eine Halbinsel hervor. Dicht am Strome, unter Wallnußbäumen, liegt die verlassene Clemenskirche, und hinter derselben erheben sich Rheinstein und Reichenstein, welche Rudolph der Habsburger als Raubnester brechen ließ. Von

der Stiftung dieser Kirche hat sich folgende Sage in einem alten Liede erhalten.

Auf einer Burg im benachbarten Sauerthale lebte ein schönes, züchtiges Fräulein. Der Ritter von Reichenstein warb um die Hand des Mägdleins, wurde aber abgewiesen. Da faßte er den Entschluß, sich ihrer mit Gewalt zu bemächtigen, und es gelang ihm auch, sie zu rauben und auf ein Schiff zu bringen. Aber plötzlich entstand auf dem Rhein ein gewaltiger Sturm, desgleichen die Steuerleute nie erlebt hatten, und Jedermann auf dem Schiffe verzweifelte an seiner Rettung. Da that die Jungfrau ein Gelübde, dem heiligen Clemens eine Kirche am Ufer zu erbauen, wenn er sie aus der Gefahr des Todes und aus den Händen ihres schändlichen Entführers befreien würde. Jetzt sah man plötzlich den Heiligen in seinem bischöflichen Anzuge auf dem Wasser erscheinen. Er reichte der Jungfrau die Hand, und sie wandelte mit ihm so sicher über die schäumenden Wogen hin an's Ufer, als wär's auf dem festen Lande. Das Schiff aber mit den Menschen, die sich auf demselben befanden, wurden vom Abgrund verschlungen.

Aloys Schreiber.

Aßmannshausen.

Der Burg Rheinstein gegenüber liegt das Dorf Aßmannshausen, berühmt wegen seines trefflichen auf dem Hellenberge wachsenden rothen Weines. Von hier gelangt man auf einem schattigen Bergpfade zu dem Weiler Aulhausen, der meist von Töpfern bewohnt wird, und von wo man tief unten im Thale das ehemalige Kloster Marienhausen, so wie weiterhin das aufgehobene Kapuzinerkloster Noth Gottes, dessen berühmtes Wallfahrtsbild jetzt in der Kirche von Rüdesheim ist, erblickt. Die Legende erzählt von demselben Folgendes: Der Ritter Hans Brömser von Rüdesheim wurde auf einem der Kreuzzüge in Palästina gefangen und von den Sarazenen in Ketten und Banden geschlagen. In dieser traurigen Lage dachte er oft und lange zurück an sein schönes Rheingau, an seine liebe Gattin und Kinder; endlich tröstete er sich mit dem bittern Leiden des Heilandes und that das Gelübde, ein Kirchlein zu bauen, wenn ihn Gott wieder glücklich zu den Seinigen bringen würde. Kaum war dieser Wunsch aus seinem frommen Gemüthe gekommen, so gelang es ihm, seine Ketten zu zerreißen, und ohne von den Wächtern bemerkt zu werden, aus dem Gefängnisse zu entrinnen.

So, gleichsam durch ein Wunder wieder in freie frische Luft gebracht, vergaß der Ritter das Gelübde, dem er seine Freiheit zu verdanken hatte. Auf dem Heimwege dachte er mehr daran, wie ihn die Küsse seiner schönen Frau, der Trank seines Rüdesheimer Weins schmecken, als wie er das versprochene Kirchlein erbauen würde. Darum brachte ihn Gott in neue Gefahr. Als er nämlich bei seiner Rückreise durch einen großen dichten Wald reiten mußte, siehe da regte sich aus einer Höhle ein schrecklicher Drache, und blitzte ihn mit seinen funkelnden Augen an. Der tapfere Ritter, welcher in so vielen Schlachten die wilden Gesichter der Sarazenen nicht gescheut hatte, wollte sich von diesem Unthier nicht schrecken lassen. Er ritt entschlossen durch den Wald fort, aber der Lindwurm legte sich ihm mitten in den Weg, und dehnte gegen ihn den schrecklichen Schlund hervor. Durch den Anblick eines so gräßlichen Thiers geschreckt, fing sein Pferd an zu scheuen; es bäumte sich schwitzend und zitternd zurück. Er gab ihm die Sporen, trieb es vorwärts und schleuderte seine Lanze. Da schoß das getroffene Unthier pfeilschnell auf ihn zu, packte mit seinen Krallen das Pferd, und umwand mit den Ringen seines Schweifs Roß und Reiter. In dieser neuen Gefahr dachte Hans Brömser wieder an das Gelübde, das er im Gefängniß gethan. Er wandte seine Blicke gen Himmel,

und wiederholte Gott sein Versprechen. So durch neues Vertrauen gestärkt, stieß er seinen Kreuzschild in des Drachen aufgesperrten Rachen, zog schnell sein Schwert aus der Scheide, und hieb damit so gewaltig auf das Unthier ein, daß es seine Krallen und Schweifringe zurückzog, und todt zur Erde niederfiel. Zum Andenken dieses neuen Sieges schnitt der Ritter dem Drachen die Stachelzunge aus dem Halse, packte sie zu den Ketten, worin er gefangen lag, hinten auf das Pferd, und kam so glücklich wieder zurück zu den Seinen nach Rüdesheim. Aber auch hier wurde Herr Brömser noch ein Mal treulos. Statt nach so glücklich überstandenen Gefahren Gott zu danken, und das versprochene Kirchlein erbauen zu lassen, lag er in den Armen seiner schönen Frau, tummelte mit seinen Knappen das Streitroß und zog bei einer Flasche Hinterhäuser Wein auf Jagden und Gelagen umher. Er mußte noch einmal an sein Versprechen gemahnt werden. Während er also in Rüdesheim seine Tage in Wohlleben dahin brachte, fuhr einstmals sein Knecht mit dem Ochsen nach dem Walde, um Holz zu laden, und als er so tiefer in das Dickicht kam, hörte er von Ferne ein Stimmlein, welches „Nothgottes" rief. Erstaunt über diesen seltsamen Laut, ging er mit seinem Ochsen dem Stimmlein nach, und als er an eine große Eiche kam, wollte sein Thier nicht

mehr fort, obgleich er es peitschte. Während dieses Aufenthalts blickte er hinauf an den Baum und fand in der Höhle des Stammes ein Bildchen stehen, welches den Herrn Christus am Oelberge vorstellte. Ueberzeugt, daß dieses ein Wunder sei, holte er es mit frommer Ehrfurcht aus dem Baume und brachte es den jungen Ritterknaben mit, auf daß sie es mit kindlicher Andacht in die Hauskapelle stellen möchten. Am folgenden Tage, als der Knecht abermal zum Walde gefahren war, um das noch übrige Holz nach Hause zu bringen, hörte er abermals das Stimmlein „Nothgottes." Erschrocken ob dieses neuen Wunders suchte er den Baum auf, wo er das Bild am vorigen Tage gefunden hatte; sein Ochs blieb abermal stehen, und grub mit seinen Hörnern so lange an der Wurzel, bis das Bildchen aus der Erde zum Vorschein kam. Nun dachte der fromme Knecht, daß dieses eine besondere Bedeutung für seinen Herrn haben möge. Er brachte es wieder nach Hause und erzählte dem Ritter die ganze Geschichte. Da ergriff diesen Reue und das Andenken an sein Gelübde. Er ließ sogleich an dem Ort, wo der Knecht das Bildchen fand, eine Kirche, und auf dem Stamm des Baumes einen Altar errichten, wo sie bis auf unsere Zeiten unter dem Namen „Nothgottes" verehrt wurde. — Die Anzahl der Wall-

fahrer hierher in der Fastenzeit wurde früher auf 16,000 und mehr gerechnet.

Mal. Rheinland.

Die Legende vom heiligen Rupert.

Unter der Regierung Karls des Großen oder Ludwigs des Milden lebte ein mächtiger Herzog am Rhein, der das ganze Land zwischen der Selz, der Blies, der Simmer und der Heimbach von Bingen bis nach Lothringen beherrschte. Er hatte eine gar schöne und sittsame Tochter, Bertha genannt. Diese vermählte er an den zwar tapfern, aber wilden Fürsten Rohland, in der Hoffnung, ihn durch diese Verbindung zur christlichen Religion zu bringen. Der jungen Fürstin Reize fesselten auch eine Zeit lang den unbändigen Krieger, aber bald trieb ihn die wilde Lust wieder zum Kampfe und zu andern Weibern, und Bertha mußte von ihm alle nur mögliche Unbilden eines rohen Gemüthes ertragen. Demohngeachtet zog sie sich duldend in stille Einsamkeit zurück, und klagte nur dem Himmel ihre Noth. In der Bitterkeit ihres Kummers rief sie öfters aus: „Ach Gott, wann werde ich einmal von der Tyrannei dieses Unholden befreit werden!“ — Da aber die Unarten des Gatten eher zu-

als abnahmen, gelobte sie das Kind, das sie von ihm unter ihrem Herzen trug, dem himmlischen Vater, und gab ihm, als es zur Welt kam, den Namen Rupert. Von nun an hing Bertha mit ganzer Seele an ihrem Söhnlein, und suchte ihn zu einem frommen christlichen Helden zu erziehen. Da sie die rohe Kriegslust ihres Gatten für die Hauptursache ihres erduldeten Unglücks hielt, so flößte sie dem kleinen Rupert mehr die Tugenden der christlichen Sanftmuth und Liebe, als die des alten heidnischen Heldenthums ein. Dadurch machte sie aber das Herz ihres Gatten sich und ihrem Kinde mehr abhold, als geneigt. Er verhöhnte die Erziehung, welche sie ihrem Sohne gab, weil er sie für weiblich hielt, und warf sich desto frecher in den Armen seiner Buhldirnen und Kebsweiber herum. Er lag von nun an beständig zu Felde in heimischen und fremden Fehden, und wurde endlich in einer Schlacht vom Feinde erschlagen. Nach seinem Tode verließ Bertha das Schloß Laubenheim an der Nahe, wo sie bisher so viel Kummer ertragen mußte. Sie nahm ihren geliebten Sohn Rupert in die Arme, und zog mit ihm nach Bingen, um von aller Welt entfernt in der Einsamkeit zu leben. Kaum war dieser Entschluß in dem Lande bekannt, als sogleich eine Menge von fürstlichen und ritterlichen Freiern zu ihrem Schlosse ritten, um das Herz und die Hand

einer eben so schönen als reichen Wittwe zu erhalten. Bertha verwarf jedoch alle Anträge, so vortheilhaft und einladend sie auch für eine junge Frau gewesen sein mögen, und widmete ihr Leben nur dem Dienste Gottes und der Erziehung ihres Sohnes. Dieser wurde auch so mächtig von der mütterlichen Lehre ergriffen, daß er sogar die üblichen Ritterspiele seiner Zeit hintenan setzte, und nur der Wohlthäter armer Kinder sein wollte. Wenn er viele solcher Knaben zusammengebracht hatte, führte er sie vor Bertha, und sagte: „Siehe, Mutter, deine Kinder!“ — Diese antwortete hierauf, die Gesinnungen des jungen Heiligen billigend: „Mein lieber Sohn, es sind auch deine Brüder.“ Seine Sorge für die Armen ging so weit, daß, als die fürstliche Wittwe sich in ihrem Schlosse eine Hauskapelle erbauen lassen wollte, er auf die Armen deutete, mit den Worten des Evangeliums: „Breche erst den Hungrigen dein Brod, bedecke erst die Nackenden mit deinen Kleidern, und führe die verlassenen Fremdlinge in dein Haus, denn diese sind die lebendigen Tempel des heiligen Geistes.“ So sehr er sich nun durch diese guten Werke die Liebe der Armen und des frommen Volkes erworben hatte, so verächtlich wurde er dadurch dem Adel und den fürstlichen Leuten des Landes. Die jungen Edelknaben, welche ihn häufig besuchten, wollten fast nicht mehr mit ihm

umgehen. Sie gaben ihm zu verstehen, daß es seinem hohen Stande angemessener sei, sich mit ihnen in Ritterspielen zu üben, als sich durch den Umgang mit solchen Bettelbuben zu entehren. Doch diese Spottreden der Edelknaben konnten den jungen Fürsten nicht abhalten, seine bisherige Lebensart fortzusetzen, und den armen Kindern seine Wohlthaten angedeihen zu lassen. Nur von himmlischen Seligkeiten und Kronen entzückt, wandte er seine Blicke von dem fürstlichen Glanze seiner Hoheit und richtete sie nach dem Himmel. Unter so frommen Gedanken schlief er eines Abends auf einem bemoosten Felsen am Ufer des Rheins ein, und ihm erschien im Traume folgendes Gesicht. Er sah an dem Ufer einen ehrwürdigen Greis, aber mit einem gar freundlich schönen Angesicht stehen, und um ihn her sprangen viel muntere Knaben in das helle Wasser des Rheins. Der Alte wusch einen jeden ganz rein, und so kam er in einer schönern Gestalt aus den Fluthen hervor. Als Rupert eine Zeit lang dieser Handlung zugesehen hatte, erhob sich aus dem Flusse eine gar reizende Aue. Sie war mit den schönsten Blumen und Kräutern besetzt und aus ihnen duftete ein köstlicher Wohlgeruch, welcher die ganze Gegend umher erfüllte. Am Rande war die Aue mit mancherlei Bäumen und Gebüschen umgeben, und an denselben prangten die köstlichsten Früchte. Auf den Aesten, mit wei-

ßer und röthlicher Blüthe geschmückt, flatterten muntere Vögelchen umher, in den schönsten Farben erglänzend, und in dem Gebüsche sangen andere, süßer als die Lerchen und Nachtigallen. Als nun der Alte die Knaben alle gewaschen hatte, führte er sie über den Rhein auf das schöne Eiland, bekleidete sie mit weißen Gewändern, und wies ihnen die Blumen und die Früchte zum Genusse an. Rupert, von dem schönen Schauspiele hingerissen, wandte sich bittend zu dem Greise und sagte: „O, laß mich doch auch mit den Kindern auf dieser schönen Aue weilen!" Dieser aber antwortete: „Hier ist deine Bleibensstatt nicht; du hast dir durch deine guten Werke eine Brücke zum Himmel gebauet, wo du unter Engeln wohnen wirst. Das Brod, welches du bisher den Armen gegeben, wird dir dort ein Himmelsbrod, und die Kleidung, womit du sie bedeckt hast, ein Kleid der Unschuld werden." Unter diesen Worten des Alten sah der heilige Rupert aus den blühenden Bäumen der Insel einen glänzenden vielfarbigen Regenbogen von einer Seite bis zur andern sich zum Himmel wölben. Auf ihm flatterten tausend und tausend schöne liebliche Engelchen mit goldenen Fittigen auf und ab. Ganz oben saß in einer Lichtwolke, mit Strahlen umgeben, das Christkindlein und vor ihm kniete ehrerbietig der kleine Johannes, ihm ein zartes reines Lämmlein vorführend, womit

sie spielten. Hierauf kamen zwei Engel geflogen, und brachten dem kleinen Christ das Kleid, was kurz zuvor der heilige Rupert einem armen Knaben geschenkt hatte. Er ließ sich damit von den Engeln bekleiden, und als er es ganz angezogen hatte, sagte er: „Sehet dies ist das Kleid, welches mir der kleine Rupert geschenkt hat; dafür will ich ihn auch dereinst mit dem Glanze der Heiligkeit umgeben.“ Im höchsten Gefühle der Andacht und Wonne wollte der heilige Knabe seine Hände nach dem Christkindlein ausstrecken; aber die Erscheinung verschwand; er erwachte, und vor ihm kniete der arme Knabe, um ihm für das geschenkte Kleid zu danken. Als Rupert also erwacht war, nahm er den Knaben mit sich und erzähte seiner Mutter den Traum. Diese freute sich sehr des heiligen Gesichts, er aber faßte von nun an den Entschluß, nach Rom zu dem Grabe der heiligen Apostelfürsten zu wallen, und dort sein Leben dem Himmel zu weihen. Da Bertha merkte, daß ihr Sohn entschlossen sei, sie zu verlassen, und in seinem noch zarten Alter eine so weite Reise vorzunehmen, wurde sie sehr betrübt und sagte ihm mit vielen Thränen: „Bedenke doch mein liebster Sohn, daß du das einzige Kind bist, das ich mit Schmerzen geboren habe, und auf dem die Erhaltung unsers edlen Fürstenstammes beruht. Wie will ich ohne dich die Einsamkeit meines

Wittwenstandes ertragen? Ich habe dir für Arme und Nothleidende unsere Schätze willig hingegeben; wie kannst du Gott besser und nützlicher dienen, als durch Wohlthaten und Almosen? Bleibe doch bei deiner Mutter und erhalte mir meine einzige Hoffnung und die Hoffnung unseres fürstlichen Geschlechts.“ Durch diese mütterlichen Vorstellungen wurde Rupert gerührt, und er versprach der gekränkten Bertha, sie nicht zu verlassen. Indeß hatte er bereits das Alter erreicht, wo in dem jugendlichen Herzen die ersten Gefühle der Liebe und Mannbarkeit erwachen, und Bertha schmeichelte sich, bald in ihm den frommen Stammvater eines großen Fürstenhauses und den christlichen Helden gegen die Ungläubigen zu finden. Sie umgab ihn daher mit edlen Jünglingen und Fräulein, um ihn durch deren Umgang an ritterliche Thaten und fürstliche Gesinnungen zu gewöhnen. Diese ermahnten ihn auch, daß er als Erbe eines Herzogthums und großer Reichthümer sein Leben nicht durch niedere Beschäftigung mit Bettlern und Landstreichern verächtlich machen dürfe. Sie sagten ihm, daß es nun Zeit sei, durch Uebung in Waffen und edle Sitten den Preis der Ehre und Minne zu erkämpfen. So wollten die fürstlichen Jünglinge seinen Ehrgeiz reizen; die Fräulein aber warfen nicht ungern ihre Augen auf einen Prinzen, welcher Ansprüche auf eine so hohe

Würde und große Güter und Reichthümer hatte. Dieses Alles aber, ohne den geistlichen Helden zu reizen, bestimmte ihn viel fester in dem Vorsatze, seine Wallfahrt nach Rom zu beschleunigen, um dadurch, wie er glaubte, diesen Fallstricken des Teufels zu entgehen. Statt des stolzen Fürstenmantels zog er ein einfaches Pilgerkleid an, und statt der gepriesenen Waffen ergriff er einen Pilgerstab, und wallte zu der heiligen Stadt, wo er am Grabe der Apostelfürsten das Gelübde ablegte, sein Herzogthum zu verlassen und seine Güter unter die Armen zu vertheilen. Nachdem er in Rom das Grab der heiligen Apostelfürsten geküßt hatte, kam er, durch schlechte Speisen und eine ermüdende Reise geschwächt, in die Arme seiner traurigen Mutter zurück, stiftete neue Krankenhäuser, die er selbst bediente, und lebte mehr wie ein Einsiedler, als ein Fürst. Diese anstrengenden Beschäftigungen untergruben seine ohnedies schon geschwächte Körperkraft. Er wurde von einer zehrenden Krankheit befallen, und starb bald nach seiner Zurückkunft schon im zwanzigsten Jahre seines Alters. Sein Körper wurde zu Bingen begraben, aber seine Herrschaften und Güter kamen an Fremde oder seine Verwandten. Bald nach Ruperts und seiner Mutter Bertha Tode 864, kamen die Normänner den Rhein herauf und zerstörten, nebst vielen andern Städten, auch Bingen und die Einsiedeleien beider Hei-

ligen. Die Einwohner, welche bisher ihre Wohnung auf dem linken Naheufer aufgeschlagen hatten, zogen nun auf das rechte, und legten dort die jetzige Stadt an, welche wahrscheinlich der Erzbischof von Mainz, Hatto, nach dem Tode des heiligen Rupert seinem Erzstift einverleibte; wenigstens bestätigen sowohl Urkunden als Sagen, daß er die neuerbaute Stadt mit Mauern umgeben, den Grund zu den Schlössern Klopp und Ehrenfels gelegt, und den Mauththurm, jetzt Mäusethurm genannt, auf der Rheininsel oberhalb des Bingerlochs erbaut habe.

Malerisches Rheinland.

Die goldne Brücke.

Am Rhein, am grünen Rheine, da ist so mild die Nacht,
Die Rebenhügel liegen in goldner Mondespracht.

Und an den Hügeln wandelt ein hoher Schatten her
Mit Schwert und Purpurmantel, die Krone von Golde schwer.

Das ist der Karl, der Kaiser, der mit gewaltiger Hand
Vor vielen hundert Jahren geherrscht im deutschen Land.

Er ist heraufgestiegen zu Aachen aus der Gruft
Und segnet seine Reben und athmet Traubenduft.

Bei Rüdesheim, da funkelt der Mond ins Wasser
hinein,
Und baut eine goldne Brücke wohl über den grünen
Rhein.

Der Kaiser geht hinüber, und schreitet langsam fort,
Und segnet längs dem Strome die Reben an jedem
Ort.

Dann kehrt er heim nach Aachen und schläft in sei=
ner Gruft,
Bis ihn im neuen Jahre erweckt der Traubenduft.

Wir aber füllen die Römer und trinken in goldnem
Saft
Uns deutsches Heldenfeuer, und deutsche Heldenkraft.
Emanuel Geibel.

St. Nikolaus.

Zu Rüdesheim an Brömsers Burg, da steht ein
steinern Haus,
Und drin ein wunderwirkend Bild des heil'gen
Nikolaus.

Ein Schiffer kniet davor und fleht: „Laß Gnade mir geschehn,
Mich und mein Schifflein unversehrt durchs Loch zu Bingen gehn.

„Und wenn du, heilger Nikolaus, mich des gewähret hast,
Eine Kerze stift' ich deinem Haus wie meines Schiffes Mast."

Der Heilge nickt Erhörung zu und pfeilschnell fliegt das Schiff
Auf glatten Wellen unversehrt, übers lauernde Felsenriff.

Da sprach der Schiffer und lachte derb; die Gefahr ist nicht so groß,
Ich sehe wohl, mich beißen nicht die Fisch im Wellenschoß.

„Und du, habsüchtger Heilger du, will ewig sein verdammt,
Wenn nur ein Stümpfchen, fingersgroß, vor deinem Bilde flammt."

Das Wort ist gesprochen, da kracht das Schiff, das Wasser schießt herein:
Die Fische beißen den Schiffersmann; noch zeigt man sein Gebein.

Rüdesheim.

Vorbei, vorbei an Berg und Thal
Mein kleines Schiff im Abendstrahl — —
O Rüdesheim, wie schön und mild
Stralt aus der Flut zurück dein Bild!
Manch' halb verklung'ne Sage hallt
Um deine Burgen grau und alt,
Von ihren Thürmen wehn der Flieder,
Die Birke jetzt als Banner nieder;
Doch hört der Schiffer oft bei Nacht,
Auf später Fahrt, eh' Sturm erwacht,
Ein leises Klagelied verhallen,
Und sieht bei'm matten Sternenlicht,
Ein Frauenbild vorüber wallen;
Gisela war's, er zweifelt nicht!
Doch Brömser's herrliches Geschlecht,
Einst kühn und tapfer im Gefecht,
Fromm und gerecht und mild im Haus
Ruht längst in Grabeshallen aus.
Nicht mehr, wie sonst, zieht hoch zu Roß
Der Erzbischof von Mainz herab,
Auf jene Insel — Ludwigs Grab
Des Gaues Huld'gung zu empfahen;
Nicht mehr ertönt, wenn Feinde nahen,
Von Ort zu Ort der Glocken Klang
Und Feldgeschrei und Schlachtgesang;
Nicht sind von Bürgern mehr geschirmt
Des Landes Burgen hochgethürmt,

Nicht beten Mönch und Nonne mehr
Für ihrer Waffen Ruhm und Ehr'.
Nur selten wallet gramerfüllt
Ein Pilger noch zum Gnadenbild,
Das einst auf waldumgrünter Haide
Ein Stier gewühlt aus feuchtem Grund.
Vorüber alles — alles fort,
Zerstäubt, vergessen und vergangen!
Nur noch die Rebenberge dort
Mit Kränzen reich wie sonst behangen,
Und d'rüber hingebreitet blau
Der Frühlingshimmel mild und lau,
Und noch wie sonst der alte Rhein
Umglüht vom Abendpurpurschein.
Vorbei, vorbei an Berg und Thal
Mein kleines Schiff im letzten Strahl. — —

Adelheid v. Stolterfoth.

Die Felsenkirche zu Oberstein.

Ich komm als ein büßender Pilger gegangen,
Vergebung der Sünden, Herr Papst, zu erlangen,
Die Firnen der Alpen, den ewigen Schnee
Schon hab ich geröthet mit blutendem Zeh.

„Laß dein Vergehen uns, Ritter, erfahren,
Die wir die Schlüssel des Himmels bewahren.
Und haben dich Flammen der Reue durchwallt,
Uns wurde zu binden, zu lösen Gewalt."

Wohl muß ich unseliger That mich verklagen:
Ich habe den eigenen Bruder erschlagen.
Von der Väter Schloß auf ragendem Stein
Warf ich hinab sein zerschmetternd Gebein.

„O wehe, wie sprichst du gelassenen Muthes!
Gedenke des himmelanschreienden Blutes.
Kein Opfer versühnte, vertilgte die Spur,
Ihr schaudert, im tiefsten empört, die Natur."

Mich reizte der Bruder auch widernatürlich:
Er wußte zu wohl, wie mir unwillkürlich
Jede Fiber erbebte, das Blut mir gerann,
Wenn eine Katze mich schleichend umspann.

Da steckte der Bruder mir, heiliger Vater,
In den Stiefel den scheußlichen, blinzenden Kater.
Ich fuhr hinein und wie ward ich begrüßt!
Das hat mit dem Leben der Spötter gebüßt.

„Nein lächelt nicht, Säulen des römischen Stuhles,
Beweinet die Seele, die Beute des Pfuhles.
Sie ward nicht vom Feuer der Reue durchloht,
Ihr ist mit dem ewigen Feuer gedroht.

„Du batest um Segen, ich sollte dir fluchen,
Geh hin in die Wüste Zerknirschung zu suchen;
Du findest bei Thieren wohl menschlichern Sinn:
Da wohne, so ist es der Welt ein Gewinn.

„Doch fühlst du im Busen die Folter sich regen,
So haben wir Buße dir aufzuerlegen:
Kehr heim mit gebrochenem, seufzendem Muth
Und gieb an die Armen dein Geld und dein Gut.

„Und wo der Erschlagne vorübergefallen,
Da lasse die Schläge des Hammers erschallen,
Erweiche mit Thränen den harten Stein
Und grab eine Kirche dem Felsen ein."

Der strafenden Worte gieng Keines verloren,
Sie waren ihm Dolche sein Herz zu durchbohren.
Er hatte sich selbst wie im Spiegel gesehn,
Ein Scheusal, mußt' er entsetzt sich gestehn.

Nicht braucht' er in Wüsten Zerknirschung zu suchen,
Er möchte sich selber viel härter noch fluchen.
Da wandt er sich heim mit gebrochenem Muth
Und gab an die Armen sein Geld und sein Gut.

Und wo der Erschlagne vorübergefallen,
Da ließ er die Schläge des Hammers erschallen,
Erweichte mit Thränen den harten Stein
Und grub die Kirche dem Felsen ein.

Er hämmerte fleißig den Tag und die Nächte,
Und sank ihm ermattet die nervige Rechte,
Du büßest, gedacht' er, den Brudermord,
Und hämmerte wieder und meißelte fort.

So trieb er es Jahrelang ohne zu stocken:
Da luden zur Kirchweih fröhliche Glocken.

Und als die Gemeinde versammelt war,
Der Graf lag todt vor dem Hochaltar.

Da sangen die Chöre: Nimm diesen nach Oben:
Er gab uns dies Haus dich zu flehn und zu loben.
Denn Dein ist der Preis und die Ehre sei Dein,
Du schmelzest die Herzen und schmeidigst den Stein.

K. S.

Karl und Elbegast.

Eines Abends, da der Kaiser schlief
Auf seiner neuen Pfalz am Rhein,
Da weckt' ein Engel ihn und rief:
Auf, Kaiser Karl, ein Dieb zu sein!

Auf, Karl, und stiehl, es ist Gottes Gebot,
Auf, großer Kaiser, werde zum Dieb,
Und stiehlst du nicht, es ist dein Tod,
Geschwinde stiehl, wenn das Leben dir lieb.

Da sprach der Kaiser: „Ich bin so reich,
Mir zollt der Rhein und der Donaustrom,
Wer ist an Schätzen dem Kaiser gleich,
Dem Köln gehorcht und das ewige Rom?

„Mit Ehren noch ist das Haar mir ergraut;
Sollt ich nun stehlen, das wär ein Spott!

Meinen Ohren hab ich zu viel getraut:
Warum geböte mir solches Gott?"

Der Engel warnte: Grüble nicht nach,
Was der Herr dir räth, dem folge blind,
Und dünkt dich Diebstahl eitel Schmach,
So wisse, du bist an Witz noch ein Kind.

Da regte der Engel der Flügel Gold
Und hob sich empor zu himmlischen Höhn.
„Du stehst nicht in der Hölle Sold,
Dazu ist dein Gefieder zu schön!

Muß ich nun stehlen, ich alter Mann!
Es war kein Spuk, mir hat nicht geträumt;
Doch wie beginn ichs, wie greif ichs an?
Ich hab es in jungen Jahren versäumt."

In Stahl und Eisen kleidet' er sich,
Zu Häupten band er den lichten Helm,
Er nahm das gute Schwert und schlich
Sich vor das eigne Thor als ein Schelm.

„Wie waren Diebe mir stets verhaßt!
Wüßt ich nun einen, das wär mir lieb;
O käm zur Hülfe mir Elbegast,
Der schlaue Zwerg, der berüchtigte Dieb!

„Ich hab ihm oft mit dem Galgen gedroht,
Durch Heid und Busch ihm nachgesetzt:
Nun wäre mir solch ein Lehrer Noth,
Der ist mit allen Hunden gehetzt."

Da vermißt' er den Harnisch auf der Brust,
Den Helm vermißt' er auf dem Haupt,
Auch bemerkt' er seines Schwerts Verlust:
Die hatte ihm Elbegast geraubt.

Da stand vor ihm der kleine Wicht
Und sprach: Sie schienen allzuhell,
Gewaffen taugt zum Stehlen nicht,
Ich trugs zurück in die Kammer schnell.

Wo willst du nun stehlen? sag mir bald,
Ich bin dir beizustehn bereit;
Doch meine Geschäfte sind mannigfalt,
Verlieren wir nicht die köstliche Zeit. —

„Wo," sprach der Karl, „ist einerlei,
Wenn es nur sonst der Mühe verlohnt.
Einen Kaufherrn weiß ich hier nahebei,
Und dort ists, wo ein Bäuerlein wohnt.

„Der Kaufherr hat schon längst zu viel,
Das Bäuerlein heut erst Geld gelöst:
Nun wähle dir, wen du willst, zum Ziel,
Und morgen sind sie von Allem entblößt." —

Dem Bauer stehl ich nicht sein Obst:
Wer den Bauer schädigt, der verdirbt,
Der Bauer ist kein feister Probst,
Der mit Händefalten Gut erwirbt.

Den Kaufherrn kostet's auch den Schweiß
Ihn zu berauben, das bleibe fern;

Den Abt, den Bischof geb ich Preis
Und Mönch und Knönch und geistliche Herrn.

Ich kenn ihrer viel im römischen Reich:
Ob die Seel aus dem Feuer springt,
Gilt dem gierigen Pfaffen gleich,
Wenn ihm das Geld im Kasten klingt. —

„Du Heide, der du an Klötze glaubst,
Laß Chorrock und Kaputz in Ruh!
Was du dem Pfäfflein heute raubst,
Das legt der Bauer ihm morgen zu.

„Ein würdger Priester, ein treuer Hirt
Der Herde, die ihm Gott vertraut;
Von welchem Der geärgert wird,
Dem gieng es billig an Haar und Haut.

Weißt du nicht einen Reichsbaron,
Der sich mit sechzehn Ahnen spreizt?
Er thut, als stützt' er Altar und Thron,
Doch seh ich nur, daß er birscht und baizt.“

Der Kleine sprach: In der Burg dort sitzt
Eine rechte Plage für Stadt und Land;
Bei dem hab ich schon oft stipitzt,
Er ist Graf Harderich genannt.

Er macht sich des Volkes Noth zu Nutz,
Er bricht den Frieden und beugt das Recht,
Bis sich der Freie in seinen Schutz
Begiebt als ein leibeigner Knecht.

Er ist auch seinem Herrn nicht treu,
Er wünscht sich nur des Kaisers Tod,
So dürft er hausen ohne Scheu,
Und brächte das halbe Reich in Noth. —

„Da ist gut stehlen, das ist mein Mann!"
Sprach Karl, den des Vasallen verdroß.
Da gingen beide, der Zwerg voran,
Sie kamen bald vor ein stolzes Schloß.

Das Zwerglein raunt' ein Zauberwort,
Das öffnete Thor und Thür zumal:
Der Kleine schlich in den Stall sofort,
Der Kaiser trat in den weiten Saal.

Neben dem Saal im Schlafgemach,
Da schlief die Gräfin und der Graf;
Doch plötzlich ward jetzt Harderich wach,
Pferdegewieher scheucht' ihm den Schlaf.

Das Zwerglein wollt ihm leise nahn,
Da wieherte laut das treffliche Pferd.
Nun rief der Graf einen Knappen an:
„Geh, schau mir was den Hengst beschwert."

Der Knappe taumelte schlummerfaul
Zu schauen, was den Hengst erschreckt:
Da hatte der Zwerg sich über dem Gaul
Lang hin auf einen Balken gestreckt.

Als da der Knappe Niemand sah,
Zu dem Grafen sprach er aufgeräumt:

Es ist keine lebende Seele da,
Dem Hengst hat wohl was Liebes geträumt.

Harderich schickte sich zu ruhn;
Doch lauter wieherte jetzt das Roß.
Da rief der Graf: Was sagst du nun?
Ich sag, es sind Räuber in meinem Schloß.

Die braune Fackel brannt er sich an,
Stieg selbst hinunter in seinen Stall:
Da suchte lange der sorgende Mann,
Die Räume durchforscht' er, die Winkel all:

Er fand von Räubern doch keine Spur;
Unwillig kehrte zurück der Graf.
Da sprach sein Weib: „Gesteh es nur
Dir rauben andre Sorgen den Schlaf.

„Du schliefst schon nicht die dritte Nacht,
Dir schmeckt kein Essen, mundet kein Trank,
Gern wüßt ich, was dich so trübe macht,
Ich fürchte, du wirst noch ernstlich krank."

Er wollt es nicht sagen, sie ließ nicht nach,
Sie küßt' ihn bleich und wieder roth;
Zuletzt ergab er sich und sprach:
„So wisse, wir schworen des Kaisers Tod.

„Wir unser Zwölfe" (er nannte sie ihr)
„Wir reiten morgen in seine Pfalz,
Zwölf scharfe Dolche wie dieser hier,
Die bohren wir ihm durch Brust und Hals."

Das hörte der Kaiser Wort für Wort
Und behielt es wohl in seinem Sinn,
Er schlich sich leis zu dem Zwerglein fort;
Das dachte nur auf des Heugstes Gewinn.

„Ich stehle dir Eier aus der Brut;
Dies Pferd litt nicht, daß ichs bestieg:
Ich weiß kein Roß, so wacker und gut,
Und wer es reitet, mit dem ist Sieg!

„Es hat gewiehert, und sich gebäumt" —
Der Kaiser sprach: „Laß mich heran."
Der hat es gesattelt und hat es gezäumt,
Lammfromm trug es den herrlichen Mann.

Der Kaiser ritt es aus dem Thor,
Er ritt zu seiner Pfalz in Hast,
Den Zwerg er aus den Augen verlor,
Nie sah er wieder den Elbengast.

Die Seinen rüttelt' er aus dem Schlaf,
Er rüttelte Manchen aus süßem Traum:
„Kommt mit den Zwölfen der falsche Graf,
Die hängt mir an den höchsten Baum."

Sie kamen am Morgen zur Pfalz gesprengt:
Da ritt der Kaiser des Grafen Roß.
Dem Grafen ward das Herz so beengt,
Wehrlos ergab er sich dem Troß.

Sie fanden alle den grimmen Tod,
Der Zwölfe kehrte Keiner heim:

Von dem Engel, der ihm zu stehlen gebot,
Hieß Karl die Pfalz nun Ingelheim.

K. S.

Trinklied von Karl dem Großen.

Es lebe Karl der Große, ein echter deutscher Mann!
Und jeder Deutsche stoße mit seinem Becher an!

Er thronte dort in Aachen, dem altberühmten Ort,
Und Völker vieler Sprachen gehorchten seinem Wort.

Es hat der große Kaiser, trotz seinem langen Bart —
Er war um desto weiser —, den Ernst mit Lust gepaart.

Er liebte warme Quellen und schwamm an manchem Teich:
An schönen Badestellen ist Aachen durch ihn reich.

Den edeln Ingelheimer zog er bei seinem Schloß,
Wovon schon mancher Eimer die Kehl uns niederfloß.

Am Rüdesheimer Berge hat er den Wein gepflanzt,
Wo Nixen sonst und Zwerge um Hattos Thurm getanzt.

Wenn wir den Rheinwein trinken, so werde sein gedacht;
Auch die westphälschen Schinken hat er erst aufgebracht.

Er taufte ja die Sachsen; es war ein strenges Muß.
Er zog sie bei den Fachsen wohl in den Weserfluß.

Die heidnischen Westphalen, die schlachteten nicht ein:
Die Mönche drauf befahlen ein fett St. Martinsschwein.

Dem heilgen Mann zu Ehren hieng man sie in den Rauch:
So sah man sich vermehren den lobenswerthen Brauch.

Es lebe Karl der Große, ein echter deutscher Mann!
Und jeder Deutsche stoße bei seinem Namen an!

A. W. v. Schlegel.

Auch ein Held.

Wir kleine freiwillige Schützenschaar,
Wir haben auch unsern Helden fürwahr,
So gut als wie die großen,
Die uns wie nichts verstoßen.

Wir kleine freiwillige Schützenschaar,
Wir haben 'nen Helden und das ist wahr,
Der läßt sich nicht verdrießen,
Dem Feind in die Scheibe zu schießen.

Wir freien Schützen, wir standen vor Mainz,
Wir standen aber davor nicht alleins:
Es standen aus vielen Landen
Viel andere noch, wo wir standen.

Wir freien Schützen, da stehn wir vor Mainz,
Hier ist kein Ruhm zu gewinnen, scheints;
Es wird kein Blut nicht vergossen,
Es wird nicht gehaun noch geschossen.

Ihr freien Schützen, und obs euch verdrießt,
Ich sags euch, daß mir keiner schießt;
Das Schießen ist verboten
Mit Kugeln und auch mit Schroten.

Da stand wohl unser Schützenheld
Auf einem Posten postiert im Feld,
Ihm stand in langer Hose
Genüber ein Franzose.

Da kam dem Herrn Franzosen es an
Mit Hohn zu begegnen dem deutschen Mann;
Er zieht die Hose vom Leibe
Und zeigt' ihm die nackende Scheibe.

O freier Schütze, es ist nicht Noth,
Daß du jetzt haltest das Gebot;

O laß dich nicht verdrießen
Dem Feind in die Scheibe zu schießen.

Den freien Schützen, da faßt ihn der Grimm,
Da geht es dem Herrn Franzosen schlimm;
Er schießt ihm keck in die Scheibe,
Daß er nicht Hohn mehr treibe.

Der Franzmann hinkt mit Schmach nach Haus,
Der freie Schütz ist stolz garaus;
Gar über sein Verhoffen
Hat ihn solch Glück betroffen.

O freier Schütze, dir ist es geglückt,
Daß du die Büchse hast abgedrückt,
Und nach einem solchen Ziele,
Wie außer dir wohl nicht viele.

O freier Schütze, dir ist es geglückt,
Daß du allein dich mit Ruhm hast geschmückt;
Wir alle müssen, wir andern,
Nach Hause ruhmlos wandern.

O freier Schütze, wir bitten darum,
Mit deinen Kamraden theile den Ruhm,
Daß wir, mit Ehren zu melden,
Doch haben auch einen Helden.

Du Schütze, du Held im ersten Glied,
Wir singen auf dich dies Ehrenlied,
Doch machen wirs uns zum Bedinge,
Daß es kein Andrer uns singe.

Rückert.

Die goldene Luft.

Zu Mainz ist eine Straße die goldne Luft genannt
Als einst von Gasse zu Gasse die Pest die Stadt durchrannt
Und was darin gewohnet hinraffte in die Gruft,
Da blieb allein verschonet sagt man die goldne Luft.

Und als die goldnen Lüfte vertrieb der goldne Hauch,
Erheiterten die Grüfte der Stadt sich wieder auch;
Ausgoß von dort allmählig sich neue Bevölkerung
Und füllte bald unzählig die Stadt mit Alt und Jung.

So ward mir jüngst erzählet von Einem, den ich mir
Zum Führer hat erwählet; der zeigte mir die Zier
Der Stadt, die alterthümlich, einst Deutschlands Schutz und Wall
Jetzt wieder pranget rühmlich nach des Tyrannen Fall.

Die Pest, die hier gehauset, wem ist sie nicht bekannt?
Sie ist es, die durchgrauset das ganze deutsche Land.
Verschont ist nichts geblieben von ihrem Moderduft,
Bis daß sie ward vertrieben von goldner Freiheit Luft.

Rückert.

Heinrich Frauenlob.

In Mainz ists öd und stille, die Straßen wüst
und leer,
Nur Schmerzgestalten ziehen im Trauerkleid umher
Nur Glockentöne schwirren gar bange durch die Luft,
Nur eine Straße füllt sich und die führt in die Gruft.

Und wie der Ruf vom Thurme verklingt in leisem
Flug,
Da naht dem heilgen Dome ein stiller, ernster Zug.
Viel Männer, Greis und Kinder, der Frauen holde
Zahl,
Jedwed im Auge Thränen, im Busen herbe Qual.

Sechs Jungfraun in der Mitte, die tragen Sarg
und Bahr,
Und nahn mit dumpfem Liede dem reichen Hochaltar;
Der giebt statt Heilgenbilder der Menschheit Wap-
pen kund:
Ein weißes Kreuz ganz einfach auf rabenschwar-
zen Grund.

Auf schwarzem Sargtuch ruhet ein frisches Lorberreis,
Die grüne Sängerkrone, der hohen Lieder Preis,
Und eine goldne Harfe, die lispelt leis und lind,
Die Saiten beben trauernd durchwebt vom Abend-
wind.

Wer ruht wohl in dem Sarge von Todeshand erfaßt?
Starb euch ein lieber König, daß Alt und Jung erblaßt?
Ein König wohl der Lieder, der Frauenlob genannt,
Ihn ehret noch im Grabe das deutsche Vaterland.

Der schönsten Himmelsblume, die mild auf Erden blüht,
Dem holden Preis der Frauen klang einst sein heilig Lied.
Drum ist auch welk die Hülle und alt der Sängersmann,
Sie lohnen doch, was Liebes der Lebende gethan.

Und selbst das hohle Auge der schwarzen Mitternacht
Sieht weinend manches Mädchen, das noch am Sarge wacht;
Sei klanglos auch die Harfe, vom Trauerflor umhüllt,
Es klingen da die Lieder, es lebt des Sängers Bild.

Anastasius Grün.

Willegis.

Es sahen am Thum zu Mainz die adeligen Herrn
Den Willegis zum Bischof nicht allewege gern.
Der war ein Wagnerssohn:
Sie malten ihm zum Hohn

Mit Kreide Räder an die Wand:
Die sah er wo er ging und stand;
Doch es nahm Willegis
An dem Schimpf kein Aergerniß.

Denn als der fromme Bischof die Räder da ersehn,
So hieß er seinen Knecht nach einem Maler gehn:
„Komm Maler, male mir
Ob jeder Thür dahier
Ein weißes Rad im rothen Feld,
Darunter sei die Schrift gestellt:
Willegis, Willegis,
Denk woher du kommen sis!"

Nun wurde von den Herrn am Thum nicht mehr geprahlt,
Man sagt, sie wischten selber hinweg, was sie gemalt.
Sie sahn, dergleichen thut
Bei weisem Mann nicht gut.
Und was dann für ein Bischof kam,
Ein Jeder das Rad ins Wappen nahm:
Also ward Willegis
Glorie das Aergerniß.

August Kopisch.

Das Fräulein vom Steine.

Und ziehst du zum Gestade des vaterländschen Rheins
Und kommst auf deinem Pfade ins altergraue Mainz,

Durchwallest du die Thore, die Gassen breit und eng,
Wo Haus und Pfalz sich reihet in rührigem Gedräng,

So wall hinein mit stolzem und festem Siegertritt,
So wall als ob ein König vor seinem Volke schritt',
So wall als ob du zögest an deinem Ehrentag
Ein Bräutigam, zu führen ein hochzeitlich Gelag.

Denn diese Straßen kehrte die allerschönste Hand,
Das edelste der Fräulein im weiten deutschen Land.
Dort auf dem Felsen hauste der Lahn der Herr von Stein,
Zu Mainz die Gassen kehrte sein holdes Töchterlein.

Die Franzen hatten lange das deutsche Reich verheert,
Sie maßen wie mit Ellen das Land sich mit dem Schwert,
Sie rissen von den Gauen sich ab den besten Theil,
Sie griffen zu, wo irgend für Sinn und Gaumen Heil.

Im deutschen Volk mit Zürnen erwacht der alte Geist,
Das noch an kühnen Herzen, an Helden nicht verwaist.
Und wie die Männer rüsten, da will auch keine Frau,
Die zarte Maid nicht fehlen am großen Wiederbau.

Da schrieb das edle Fräulein vom Stein dem Bräutigam:
Der Rettungstag wird tagen, und enden unsre Schaam.

Mein Trauter darf nicht feiern, tritt in die Reihen ein,
Nur nach dem Kampf, dem Siege mag ich sein eigen sein.

Der Brief lief gar behende, doch tückisch lauscht Verrath:
„So greift die Dirn und ihre Verwandten auf der That!
Der Vater ist in Preußen, wo er die Kriegsglut schürt:
Die Tochter drum ergriffen, gestraft wie sichs gebührt.“

Zu Mainz dort auf den Gassen, was ziehn die Trommeln auf?
Sie wirbeln frisch zusammen das Volk in hellem Hauf.
Geschäftig schreiten Büttel in ihrem Scharlachkleid,
Viel grimme Schergen stehen, viel Laurer da bereit.

Sie führen in der Mitte ein Kind, wie Engel hold,
Im weißen Kleid der Unschuld, die Locken lang entrollt:
Den Besen muß sie führen in ihren Händen weiß,
Die Gassen muß sie kehren dort in der Spötter Kreis.

Zwischen Scherg und Büttel fegt sie her und hin:
Ihr Bürger und ihr Bauern, verhöhnt sie nicht euer Sinn?
Nein, keiner will da lächeln, ernst ist jedwes Gesicht:
Darüber möcht sich ärgern mancher Franzosenwicht.

Ist nicht das Kehren Schande in der Büttel Geleit?
Doch alles Volk verneiget gar tief sich vor der Maid,
Die Köpfe sich entblößen, wie wird sie hochgeehrt!
Man wandelt wie zur Wallfahrt auf der Straße,
die sie kehrt.

Ein Jeder denkt das Seine, Gedanken sind noch frei:
Gott gebe seinen Segen zu dieser Kehrerei.
Sei Sie der Reigenführer nach altem deutschen
Brauch
Und lasse Kehraus tanzen bald jeden wälschen Gauch.

Die Büttel und die Schergen ließen die edle Maid.
Bald ward mit Kehraustanzen das Vaterland befreit.
Was lang in treuen Herzen Stoßseufzer nur ge-
haucht,
Das war in voller Wahrheit ans Tageslicht getaucht.

Drum wandelst du am Rheine zu Mainz hindurch
die Stadt,
So blicke mit Verehrung auf deiner Füße Pfad,
So wandle wie ein Bräutigam, der zum Altare tritt,
So wandle wie ein König in stolzem Siegerschritt.
Wilhelm von Waldbrühl.

Adolphseck.

Der deutsche König, Adolph von Nassau war in einen Krieg mit dem Könige von Frank-

reich verwickelt, denn dieser wollte gerne Unfrieden stiften im deutschen Reiche, und bei solcher Gelegenheit seines Vortheils wahrnehmen. Adolph zog mit einem Heerhaufen in das Elsaß gegen den Bischof von Straßburg, der den Franzosen anhing, wurde aber in einem Scharmützel verwundet, und in ein Nonnenkloster gebracht. Die Nonnen pflegten ihn treulich, besonders eine junge Novize, welche oft die Nacht über bei ihm wachen mußte. Sie hieß Imagina, und stammte von einem edlen Geschlecht in den Vogesen ab. Die klösterliche Tracht gab den Reizen der schönen Novize etwas Verführerisches, und als Adolphs Wunde bald geheilt war, da wurde er inne, daß er eine neue in seinem Herzen trage.

Eines Tages ergriff er die Hand seiner jungen Wärterin, und sagte: ich weiß nicht, edle Jungfrau, ob ich Euch danken soll. Durch Eure Pflege bin ich genesen, aber Eure schönen Augen und Euer holdes Lächeln haben mich wieder krank gemacht. — Die Novize erröthete und entfernte sich aus dem Gemach, ohne etwas zu erwiedern. — Der König erwartete, daß sie, wie gewöhnlich, gegen Abend wieder kommen würde, aber statt ihrer erschien eine andere Nonne, und von dieser vernahm er, die Schwester Imagina sei von einer Unpäßlichkeit befallen worden. Diese Nachricht fiel wie ein kalter Reif, in den warmen Frühling seiner

Liebe, und tödtete die Blüthen seiner Hoffnung schon in der Knospe. Er wurde traurig und verdrießlich, und seine neue Wärterin hörte selten ein freundliches Wort von ihm. Drei Tage gingen so hin. Am Abend des dritten Tages, um die zehnte Stunde, da schon Alles im Kloster schlief, öffnete sich leise die Thür seines Gemachs, und die schöne Imagina trat herein, mit einer brennenden Kerze in der Hand.

Gnädiger Herr, sagte sie, der Bischof von Straßburg stellt Euch nach, und will Euch diese Nacht, hier im Kloster, aufheben lassen. Ich komme, um Euch einen Weg zur Flucht zu zeigen. Das äußerste Pförtlein des Klostergartens führt in einen Wald, und durch den Wald geht ein wenig bekannter Fußpfad bis zum Rhein, den ihr in einer halben Stunde erreichen könnt. Am Ufer findet sich wohl ein Fischernachen zur Ueberfahrt, und den Schlüssel zur Gartenthür hab' ich mir verschafft.

Der König säumte nicht lange. Er hatte nur einen einzigen Diener bei sich; diesen schickte er auf der Stelle mit mündlichen Aufträgen an die Edlen von Fürth und Bergheim, welche seine Völker befehligten, und er selbst, von einem treuen Windspiel begleitet, folgte seiner Führerin durch den Garten in den Wald. Hier wollte sich Imagina von ihm trennen und in das Kloster zurückkehren, aber der König bat sie so inständig und rührend, ihn nicht zu

verlassen, daß die Liebe zu Adolph, welche sie bis jetzt zu bekämpfen gewußt hatte, über ihre Frömmigkeit siegte. Sie warf ihren Schleier weg, hüllte sich in des Königs Mantel, und nun wandelten sie, Hand in Hand, dem Rhein zu. Am Ufer stand eine Fischerhütte — der Fischer setzte sie über, und Adolph langte mit seiner Retterin glücklich auf einem seiner Schlösser an. Im einsamen Felsenthal an der Orde, nicht weit von Schwalbach, ließ er für sie eine Burg aufbauen, und gab der Burg den Namen Adolphseck. In der unbesuchten Wildniß belohnte nun die Glücklichen ein Paradies der Liebe. An der Seite der holden Imagina vergaß Adolph der Mühen und Irrsale, an welchen sein Leben so reich war. Doch sein Stern neigte sich früh zum Untergange. Albert von Oesterreich strebte nach der deutschen Krone, und die Absichten desselben beförderte der Erzbischof von Mainz. Der König zog seinem Widersacher mit einem starken, sieggewohnten Heer über den Rhein entgegen. Imagina konnte sich diesmal nicht von ihm trennen und folgte ihm in ritterlicher Kleidung. Mit Mühe mochte Adolph sie bereden, im Kloster Rohnethal bei Worms zu verweilen, bis die Schlacht vorüber sein würde. Nicht weit davon geriethen beide Heere aneinander. Der tapfere Nassauer fiel durch sein Ungestüm und sein Tod zog den Verlust der Schlacht nach sich. Die arme

Imagina lag die ganze Zeit über in der Klosterkirche auf den Knien und weinte und betete. Schon war es Abend, und noch hatte sie keine Nachricht von dem Geliebten erhalten. Der Mond stieg herauf — es wurde stiller und stiller — da sprang das treue Windspiel, welches den König immer begleitete, und ihn auch während des Gefechts nicht verlassen hatte, winselnd zur Kirche herein und zerrte die Beterin am Gewand und lief dann gegen die Thür und wieder zurück — und fing von Neuem zu winseln und zu zerren an. Imagina wurde von einer schrecklichen Ahnung ergriffen und folgte dem Thier, welches sie mitten auf das Schlachtfeld, zur Leiche des Königs führte. Hier lag der tapfere Held, mit blutigen Locken und bleichem Antlitz, von einem nahen Wachtfeuer schauerlich beleuchtet. Imagina warf sich in unendlichem Jammer auf den entseelten Geliebten. Der Leichnam wurde des andern Tages im Kloster Rosenthal zur Erde bestattet. — Die schöne Imagina nahm von nun an weder Speise noch Trank, und eines Morgens fand man sie todt ausgestreckt auf dem Grabe des Königs.

Albert, noch nicht versöhnt durch den Tod seines Gegners, zerstörte auch jetzt Adolphseck, an dessen Ruinen der Wanderer mit Rührung verweilt.

Aloys Schreiber.

Falkenstein.

Hinter dem obstreichen Kronenberg, nicht weit vom Altkönig, sieht man, auf einer Felsenspitze, die einsamen Mauern von Falkenstein. Stille Trauer schwebt über den Ruinen, welche jetzt die Steindrossel bewohnt. Die Burg war, in alter Zeit, fast unzugänglich, und nur ein einziger, jäher und schmaler Fußpfad führte an das äußerste Thor derselben. Damals wohnte hier ein Ritter von düsterm Sinn und rauher Gemüthsart. Er hatte eine einzige Tochter, die schön war und leutselig, und wenn man den Vater dem unwirthlichen Fels der Wüste vergleichen konnte, so erschien sie wie der Stern des Abends, der über dem öden Gestein schimmert. Wer die holde Irmengard gesehen hatte, dem ging das Herz auf in Vertrauen und Liebe. Dies widerfuhr auch dem jungen Ritter Kuno von Sayn, den einmal ein Geschäft auf die Burg Falkenstein führte. Ihr freundliches Auge und ihre freundlichen Worte steckten schnell sein Herz in Brand, und als er wieder aus dem Burgthor ging, sagte er zu sich selbst: Ich will um ihre Hand werben.

In dieser Absicht machte er, nach einigen Tagen, einen zweiten Besuch auf Falkenstein. Der Burgherr empfing ihn ziemlich kalt. Sie standen miteinander in einem Bogenfenster, und

sahen hinaus in die weite, herrliche Gegend. — Keine Burg liegt so schön' wie die Eurige, sagte Kuno, aber der Weg herauf ist gar zu beschwerlich.

Es hat Euch doch Niemand gezwungen, ihn zu gehen, versetzte der alte Falkensteiner, etwas spitz.

Wohl hat mein Herz mich gezwungen, erwiederte Kuno. Eure Irmengard gefällt mir, und ich bin gekommen, ihre Hand von Euch zu begehren.

Der Alte lächelte, und das war an ihm ein schlimmes Zeichen. — Herr Kuno, sagte er nach einigem Stillschweigen, ihr sollt meine Tochter haben, jedoch unter einer Bedingung.

Ich gehe sie im Voraus ein, rief der verliebte Jüngling.

Wohlan, sagte der Ritter von Falkenstein, so laßt einen bequemen Weg in diesen Felsen hauen, damit man künftig zu Roß auf meine Burg kommen könne. Aber in einer Nacht muß dieser Felsenweg gemacht werden, hört Ihr's?

Kuno stutzte — der Alte schmunzelte, fast etwas tückisch: und sie schieden, eben nicht traulich, von einander.

Aber der Ritter von Sayn war verliebt, und darum schien es ihm nicht unmöglich, das Wagestück auszuführen.

Er ging alsbald in sein Bergwerk, und rief dort seinen alten, treuen Steiger, und trug diesem den Fall vor. Der aber schüttelte den Kopf und sagte: Ich kenne das verwünschte Felsennest; und wenn ihr dreihundert Bergknappen hinstellt, so bringen sie das Werk nicht in sechs Nächten zu Stande, geschweige denn in einer.

Kuno setzte sich in traurigen Gedanken am Eingange des Schachtes nieder, und saß noch da, als schon der Abendnebel auf den Waldwiesen emporstieg. Indem er, zufällig die Augen erhob, sah er ein kleines, altes Männchen vor sich stehen, mit weißem Haar und Bart.

Ritter von Sayn, sagte das Männchen, ich habe wohl gehört, was Du mit Deinem Steiger gesprochen. Das ist ein ehrlicher Mann aber das Handwerk versteh ich besser.

Wer bist Du?

Deinesgleichen nennen mich und meinesgleichen Kobolte und Berggeister, aber auf den Namen kommt's nicht an. Ein wenig luftiger und behender sind wir, als die Menschen, das kann nicht geleugnet werden, und es wäre uns ein Kinderspiel, den Felsenweg auf die Burg Falkenstein in einer Stunde zu machen.

Wenn Du das könntest und wolltest —

Ich kann und will es, fiel das graue Männchen ein; gegen eine Erkenntlichkeit, versteht sich. — Laß Deine St. Margarethen-

grube hier abhüten, denn wenn Deine Leute weiter durchfahren, so kommen sie in mein Gebiet, und ich muß mit den Meinigen den Berg verlassen. Du sollst dabei nicht verkürzt werden; das Gebirg dort zur Linken ist reichhaltig; ich will Dir eine Ruthe geben, womit Du die Gänge finden magst. Sie streichen vom Abend in den Morgen, wir Berggeister aber wohnen überall in die Mitternacht hinein.

Kuno betheuerte, er würde alle Gold- und Silbergruben der Erde um die schöne Irmengard geben, und das graue Männchen versprach ihm die Erfüllung seines Wunsches auf den nächsten Morgen.

Der Ritter ging jetzt recht wohlgemuth nach Hause, aber auf der Burg Falkenstein saß die holde Irmengard gar traurig am Fenster, denn ihr Vater hatte ihr erzählt, wie der Ritter von Sayn um sie angehalten, und welche Bedingung er ihm gemacht. Es war schon spät in der Nacht, und noch wollte kein Schlaf in ihre Augen kommen. Die Glocke schlug eilf — da mit Einem glaubte sie das Geklirr und Geräusch von Brecheisen, Spaten und Hacken zu vernehmen — ein freudiges Zittern ergriff sie, allein sie hatte nicht den Muth, aus dem Fenster zu sehen.

Ihr Vater trat jetzt ins Gemach; das Getöse hatte ihn aus dem Schlafe geweckt. — Ich glaube, der Herr Ritter von Sayn ist

toll geworden, sagte er, und haut mir meinen Felsenpfad zu Schanden, daß wir künftig uns in Körben auf- und ablassen müssen. — Mit diesen Worten öffnete er ein Fenster — da erhob sich draußen eine mächtige Windsbraut, alle Wipfel des Forsts schüttelten ihre Häupter; Thüren und Fenster flogen klirrend auf, und ein zischendes Gelächter hallte durch die Luft. Irmengard schmiegte sich ängstlich an ihren Vater, der sich bekreuzte, und einen Psalm zu beten anfing. Aber bald wurde es wieder stille, und kein Geräusch war mehr zu hören, kein Lüftchen regte sich im Gehölz um die Burg.

Jetzt athmete der alte Ritter wieder etwas freier, und suchte seine Tochter und sich selbst zu beruhigen. Er versicherte hoch und theuer, es sei der wilde Jäger gewesen, der da vorüber gezogen, und er habe ihn manchmal in seiner Jugend auf eben diese Weise gehört. Irmengard glaubte ihrem Vater, und hatte weiter keine Furcht mehr; dem Alten aber blieb es noch unheimlich zu Muthe, denn sein Gewissen war nicht so rein, wie das Gewissen seiner Tochter, und erst als die Vögel im Morgengrau zu zwitschern anfingen, schlummerte er in seinem Armsessel ein.

Die Sonne warf kaum die ersten Strahlen in den Burghof, als der Ritter von Sayn auf einem stolzen Rothschimmel über die Zugbrücke sprengte. Den alten Burgherrn weckte das Getrappel und

Gewieher des Rosses; er fuhr bestürzt auf und eilte ans Fenster, und sein erster Gedanke war, der Reiter, den er in seinem Hof erblickte, müsse durch die Luft gekommen sein. Kuno bot ihm einen guten Morgen, und setzte lachend hinzu: jetzt reitet sich's recht bequem zu Euch hinauf, Herr von Falkenstein! — Der Alte wußte noch immer nicht, ob er wache oder träume, denn er gewahrte jetzt auch, aus seinem Fenster, einen Theil des neuen, breiten Weges, der im Zickzack in den Felsen gehauen war. — Kuno ging zu ihm in den Burgsaal, wo sich eben auch die schöne Irmengard eingefunden hatte, und erzählte, wie Alles zugegangen. —

Ich will Wort halten, sagte der Falkensteiner, dem es bei diesem Bericht etwas leichter ums Herz wurde, ich will Wort halten, und damit legte er die Hand seiner Tochter in die Hand des Ritters.

Doch jetzt führt der Weg, den die Berggeister gebaut, zu den Ruinen der Burg Falkenstein, und das anwohnende Volk nennt ihn den Teufelsweg.

